



zur debatte

5/2014

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



5
Über Leben und Bedeutung des Theologen Johann Michael Sailer schreibt Prof. Dr. Konrad Baumgartner



19
Prof. Dr. Herfried Münkler fragt, warum im Ersten Weltkrieg ein Friedensschluss nicht möglich war



22
Prof. Dr. Christopher Clark stellt die Ursachen für den Ausbruch des Ersten Weltkriegs dar



25
Verhalten, Denken und Fühlen der Katholiken im Ersten Weltkrieg beschreibt Prof. Dr. Andreas Holzem



33
Dr. Meike Hopp zeigt aktuelle Problemfelder der Provenienzforschung auf



36
PD Dr. Christian Fuhrmeister berichtet über Raubkunst: Akteure, Objekte und Forschungsgeschichte



41
Prof. Dr. Michael von Brück zu Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“



Johann Michael Sailer als Brückenbauer



Foto: wikipedia

Das Denkmal von Johann Michael Sailer.

Mit einer Tagung in Regensburg erinnerte die Katholische Akademie Bayern am 5. April 2014 an Johann Michael Sailer. Der große Theologe lebte von 1751 bis 1832 in einer Zeit großer kirchlicher und gesellschaftlicher Umbrüche, wurde als Bischof von Regensburg ein Brückenbauer im Geiste Jesu, wirkte als Seelsorger und Lehrer, war aber auch ein Vorkämpfer der Ökumene. Aktueller Anlass der Tagung mit dem Titel „Johann Michael Sailer als Brückenbauer“ im Vorfeld des Katholikentages in Regensburg ist die „Rückkehr“ von Johann Michael Sailer auf den Emmeramsplatz. Das Denkmal des Theologen, der den Ehrentitel „Bayerischer Kirchenvater“ erhielt, stand dort viele Jahre, wurde im Zweiten Weltkrieg fast eingeschmolzen und nach dem Krieg an der Bahnhofstraße aufgestellt. Heuer, am 20. Mai, dem Todestag des Bischofs, kehrte das Denkmal nun auf seinen angestammten Platz vor der Basilika Sankt Emmeram zurück.

Johann Michael Sailer als Bischof von Regensburg

Bischof Rudolf Vorderholzer

„Man muss sagen, dass dem Bistum Regensburg nur ein beschränkter Teil von Sailers Wirken zugute kam, doch hat Regensburg die Ehre, die größte, wahrhaft überragende Gestalt im deutschen Katholizismus dieser Zeit als Bischof gehabt zu haben“ (Georg Schwaiger, Johann Michael Sailer. Der bayerische Kirchenvater, München 1982). So beginnt Georg Schwaiger, mein verehrter Münchner Lehrer in der Kirchengeschichte und selbst Regensburger Diözesanpriester, seine Darstellung des letzten und gleichsam krönenden Abschlusses des Wirkens von Sailer, eben als Bischof von Regensburg. Die Bischofszeit von Johann Michael Sailer ist quellenmäßig gut belegt und auch gut erforscht. Was ich Ihnen hier aus der Fülle der möglichen Materialien vorstellen und interpretieren darf, speist sich aus den Studien vor allem von Georg Schwaiger, Paul Mai, Konrad Baumgartner und Alexander Loichinger.

Die Ausführungen über Johann Michael Sailer als Bischof in Regensburg sind folgendermaßen gegliedert: Zunächst die Vorgeschichte seines Episkopats, dann sein Weg „hinein ins Bistum“ (Pastoral- und Firmreisen), seine Sorge um die Priesterausbildung und die Wiederbelebung der Klöster und schließlich Sailer im Spiegel zweier wichtiger Bezugspersonen (Proske und Diepenbrock). In all dem wird es hoffentlich gelingen, Johann Michael Sailer als einen Bischof vorzustellen, der lange vor der Zeit das Bischofsideal des Zweiten Vatikanischen Konzils, das biblische Bischofsideal, verwirklicht hat, ein Ideal, das zuletzt durch die Päpste Benedikt und jetzt Franziskus beschworen wurde und wird.



Rudolf Vorderholzer, Bischof von Regensburg

I. Zur Vorgeschichte des Episkopates

Im Jahr 1816 war Sailer 65 Jahre alt geworden und in den Augen vieler ein hervorragender Kandidat für einen der nunmehr neugeordneten Bischofsstühle. Dass Sailer nicht gleich für den durch den Tod von Karl Theodor Reichsfreiherr von Dalberg am 10. Februar 1817 freigewordenen Regensburger Bischofsstuhl vorgesehen werden konnte, hängt mit dem Gutachten des Wiener Redemptoristenpaters und später – trotz und nicht wegen dieses Gutachtens – heiliggesprochenen Clemens Maria Hofbauer

Editorial

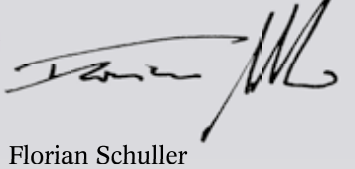
Liebe Leserinnen und Leser!

„*Brücken bauen*“¹ ist eine Chiffre für die Herausforderung, Verbindung herzustellen zwischen Bereichen, die zunächst völlig getrennt sind. Und zwar in ganz unterschiedlichen Bereichen. So greift z.B. jene bekannte Ballade schon uralten Sagenstoff aus: „*Es waren zwei Königskinder, / die hatten einander so lieb, / sie konnten zusammen nicht kommen, / das Wasser war viel zu tief.*“

Nicht zuletzt das „*viel zu tiefe Wasser*“¹ zwischen unserer Wirklichkeit und der Wirklichkeit des Göttlichen – so war immer die Ahnung – braucht eine Verbindung ganz eigener Art. Im antiken Rom war es der „*oberste Brückenbauer*“, der „*Pontifex Maximus*“, der als Haupt der Priesterschaft die religiösen Rituale verantwortete, die die Verbindung zu den Göttern herstellten. Wenn sich dann ab Leo dem Großen auch die Päpste diesen Titel zulegten, schlugen sie nicht nur die Brücke zurück in die große heidnische Vergangenheit Roms, sondern definierten damit gleichsam das Selbstverständnis ihres Amtes: eine Brücke zu bauen zwischen der Kirche auf Erden und der himmlischen Wirklichkeit Gottes.

„*Mit Christus Brücken bauen*“¹ lautet auch das Motto des Katholikentages 2014 in Regensburg. Dieses Bildwort spricht natürlich für sich selbst. Aber gerade das Selbstverständliche ist häufig gar nicht so einfach. Denn genau genommen kann ich ja – ganz simpel gedacht – eine Brücke auf dreierlei Arten bauen: entweder vom einen Ufer aus, oder vom anderen Ufer aus, oder mitten im Fluss stehend. Viele Fragen der Selbstvergewisserung schließen sich da an: Ist mein Ufer stabil für einen Brückenpfeiler? Geht es am anderen Ufer überhaupt weiter, oder ist vielleicht die Stelle, an der meine Brücke entstehen soll, schlecht ausgewählt, weil am jenseitigen Ufer wo anders mit einer Brücke begonnen wurde? Oder wäre es nicht anmaßend, zwei Seiten dadurch zu verbinden, dass ich mich zwischen sie stelle, mitten im reißenden Fluss?

Fragen durchaus von Relevanz, wenn wir innerkirchlich über „*Brückenbauen*“¹ sprechen. Wie gut, dass es da Vorbilder gibt. Der Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer hat Johann Michael Sailer als „*Brückenbauer*“¹ vorgestellt. Wenn Sie sich auf dessen Leben und Verständnis des christlichen Glaubens einlassen, nehmen Sie etliche Anregungen wahr, was es heißen könnte, über „*tiefe Wasser*“¹ hin Verbindungen herzustellen zwischen sehr unterschiedlichen „Königskindern“ unserer Tage, die nicht „*zusammen kommen*“.

Ihr

Dr. Florian Schuller

zusammen, der die Gerüchte, aber natürlich auch eigene Interpretationen zu einem Gutachten zusammenbraute, das vor allem den Sailer’schen Mystizismus und auch seine unzuverlässige Ekklesiologie brandmarkte und deswegen dem Heiligen Stuhl von einer Bischofs-ernennung dringend abgeraten hatte. Das Gutachten, das in Rom vorlag und von den Gegnern Sailers verbreitet wurde, schien Sailers Zukunft in Richtung eines bayerischen Bischofsstuhles endgültig zu verbauen.

Umso mehr bemühte man sich in Preußen, angeregt durch Sailers Freund und ehemaligen Kollegen Friedrich Carl von Savigny, Sailer für den Erzbischofsstuhl in Köln zu gewinnen. Sailer hätte wohl mit einer kurzen Zwischenstation als Professor in Bonn Erzbischof in Köln werden können, wenn er rechtzeitig zugesagt und die Sache selber dann auch zielstrebig weiterverfolgt hätte. Aber er zögerte, auch mit Blick auf seine bayerische Heimat und die hier bestehenden persönlichen Beziehungen. Als dann der bayerische Nuntius auch in Preußen zu intrigieren begann, war die Perspektive definitiv verbaut. In dieser Situation wird der Kronprinz Ludwig aktiv. Eine Berufung Sailers auf den Bischofsstuhl in Augsburg, immerhin Heimatbistum Sailers, wird 1819 noch hintertrieben. Nach schwierigen Verhandlungen der Regierung mit dem Heiligen Stuhl 1821 gelingt es aber schließlich, Sailer in das Regensburger Domkapitel zu berufen, mit der Aussicht, dort auch die Hauptverantwortung übernehmen zu können.

Das Bistum Regensburg ist in einem vergleichsweise guten Zustand. Der von Mainz nach Regensburg transferierte Kurfürsterzbischof von Dalberg repräsentierte gewissermaßen die große Kontinuität und hatte auch für Stabilität und geistliche Ausrichtung gesorgt, was man von den meisten Bistümern im übrigen Deutschen Reich damals so nicht sagen konnte. Am 22. Oktober 1822 wird Sailer kurz vor seinem 71. Geburtstag in Regensburg zum Bischof geweiht. Er ist fortan Weihbischof und Koadjutor des greisen Bischofs Johann Nepomuk von Wolf, der das Bistum vom Bett aus regiert, wie er selbst zu sagen pflegte. Nach dessen Tod 1829 wird er ihm als Diözesanbischof nachfolgen. Zwischenzeitlich wird Sailer Dompropst und Generalvikar, leitet also faktisch bereits das Bistum, ehe er 1829 schließlich Diözesanbischof von Regensburg wird. Er wird dieses Amt bis zu seinem Tod am 20. Mai 1832 innehaben. Sailer war im Grunde schon ein Pensionär, jemand, der den Ruhestand verdient hätte, als ihm diese große Aufgabe hier in Regensburg übertragen wurde.

II. Sailers Weg „hinein ins Bistum“ (Pastoral- und Firmreisen)

Schon das Konzil von Trient hat in seinen entsprechenden Dekreten ein ganz klares Bild vom Bischof als ersten Prediger, als ersten Seelsorger seiner Diözese entworfen. Wenn Papst Franziskus in seiner bildhaften Sprache den neuen Bischöfen anlässlich ihres Einführungskurses, an dem ich auch teilnehmen durfte, ans Herz legt, sie sollten den Geruch ihrer Schafe annehmen, also nahe am Leben der Menschen sein, ihre Bistümer gut kennen, dann entspricht das bereits dem Ideal des Bischofsbildes von Trient und natürlich erst recht dem des Zweiten Vatikanischen Konzils, aber es dauerte, bis gerade in deutschen Landen den Bischöfen der Fürstenhut definitiv genommen wurde.

Sailer geht sein Amt ganz im Sinne dieses Bischofsideals an. Kaum sind Herbst und Winter vorüber, macht er sich im Frühjahr 1823 auf eine erste große Pastoralreise nach Niederbayern.

Paul Mai hat in seinem Aufsatz zur Festschrift von 1982 das bischöfliche Wirken Sailers minutiös beschrieben und auch statistisch ausgewertet. An Pfingsten sowie am Dreifaltigkeitssonntag wieder in Regensburg, spendet Sailer im Dom insgesamt 1350 Personen die Firmung. Aber dann kommt das Unglaubliche, das mich, seitdem ich es gelesen und dann auch zu verstehen versucht habe, nicht mehr loslässt: Es folgt eine Pastoralreise in die Oberpfalz, und dort stehen wir vor folgenden phänomenalen Zahlen: in Schwandorf 600 Firmungen, in Amberg am 16. Juni sage und schreibe 6800 Firmungen, in Stadt Eschenbach am 19. Juni 2300 Firmungen usw. (vgl. Paul Mai, Johann Michael Sailers Wirken als Weihbischof und Bischof im Bistum Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 16, Regensburg 1982, 168).

Das Firmalter war zu dieser Zeit bekanntlich nicht so festgelegt wie in unseren Tagen, wo die Firmung in der Regel in der 5. oder 6. Klasse gespendet wird. Es war in diesen Zeiten üblich, dass der Bischof, wenn er auf Pastoralreise kam, im Grunde alle ab einem bestimmten Alter firmte, auch Erwachsene und Greise, wenn sie das Firmsakrament noch nicht empfangen hatten. Wer weiß, ob man noch einmal im Leben einem Bischof begegnen würde! In manchen auch größeren Orten war hier im Bistum Regensburg seit 10, 15 oder noch mehr Jahren kein Bischof mehr gewesen. Auch die Mobilität der Leute war umgekehrt nicht so groß, dass sie ihrerseits zum Bischof hätten kommen können.

Die Sailer-Biographien sprechen im Hinblick auf die ersten Pastoralreisen von Triumphzügen. Der Jubel etwa in Cham oder in Lam muss unbeschreiblich gewesen sein. Der Eindruck, den der würdige Greis mit seinem jugendlichen Elan hinterließ, war tief und nachhaltig. Es gab, wie schon gesagt, Orte, die jahrzehntelang keinen Bischof mehr gesehen hatten, und dann kommt ein solcher Sailer als Bischof: Diener des Wortes, ein seeleneifriger Hirte, der die Menschen spüren lässt, dass er als Bischof ihnen Segen, das Wort Gottes, das Heil in Christus bringt und sich in diesem Dienst auch wirklich verzehrt. Sailer stand im 72. Lebensjahr, und er fuhr

mit einer von zwei alten Schimmeln gezogenen Lohnkutsche.

Dass die Pastoralreisen in die verschiedenen Regionen des Bistums Regensburg, dessen Ausdehnung sich seit her nicht wesentlich geändert hat, eine körperliche Strapaze sonders gleichen waren, kann man sich lebhaft vorstellen. Sailers Sekretär Diepenbrock schrieb im Juli 1825 an den Arzt Johann Nepomuk von Ringseis: „Das Alter forderte bei Sailer allmählich seinen Tribut, zumal es ihm nie in den Sinn kam, sich körperlich zu schonen. Überall, wo er hinkam, hielt er Predigten. Dabei wiederholte er sich niemals. Und wenn ihm auch das Predigen wenig Mühe bereitete, weil er durch seine umfangreiche pastoral-theologische Schriftstellerei und sein beständiges Studium der Heiligen Schrift und der Meister des geistlichen Lebens immer aus dem Vollen schöpfen konnte, eine körperliche Anstrengung war es für den doch schon mittlerweile 75-Jährigen allemal“ (zit. nach Konrad Baumgartner, Johann Michael Sailer. Leben und Werk, Kevelaer 2011, 32).

Man hat ihm dann geraten, er möge sich doch ein bequemes Gefährt zulegen, und er hat sich fast dazu überreden lassen. Georg Schwaiger berichtet allerdings vom missglückten Neukauf einer Kutsche: 900 Gulden hatte er auf die Seite gelegt, um sich ein bequemes Gefährt zuzulegen, und der Kauf war schon beschlossene Sache. Da bekommt Sailer aus der Schweiz einen Bettelbrief eines armen Theologiestudenten, dessen Familie er noch gekannt hatte, und dessen Vater sich nun in der größten wirtschaftlichen Misere befunden hat. Was macht Sailer? Er zieht die 900 Gulden zurück, schickt sie in die Schweiz und fährt weiterhin mit seiner alten Kutsche.

Kronprinz Ludwig erfuhr von dem vorhin zitierten Brief von Diepenbrock und von Sailers physischer Belastung und der geschilderten gesundheitlichen Situation, und als er drei Monate später König wurde, wies er umgehend Sailer das Schloss Barbing südöstlich von Regensburg als Land- und Erholungssitz auf Lebenszeit zu. Heute ist in diesem Schloss das Rathaus von Barbing untergebracht.



Viele Interessierte waren in den Saal im Priesterseminar St. Wolfgang am Regensburger Bismarckplatz gekommen. In der Mitte: Prof. Dr. Helmut Altner, der ehemalige Rektor der Universität Regensburg.



Der Regensburger Bischof Professor Rudolf Voderholzer (li.) und Akademiedirektor Dr. Florian Schuller freuten sich über das Interesse an der Tagung zu Johann Michael Sailer.

III. Sailers Sorge um die Priesterausbildung

Auch für die Priesterausbildung hat Johann Michael Sailer in seiner Verantwortung als Bischof entscheidende Weichen gestellt. Die Zahl der Priesterweihen stieg sprunghaft an. Hintergrund war gewiss auch die neue Beheimatung des Priesterseminars und Sailers Sorge um diese Ausbildung. Zunächst finden wir das vom Konzil von Trient geforderte Priesterseminar seit 1787 im ehemaligen Jesuitenkolleg St. Paul. Nachdem dies dem verheerenden Regensburger Brand im Französisch-Österreichischen Krieg im April 1809 samt zugehöriger Kirche zum Opfer gefallen war, stellte Erzbischof Dalberg 1809 zunächst das Haus seines Ministers Albini zur Verfügung, dann seine eigene Residenz am Domplatz. Bald musste das Seminar nach St. Emmeram wandern, 1811 in die Dompräbende, 1816 zurück in die räumlich engen Verhältnisse des ehemaligen Seminargebäudes am St.-Kassiansplatz.

Dieser Unbehaustheit machte Sailer schnell ein Ende. Auf persönliche Vorstellung noch des Koadjutors Sailer hin übertrug König Max Joseph am 25. September 1822 den ganzen Komplex des ehemaligen Reichsstiftes Obermünster

als freies Eigentum an das Seminar, gegen Abtretung des Hauses am St.-Kassiansplatz an den Staat. Bereits Ende Oktober 1822 zogen 48 Alumnen in die stattlichen Gebäude mit der prächtigen Stiftskirche ein.

Sailer gelang es in dieser Zeit darüber hinaus, den Alumnatskurs aus dem Georgianum in Landshut nach Regensburg zurückzuholen. Sailer setzte sich auch entschieden für die Errichtung oder Wiederherstellung der Lyzeen und Priesterseminare in ganz Bayern ein und kann als geistiger Vater der neuen Lyzeen, der späteren Philosophisch-Theologischen Hochschulen, gelten. Er sah in den Lyzeen, zwischen dem Gymnasium und der Universität und deren Fakultäten stehend, eine Vorstufe zur Universität und die beste, die praktikabelste Form für die Ausbildung des Seelsorgsklerus. Natürlich kannte und schätzte Sailer die Universität und die dortigen Theologischen Fakultäten – immerhin lehrte er ja selbst in Landshut an einer der beiden bayerischen Universitätsfakultäten der katholischen Theologie. Die Ausbildung der künftigen Priester der acht bayerischen Diözesen nur an diesen beiden Universitäten hätte zu erheblichen Schwierigkeiten in den Bistümern geführt.

IV. Sailer und die Wiederbelebung der Klosterlandschaft

Im Konkordat von 1817 stellte der König von Bayern die Errichtung einiger Klöster in recht allgemeinen Wendungen in Aussicht. Doch ist in den ruhigen letzten Jahren der Regierung König Max Josephs nichts mehr in dieser Richtung passiert.

König Ludwig dagegen engagierte sich leidenschaftlich für die Wiederrichtung einer reichen und vielfältigen Klosterlandschaft in Bayern. Mit einer allerdings ihm recht eigenen Weise hat sich auch Johann Michael Sailer als Bischof an dieser Wiederbelebung der Klosterlandschaft beteiligt. Er hat den König in erster Linie in seinem Engagement gebremst. Sailer, der auch in dieser Frage den ungestüm drängenden König klug beriet, empfahl zunächst nur die Errichtung eines einzigen Klosters. Durch seine besonnene Art und seinen Realismus hat Sailer womöglich wesentlich dazu beigetragen, dass dieses von König Ludwig I. so massiv betriebene Anliegen nachhaltig durchgesetzt werden konnte.

Sailer hat sich keinen Illusionen hingegen. Von den noch lebenden Mönchen, die 1802 und 1803 aus ihren Klöstern, den Benediktinerklöstern und anderen, vertrieben worden waren und denen man ihre Klöster, ihr Eigentum weggenommen hatte, waren nur insgesamt 11 bereit, wieder ein Benediktinerkloster mitaufzubauen und beleben zu helfen. Man wird das verstehen müssen: Da hat man erst erlebt, wie einem alles genommen wird, und dann war man doch auch in die Jahre gekommen. Also, mich wundert das nicht; das hat, wie mir scheint, nichts mit einer prinzipiellen Abkehr vom Ideal des Mönchtums zu tun, sondern ist einfach auch realistisch. Wir wissen heute darum, wie es im 19. Jahrhundert zu einem Aufblühen kam. Diese Perspektive hatten die betreffenden Mönche nicht.

Jedenfalls kam es dann, nachdem auch König Ludwig nicht locker gelassen hat, im Jahre 1830 zur Wiederbelebung des Benediktinerklosters in Metten. Bischof Sailer nimmt selber die Wiedereröffnung und die damit verbundene Erneuerung der Ordensgelübde entgegen. Nur zwei Mönche bezogen in großer Armut die notdürftig hergerichteten Gebäude, Pater Ildefons Nebauer als Prior und Pater Roman Raith. Als einziges Besitztum des jungen Konvents, so lesen wir bei Schwaiger, brachte Pater Roman eine Kuh mit, die man aber bei fremden Leuten einstellen musste. Am 25. Dezember 1831 schrieb der König an Eduard Schenk, den Regierungspräsident in der Oberpfalz: „Viel liegt mir an dieses Benediktinerklosters Erhaltung. Sie muss stattfinden!“ 1832, im Todesjahr Bischof Sailers, zählte Metten dann immerhin schon den Prior, den Subprior, einen Pater, einige Novizen und einen Laienbruder. Doch ein Anfang des benediktinischen Mönchtums in Bayern war wieder gesetzt, und der alte Bischof Sailer hatte maßgeblich und vielleicht auch entscheidend durch seine Besonnenheit mitgeholfen.

Als der König aus eigenen Mitteln 50.000 Gulden zur Dotation gab, begann allmählich der Wiederaufstieg des Klosters, und schon Anfang der 1840er Jahre war man in Metten so weit, dass man wieder zwei Mönche nach Weltenburg schicken konnte, und langsam ging es auch mit Weltenburg wieder aufwärts.

Sailer bemühte sich mit Erfolg um die Neukonstituierung mehrerer Zentral- oder besser gesagt Aussterbeklöster auch weiblicher Orden, auch um die Erhaltung der Schottenabtei St. Jakob, bis ihr dann Bischof Senestrey ein Ende bereitet hat.

Themen „zur debatte“

Editorial	2
Johann Michael Sailer als Brückenbauer	
Johann Michael Sailer als Bischof von Regensburg Bischof Rudolf Voderholzer	1
Johann Michael Sailer – Leben und Bedeutung Konrad Baumgartner	5
Bischof Johann Michael Sailer wieder auf dem Emmeramsplatz Eberhard Dünninger	6
König Ludwig I. und Johann Michael von Sailer Bernhard Lübbers	9
Befreundung in Jesus Christus: Johann Michael Sailers Impulse für die Ökumene Bertram Meier	12
Wirtschaft – nachhaltig und auf sozialetischer Basis	
16	
Reihe „Wissenschaft für Jedermann“ Power to gas	
Katalysator für einen Epochen- wechsel in der Energieversorgung Markus Vogt	17
Der Erste Weltkrieg	
Der Große Krieg. Warum der Erste Weltkrieg nicht im Herbst 1914 beendet wurde Herfried Münkler	19
Die Schlafwandler Christopher Clark	22
„... wenig gebetet, aber heißer als je“: Katholiken im Ersten Weltkrieg (1914–1918) Andreas Holzem	25
Der Erste Weltkrieg – „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ oder Geschichtsbruch“? Lucian Hölscher	30
Energiewende – Vision und Realität	
32	
NS-Raubkunst. Spätschuld Folgen und Konsequenzen	
Aus aktuellem Anlass: Problemfelder der Provenienzforschung Meike Hopp	33
Vermögensentzug / Kunstraub / Raubkunst: Akteure, Objekte und Forschungsgeschichte Christian Fuhrmeister	36
Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“	
Religionswissenschaftliche Zugänge Michael von Brück	41
Impressum	14



Der Regensburger Generalvikar Michael Fuchs (li.) im Gespräch mit Prof. Dr. Alfons Knoll, Professor für Fundamentaltheologie an der Universität

Regensburg und Mitglied der Guardini-Kommission der Katholischen Akademie Bayern.

V. Sailer im Spiegel zweier wichtiger Bezugspersonen (Proske und Diepenbrock)

Im Folgenden sollen, wenigstens ganz kurz, auch zwei wichtige Personen vorgestellt werden, in denen sich gewissermaßen das Wirken Johann Michael Sailers als Bischof spiegelt. Wir müssen uns Folgendes vor Augen halten: Aus rein menschlicher Sicht war es für Sailer zunächst einmal gar nicht einfach, nach Regensburg zu kommen und hier Fuß zu fassen. In Landshut war er der Mittelpunkt einer großen Gesellschaft. Meine erste Seminararbeit habe ich über den Sailer-Kreis in Landshut schreiben dürfen. Man muss sich das vorstellen: In seinem Haus, das es leider in der damaligen Form nicht mehr gibt, war allabendlich ein Kreis von Professoren unterschiedlichster Konfessionalität, aber auch von Studenten und Pfarrern zusammengekommen. Man hat sich bei Sailer getroffen; die einen haben Schach gespielt, die anderen haben diskutiert, und wer noch nicht zu Abend gegessen hatte, ist auch nicht hungrig heimgegangen. Sailer war der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, so wird man fast sagen müssen. Jetzt kommt er nach Regensburg und hat eigentlich kaum Kontakte. Seine beiden Nichten, die ihm zur Seite standen, spielen hier eine Rolle, aber vor allem Carl Proske und Melchior von Diepenbrock.

Erst ganz kurz zu *Carl Proske*. Wenn Regensburg heute als Welthauptstadt der Kirchenmusik gilt, wenn wir mit der Hochschule für Kirchenmusik und auch mit den Domspatzen hier eine bestimmte kirchenmusikalische Tradition haben, dann hängt das nicht unerheblich mit einem Mann zusammen, der zum engsten Vertrauten von Sailer gehörte, ein Mann, der wahrlich vielseitig begabt war: Arzt, Priester, Musikwissenschaftler, eben der Schlesier Carl Proske. In seinem Testament hat er geschrieben, und hier kommt der große Dank gegenüber Sailer zum Ausdruck: „In der Erweckung und Wiedereinführung der alten Kirchenmusik habe ich meine Lebensaufgabe erblickt, und was ich in dieser Richtung gesammelt, unternommen und gearbeitet, ist nicht ohne bedeutende Opfer möglich gewesen. Dem höchstseligen Bischof Sailer, der mir mehr war als Lehrer und Berater, bin ich zu ewigem Dank verpflichtet.“

Sailer hatte schon als Professor unter

pastoraltheologischer Rücksicht unmissverständlich und sehr klar zum Ausdruck gebracht: Kirchenmusik, das Liedgut der kirchenmusikalischen Tradition, ist nicht schmückendes Beiwerk zur Liturgie, sondern integraler Bestandteil derselben. Und das, was er selbst erlebte, und da war er sich mit Proske einig, entsprach dem durchaus nicht.

Proske kam über verschiedene Stationen schließlich, auf den Rat und die geistliche Führung Sailers, aus seiner schlesischen Heimat nach Regensburg, und ist dann von Sailer selbst zum Priester geweiht worden.

Proske hat, und darin dürfte sein Hauptverdienst liegen, seine kirchenmusikalische Kompetenz, seine Quellenkenntnis in eine Reihe von Sammlungen einfließen lassen. Da ist vor allem eine vierbändige Sammlung „echter Kirchenmusik zum Gebrauche und für die Bedürfnisse des ganzen Kirchenjahres“ unter dem Titel „Musica Divina“ und vier- bis achttimmige Messen unter dem Titel „Selectus Novus Missarum“, die von ihm zusammengestellt und 1855 publiziert wurden. Vor allem die eigenen Bibliotheksbestände bearbeitete Proske für die kirchenmusikalische Praxis. Noch im Sommer 1861 sprach der Gründer und erste Generalpräses des Cäcilienvereins Franz Xaver Witt mit Proske über eine Reform der Kirchenmusik, die auch die einfachen Pfarrgemeinden einbeziehen sollte. Carl Proske ist als „musicæ divinae restaurator ingeniosissimus“ in die Geschichte der katholischen Kirchenmusik eingegangen. Ohne Sailer wäre er nie nach Regensburg gekommen.

Melchior Diepenbrock: Im Spiegel dieses Mannes sehen wir Sailer auch als Seelsorger, Lehrer und Vater in einer Person. Stellen Sie sich einen 20-jährigen Heißsporn vor, hochbegabt, sensibel, mit einer glänzenden Aussicht auf eine militärische Karriere, respektlos gegenüber jeder falschen Autorität, aber auf der Suche nach seiner Berufung und seinem Platz im Leben. Melchior von Diepenbrock: Ein ausgedehnter Spaziergang mit Johann Michael Sailer auf dem elterlichen Gut im Münsterland im Jahre 1818, den er zugleich geführt und herbeigesehnt hatte, veränderte sein Leben. Es war die Reise, in der Sailer sich eigentlich seinen Lehrstuhl in Bonn hätte anschauen und dann in Köln bleiben sollen. Aber das wichtigere war wohl die Begegnung mit Diepen-

brock: Ein Spaziergang verändert das Leben. Die Begegnung mit Sailer brach bei Melchior den gehegten äußeren und inneren Widerstand. Er legte wohl eine Art Lebensbeichte bei Sailer ab. „Sailer gewann das Herz, die Zuneigung und das Vertrauen Melchiors in einer Weise, wie er selber das zuvor nicht geahnt hatte. Das war der spätere in Sailer'schen und Diepenbrock'schen Kreisen gleichermaßen berühmt gewordene Spaziergang“ (Alexander Loichinger, Melchior Diepenbrock. Seine Jugend und sein Wirken im Bistum Regensburg (1798–1845), Regensburg 1988, 60). Dieser Spaziergang entschied über Diepenbrocks ganzes Leben und war der Anfang einer Zukunft, von der beide noch nichts ahnen konnten.

Diepenbrock macht einige Versuche, sein Theologiestudium mit dem Ziel, Priester zu werden, abzuschließen. Aber weder in Mainz noch in Münster hält es ihn im Priesterseminar. Alle, die ihm dort begegnen, werden an Johann Michael Sailer gemessen. Jedenfalls muss es dann wieder Sailer sein, der ihn auch wirklich mehr oder weniger alleine auf das Priestertum vorbereitet. Nachdem Sailer am 28. Oktober 1822 zum Bischof geweiht worden war, konnte er dann etwa ein Jahr später, am 27. Dezember 1823, Diepenbrock selber die Priesterweihe erteilen. Am Dreikönigsfest 1824 feiert er seine Primiz im Kloster Pielenhofen bei Regensburg, und bald nach der Priesterweihe zieht Diepenbrock ganz zu Sailer, um bei ihm als Sekretär zu arbeiten, nur bezahlt mit Kost und Wohnung. Beide, Diepenbrock und Sailer, lebten von der unmittelbaren tagtäglichen Begegnung miteinander, Sailer selig im Vaterstolz auf den jungen und begabten Schüler und Freund, Diepenbrock ganz erfüllt von der Gegenwart und Zuneigung des verehrten Vaters Bischof. Ich stelle mir das so vor: Für Diepenbrock war das sozusagen auch das Bischofsnoviziat. Er sollte im Jahre 1845 Erzbischof in Breslau werden, 1850 Kardinal, bis er 1853 dann gestorben ist.

Diepenbrock führte für Sailer viele amtliche und persönliche Korrespondenzen. Es ist bekannt, dass Sailer ihm immer mehr überließ. Drei Stichworte genügten, und Diepenbrock verfasste dann auch den Hirtenbrief. Sailer ließ ihn sich vorlesen, genoss auch die hohe sprachliche Kompetenz Diepenbrocks und war selig, dass er solche wichtigen Aufgaben tatsächlich auch schon seinem Sekretär anvertrauen konnte.

Als Sailer dann im Jahre 1829 Johann Nepomuk von Wolf als Diözesanbischof in Regensburg nachfolgte und schon im 79. Lebensjahr stand, ernannte er Diepenbrock offiziell zu seinem bischöflichen Sekretär. Nach längerem Widerstand willigte Diepenbrock schließlich in den Vorschlag ein, Mitglied des Regensburger Domkapitels zu werden, den vor allem Sailer befürwortete. Am 3. Februar 1830 erfolgte seine Ernennung durch König Ludwig I. Nun war Diepenbrock umso vorbehaltloser für den alternden Sailer eine echte Hilfe und Stütze geworden. Aber schon am 8. Mai 1831 trat Diepenbrock von seinem Amt als Domkapitular zurück. Er versuchte es wenigstens, denn von vielen Seiten war er, der junge, in der praktischen Seelsorge vermeintlich unerfahrene, noch dazu aus dem Ausland kommende Mann beneidet und angefeindet worden. Es war wohl seine eigene innere Abneigung gegen dieses Amt, die ihn zu dem Entschluss bewogen hat, zurückzutreten. Aber auf intensives Drängen, wahrscheinlich nicht zuletzt von Sailer selbst, nahm er seine Resignation dann doch wieder zurück. Ein schwieriger und stolzer Mann ist er zeitlebens geblieben.

Der Tod Sailers bedeutete für Diepenbrock natürlich den tiefsten Ein-

schnitt in seinem Leben. Das kann man sich denken. Wieder stellte sich die ernsthafte Frage, ob er sein Domkanonikat behalten oder Regensburg verlassen sollte. Kurz vor seinem Tod hatte der Nachfolger Sailers auf dem Bischofsstuhl von Regensburg, Bischof Wittmann, den Vorschlag ausgesprochen, Diepenbrock solle sein Nachfolger werden. Aber dazu kam es nicht. Nach einer langen Zeit unerquicklicher Auseinandersetzungen mit Bischof Valentin von Riedel in Regensburg wurde Diepenbrock am 15. Januar 1845 vom Domkapitel in Breslau zum dortigen Fürstbischof gewählt. Nach energischen Versuchen der Ablehnung willigte Diepenbrock schließlich doch ein. Anlässlich seiner Ernennung zum Erzbischof schenkte Diepenbrock der Pfarrei Aresing, also der Heimatpfarrei Sailers, 1000 Gulden für eine Kirchnerweiterung, Zeichen der Dankbarkeit für seinen verehrten Lehrer und väterlichen Freund. Wenige Jahre später ist dann tatsächlich auch die Pfarrkirche St. Martin in Aresing erweitert worden.

VI. Würdigung des Lebens und Wirkens durch seinen Nachfolger als Bischof von Regensburg Georg Michael Wittmann

Die letzten Lebensjahre Sailers waren gekennzeichnet von Phasen der Krankheit, aber auch wieder erstaunlicher Erholung. Der 80-jährige Greis vermochte immer wieder neue geistige und körperliche Kraft zu schöpfen. Am 20. Mai des Jahres 1832 vollendete sich das irdische Leben Bischof Sailers. Ich zitiere aus den Feierlichkeiten und vor allem der Predigt von Bischof Georg Michael Wittmann, dem unmittelbaren Nachfolger Johann Michael Sailers. In dieser Predigt haben wir eine schöne Zusammenfassung eigentlich auch des gesamten Lebens und Wirkens.

Wittmann formulierte seinerzeit so: „Er hat durch seine zahlreichen Schriften ganz Deutschland erbaut. Auf der Universität hat er viele hundert Jünglinge zu einem christlichen Lebenswandel gebildet, nicht nur im Hörsaal, sondern auch in Privatunterredungen auf seinem Zimmer. Seine Majestät unser geliebter König hat ihn beharrlich als seinen Lehrer dankbar geehrt. Große Männer geistlichen und weltlichen Standes in Bayern, Österreich, der Schweiz, Württemberg, Baden, auch preußischen Ländern, hat er gebildet. Als Bischof hier hat er das ganze Bistum visitiert auf abgelegenen, beschwerlichen Wegen. Er hat geistliche Versammlungen in der Diözese eingeführt und hier selbst gehalten. Er hat strenge Wachsamkeit über die Geistlichkeit durch vierteljährlich von den Dekanen und Pfarrern einzusendenden Sittenzeugnisse eingeführt. Seine Lebensart war still und einsam. Als Jesuitennoviz hat er sie angefangen und bis zu seinem Ende fortgesetzt. Aus Liebe des klösterlichen Lebens hat er das meiste zur Wiederherstellung des Klosters Metten mitgewirkt und für ein stilles, einsames Leben der angehenden Diözesangeistlichkeit hat er vom höchstselig verstorbenen Könige das Obermünsterstift mit Kirche und Garten erhalten. Seine Verdienste werden für Regensburg noch lange bleiben.“

Johann Michael Sailer ist für mich ein großes und sicher nicht zu erreichendes Vorbild. Aber nur an solchen großen Gestalten kann man reifen und selber lernen, was es heißt, Bischof zu sein. □

Es handelt sich um eine leicht überarbeitete Form des mündlichen Vortrages. Auf einen wissenschaftlichen Apparat wurde für die Drucklegung verzichtet.

Johann Michael Sailer – Leben und Bedeutung

Konrad Baumgartner

I. Leben und Werk von Johann Michael Sailer

Johann Michael Sailer (1751–1832) war der 69. Bischof von Regensburg in den Jahren von 1829 bis 1832. Zuvor war er 1821 Domkapitular in Regensburg und ein Jahr später Weihbischof und Koadjutor des altersschwachen Bischofs Johann Nepomuk Wolf (1821–1829). Am 20. Mai 1832 verstarb Sailer in der Bischöflichen Residenz zu Regensburg. Seine letzten Worte waren: „Wie Gott will. Herr, da bin ich“.

Mit Johann Michael starb ein Führer des Glaubens, der das Schiff der Kirche in sturm bewegter Zeit an neue Ufer geleitet hatte. In radikaler Hinwendung zum einzigen Quellgrund des Glaubens, Jesus Christus, hat er in lebendiger Unmittelbarkeit aus diesem Glauben geschöpft und mit erneuertem Wasser den Strom der Überlieferung aufbereitet, belebt und weitergetrieben. Er, der „bayerische Kirchenvater“, der „Heilige einer Zeitenwende“, hat dem Christsein und dem pastoralen Handeln damals entscheidende Impulse vermittelt, die in ihrer Wirkkraft bis in unsere Zeit hereinreichen. Wer war dieser Mann, worin besteht sein Werk, worin seine Wirkung über seine Zeit hinaus, welche Bedeutung hat er für uns heute?

Am 17. November 1751 wurde Sailer als Sohn eines Schuhmachers in Areising bei Schrobenhausen im Kreise einer gläubigen Familie geboren. Nach der Zeit der Volksschule kam der junge Hansmichel nach München ans Gymnasium. Zwei Schnepfen, unterwegs erworben, halfen werbend dabei nach, dass der kleine Studiosus bei seinen Gasteltern gut aufgenommen wurde. Immer wieder erzählte der spätere Professor und Bischof die Geschichte von den beiden Schnepfen: „Gott hat mich durch sie zu dem gemacht, was ich bin.“ Noch das Grabdenkmal Sailers im Dom zu Regensburg zieren flankierend rechts und links diese Vögel.

Das Vorbild der Jesuiten an seinem Gymnasium ließ in Sailer den Wunsch aufkeimen, selbst der Gesellschaft Jesu anzugehören. Von 1770 bis 1773, dem Jahr der Aufhebung des Ordens, war er dessen Mitglied. Nachdem er von 1772 bis 1775 an der Universität Ingolstadt Philosophie und Theologie studiert hatte, wurde er 1775 in Augsburg zum Priester dieser Diözese geweiht. Es war eine stürmische Zeit des Kampfes zwischen Jesuiten und ihren Gegnern, auch Sailer wurde als Exjesuit mit hineingezogen.

1780 wurde Sailer neben seinem Lehrer Benedikt zum zweiten Professor für Dogmatik ernannt. Er stand noch ganz im Schatten seines Lehrers und musste wie er viele Angriffe erleiden. Schon ein Jahr später wurden die beiden als „Ex-Jesuiten“ von der Universität entfernt. Drei Brachjahre folgten, die Sailer zu intensiver Arbeit nutzte: zum Studium und zur Erstellung eines vielbeachteten „Lese- und Gebetbuches“. Selbst bei Protestanten wie der gräflichen Familie Stolberg in Wernigerode und bei Reformierten wie Lavater in der Schweiz fand Sailer damit Anerkennung – und lebenslange Freunde, aber auch Feinde, die ihn der „Proselytenmacherei“ bezichtigten.

Die nächste Station im Leben Sailers war Dillingen: von 1784 bis 1794 war er



Prof. Dr. Konrad Baumgartner, Regensburg

dort Professor für Ethik und Pastoraltheologie. Dieses Jahrzehnt sollte die große Zeit seines Wirkens werden. Er war der gefeierte, aber eben darum auch beneidete und zuweilen verleumdete Lehrer, der erstmals als einziger an der Fakultät die bislang lateinischen Traktate in deutscher Sprache vortrug, der mit den Studenten im Hörsaal Bibelgespräche führte, der auch außerhalb des Lehrbetriebs fröhlichen Umgang mit ihnen pflegte, der die Kranken unter ihnen besuchte und vielen auch ein spiritueller Begleiter und Ratgeber war, der ungezählte Priester ausbildete – weit über das Bistum Augsburg hinaus und so einen Kreis von Schülern und Freunden formte, mit denen er Brief- und Besuchskontakt pflegte. Sailer war in den Beichtstühlen der Kirchen und auf deren Kanzeln zu finden, am Bett von Kranken und Sterbenden – oder auch in der Gefängniszelle, wo er einen Mörder die ganze Nacht auf seine Hinrichtung am frühen Morgen vorbereitete, ja, mit dem er gemeinsam auf dem Hinrichtungskarren fuhr und auf dessen Schafott er der schaulustigen Menge eine erschütternde Predigt hielt.

Seine bedeutenden philosophischen, ethischen, theologischen und spirituellen Schriften umfassen eine Gesamtausgabe in vierzig Bänden, dazu kommen noch ungezählte ungedruckte und inzwischen gedruckte Briefsammlungen. Verständlich, dass Sailers faszinierendes Wirken, sein Erfolg im literarischen Schaffen und seine geistige Überlegenheit Neider und Verleumder auf den Plan riefen, die schließlich seinen Sturz und seine Entlassung aus dem Lehrfach auslösten.

II. Wechselhafte Jahre in Landshut

Am 4. November 1794, als Sailer auf dem Weg zum Eröffnungsgottesdienst für das neue Studienjahr war, wurde ihm vom Pedell der Hochschule auf der Treppe das Entlassungsschreiben überreicht, adressiert „An Johann Michael Sailer Benefiziat in Aislingen“.

Sailer ging nach München, sein Freund aus Ingolstädter Zeiten, Sebastian Winkelhofer, nahm ihn zunächst

auf, ehe er in Ebersberg eine dauerhafte Bleibe für die zweite erzwungene Brachzeit fand, die bis zum Wintersemester 1799 gehen sollte. Es waren wiederum Jahre intensivster schriftstellerischer Tätigkeit, aber auch der Kontaktpflege mit seinen Freunden.

Als angeblicher Aufklärer war Sailer in Dillingen entlassen worden, als vermeintlicher Aufklärer wurde er nun von der bayerischen Regierung an die Landesuniversität Ingolstadt berufen, die ein Jahr später, im Jahre 1800, nach Landshut verlegt wurde, ehe sie 1826 nach München kam.

Dem nun fast 50-jährigen Sailer fiel der Wiederbeginn in Landshut nicht leicht. Schon bald musste er erleben, wie er auch da im Kreuzfeuer der Kritik stand, nun freilich im Widerstreit zwischen der Partei der von der Regierung gestützten Aufklärer und der um eine geistige Neuorientierung ringenden Gruppe um Savigny, Röschlaub, Ringsis und Schelling, der Romantiker, wie man sie später nannte, deren geistiges Haupt Sailer war.

Sailer litt außerdem zunehmend an der Ausrichtung der Priesterbildung, wie sie staatlich unterstützt vor allem vom Regens des Herzoglichen Georgianums, Matthäus Fingerlos, betrieben und vom Liturgiker Vitus Anton Winter umgesetzt wurde. Nicht „Zeit-Geistliche“, wie Sailer die von jenen ausgebildeten Priester nannte, wollte er bilden, sondern „Geistlich-Geistliche“, nicht Diener des Staates, sondern Diener Jesu Christi. Von solchem Geist war seine Priesterschule geprägt, mit solchen Priestern waren in den folgenden Jahrzehnten die verantwortlichen Seelsorgestellen überall im Land und die Lehrstühle an den Hochschulen besetzt, ehe ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ein anderer Priester- und Bischofstyp vorherrschend wurde: der ultramontane, der an den römischen Weisungen und am römischen Stil starr ausgerichtete. Sailer aber lebte und lehrte nach der Kurzformel des Glaubens „Gott in Christus – das Heil der Welt“.

Sailer hat in seiner Landshuter Zeit immer wieder Einladungen zu beruflichen Tätigkeiten anderswo erhalten, die finanziell verlockender und mit kirchlichen Würden verbunden gewesen wären, z. B. die Stelle eines Domherren in Klagenfurt oder eines Professors an den Universitäten Heidelberg, Luzern, Münster und Breslau. 1818 war an ihn ein Ruf an die neu errichtete Universität in Bonn ergangen. Man stellte ihm dabei die mögliche Nachfolge als Erzbischof von Köln in Aussicht.

Aus all dem wird ersichtlich, dass Sailers Ruf im Laufe der Zeit weit über Bayern hinaus gedrungen war, schließlich galt er als einer der fähigsten Theologen in Deutschland. Über seine Schüler und seine Schriften wurde Johann Michael Sailer in vielen Ländern Europas bekannt: in der Schweiz, in Italien und in den Niederlanden, in Preußen und Schlesien. Mit der Entscheidung, ob er eine der Berufungen außerhalb Bayerns annehmen sollte, kämpfte Sailer oft lange. Wenn er schließlich ablehnte, gab er als Grund an, er möchte bei seinen Freunden bleiben und in seinem Vaterland.

Seit seiner Entlassung in Dillingen aber gab es immer wieder Misstrauen, Argwohn und Verdächtigungen gegen ihn, nicht zuletzt wegen seiner Kontakte zu den evangelischen und reformierten Christen oder auch wegen seiner Beziehungen zur Allgäuer Erweckungsbewegung.

Solche Skepsis verstärkte noch das berühmt-berüchtigte Gutachten von Klemens Maria Hofbauer, der nach nur einem und noch dazu sehr kurzen Besuch bei Sailer vor Jahren in Ebersberg sich äußerst negativ über ihn geäußert

hatte. Sailer erfuhr davon und verfasste ein umfassendes Rechtfertigungsschreiben, das über die Nuntiatur nach Rom kam. Dort aber setzte sich schließlich Kronprinz Ludwig entschieden für seinen früheren Lehrer ein. Zwar war eine Berufung auf den Bischofsstuhl von Augsburg gescheitert, doch 1821 wurde Sailer schließlich Domkapitular in Regensburg mit der Aussicht, Koadjutor des dortigen Bischofs zu werden. Am 21. Oktober 1821 legte Sailer sein Lehramt in Landshut nieder, bei einer großen Abschiedsfeier wurde er von Universität und Stadt als überragender Lehrer gewürdigt.

III. Bischof in Regensburg

Sailers Wirken im Bistum Regensburg (– *das im Vortrag von Bischof Rudolf Voderholzer ausführlich dargestellt ist. Anmerkung der Redaktion* –) umfasste insgesamt rund zehn Jahre. Viel beachtet waren seine Pastoralreisen durch das Bistum, die Visitationen und vor allem die Feier des Firmaments, die mancherorts schon Jahrzehnte nicht mehr abgehalten worden war. Auch als begeisterter Prediger blieb Sailer dem Volk in Erinnerung. Zunehmend forderte freilich das hohe Alter seinen Tribut, angesichts der strapazierten Gesundheit musste sich Sailer zu Kuraufenthalten begeben, so nach Wiesbaden, Karlsbad oder Marienbad. Wichtige kirchenpolitische Maßnahmen fielen in seine Regensburger Zeit: So die Wiedereröffnung der in der Säkularisation aufgehobenen Klöster, vor allem des Benediktinerordens, wie das Kloster in Metten 1830, oder der sog. Mischehenstreit. Und nach wie vor lag Sailer die Priesterbildung am Herzen, aber auch die Sorge für Arme und Kranke durch eine tätige Caritas.

Seit Beginn der Dreißiger Jahre verschlechterte sich der Gesundheitszustand von Sailer zunehmend. Nach zwei

Über seine Schüler und seine Schriften wurde Johann Michael Sailer in vielen Ländern Europas bekannt.

Schlaganfällen verfiel er am 19. Mai 1832 in Bewusstlosigkeit, bis er spirituell und sakramental begleitet durch seinen Freund, Weihbischof Georg Michael Wittmann, am nächsten Morgen verstarb.

Am 23. Mai wurde Sailer im vorderen südlichen Seitenschiff des Domes beigesetzt. Als König Ludwig I. einige Zeit später am Grabe Sailers stand, sagte er: „Hier ruht der größte Bischof Deutschlands.“ Links vom Grab aber ließ der König ein Grabdenkmal errichten, das den Lehrer und Bischof sitzend zeigt, neben ihm zwei Kinder. Das eine hält das Neue Testament in Händen, das andere zeigt die aufgeschlagene Seite eines Buches, in dem zu lesen ist: „Gott in Christus – das Heil der sündigen Welt.“ Am Sockel sind das Wappen Sailers und die beiden Schnepfen zu sehen.

IV. Johann Michael Sailer im Urteil von Zeitgenossen und der Nachwelt

Aus den vielen Würdigungen Sailers von Seiten seiner Freunde und Schüler seien ein paar charakteristische zitiert. So schrieb Johann Kaspar Lavater 1786: „Ich habe seit mehreren Jahren Herrn Professor Sailers von Ingolstadt Briefwechsel und Freundschaft genossen und ihn immer als einen edlen, guten, weisen Mann angesehen und war ihm durch mein sittliches Gefühl verbunden.“

Beeindruckend ist auch das Zeugnis von Joseph Beck, der seinerzeit in Ebersberg Sailer Zuflucht gewährte: „Johann Michael Sailer war ein Theologe von tiefer christlicher Überzeugungstreue, der mit gewinnender Wärme des Gefühls und dem Zauber seiner Rede die Herzen der Zuhörer zu bewegen und an sich und seine Sache zu fesseln wusste.“ Und Ferdinand Stolberg notierte 1800: „Unter allen Menschen, die ich kennengelernt habe, ist keiner, der mir das sein könnte, was Sailer mir ist.“ Eduard Schenk, der Sailer von Landshut her kannte und dessen Briefwechsel mit Sailer noch 2014 veröffentlicht wird, schrieb 1820: „Sailer war in einer Zeit, wo alle kirchlichen Anstalten zertrümmert oder verkümmert waren, die Hauptstütze der katholischen Kirche in Bayern, ihm verdankt das Vaterland einen großen Teil des religiösen inneren Lebens, namentlich unter dem Klerus, das sich aus jenen Stürmen noch herübergerettet hat.“ Solange Schüler und Freunde Sailers lebten und in seinem Geiste wirkten, solange Männer aus seiner Schule auf Bischofsstühlen waren (Passau, Eichstätt, Regensburg), solange blieben auch die Erinnerung an ihn und die Verehrung seiner Person lebendig. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts aber wurden sein irenischer Geist und seine ökumenische Gesinnung mehr und mehr in Frage gestellt, ja, von neuem verdächtigt und bekämpft.

Bibelorientierung und Christozentrik sind die neuen Akzente seiner Lehre und seiner Praxis.

Es war vor allem einer seiner Nachfolger auf dem Regensburger Bischofsstuhl, Ignatius Senestrey (1858–1906), der das Andenken Sailers zu zerstören suchte. 1873 reichte er persönlich in Rom eine von dem Redemptoristen-Provinzial Schmöger verfasste Anklageschrift ein, welche zum erklärten Ziel hatte, die Werke Sailers auf den Index zu bringen. Hintergrund war das Bemühen der Redemptoristen Klemens Maria Hofbauer zur Ehre der Altäre zu erheben. Diesem Vorhaben stand aber das seinerzeitige Urteil über Sailer im Weg: Entweder hatte er diesen damals zu Unrecht verleumdet, dann war dies ein Hinderungsgrund für seine Kanonisierung, oder sein Urteil über Sailer war richtig, dann konnte man diesen zum Ketzer erklären. Senestrey aber war von der Seherin Luise Beck, die in Altötting neben den Redemptoristen wohnte und Beraterin von so manchen kirchlichen Persönlichkeiten war, zugesichert worden, dass seine privaten Probleme nicht ans Licht der Öffentlichkeit kommen würden, wenn er Sailer bekämpfte. Rom freilich hat diese Anklage nicht weiter verfolgt, die Anklageschrift verschwand im Geheimarchiv des Heiligen Offiziums, bis sie in unseren Tagen wieder entdeckt wurde. So wird klar, dass 1882 zum 50. Todestag in Regensburg das Andenken Sailers nicht erwähnt wurde, ja, dass dieses Andenken bis ins 20. Jahrhundert hinein verdunkelt blieb. Auch der 150. Geburtstag Sailers 1901 fand – immer noch war Senestrey Bischof – keine Aufmerksamkeit. Erst in den nachfolgenden Jahrzehnten erfolgte eine allmähliche Wiederentdeckung und Rehabilitierung Sailers – im Umfeld des 100. Todestages 1932, des 200. Geburtstages 1951, des 150. Todestages 1982 und des 250. Geburtstages 2001. Als Höhepunkt der positiven Würdigungen von Sailer ist das Schreiben von Papst Johannes

Paul II. zu sehen, das dieser – sicher inspiriert von Joseph Kardinal Ratzinger – an Bischof Rudolf Graber 1982 nach Regensburg schrieb. Darin heißt es: „Johann Michael Sailer wird nicht nur als Kirchenlehrer von Deutschland, sondern von ganz Europa verehrt ... Mit Recht lautet das Urteil über ihn: Erfolgreicher Urheber der katholischen Erneuerung in seinem Vaterland, scharfsinniger Verfechter der rechten Lehre, schließlich geradezu Vorbote der neuen ökumenischen Bewegung.“

V. Sailers bleibende Bedeutung für Theologie und ihre Disziplinen

Wenigstens in Andeutungen soll zur bleibenden Bedeutung von Sailer festgehalten werden:

- Der Christ lebt wie Sailer aus der Heiligen Schrift und mit ihr. Theorie und Praxis der gemeinsamen Geistlichen Schriftlesung gehen auf Sailer zurück (Peter Scheuchenpflug).
- Der Christ antwortet wie Sailer auf die Offenbarung Gottes, auf „Gott in Christus – das Heil der Welt“, durch das gemeinsame und persönliche Gebet. „Sailer hat unser Volk damals wieder beten gelehrt. Dies ist sein Vermächtnis auch an unsere Zeit: dass wir von ihm her und mit ihm wieder beten lernen, die Freundschaft mit Christus erlernen, die die wahre Mitte des Lebens ist“ (Joseph Ratzinger).
- Der Priester soll ein „geistlicher Mensch“ und ein „menschlicher Geistlicher“ sein (Konrad Baumgartner). Der „Geistlich-Geistliche“ ist für die Priesterbildung eine Zentralgestalt. Dabei lebt der Priester in der Welt, aber nicht von der Welt, sondern für Jesus Christus, seinen Freund und Bruder. Dies gilt auch, wie Sailer vorbildhaft zeigt, für die Begegnung des Priesters mit den Menschen.
- Sailers „spirituelle Ökumene“ (Franz Georg Friemel) ist geprägt vor allem von Begegnungen: Er besucht die nichtkatholischen Christen, tauscht sich mit ihnen aus, betet mit ihnen und sucht mit ihnen die Mitte der Heiligen Schrift, Jesus Christus. So entsteht eine geistliche Freundschaft mit ihnen, sie schauen gemeinsam auf Christus. Visionär ist das Wort von Sailer: „Wer die Zeichen der Zeit zu forschen nicht ganz untüchtig ist, wird längst wahrgenommen haben, dass der große Kampf der Geister sich nicht so fest um die einzelnen Unterscheidungslinien zwischen Christen und Christen, sondern ... um den lebendigen Glauben an einen lebendigen Gott drehe.“
- Sailer wendet sich als Seelsorger im Geiste Jesu den Menschen zu, vor allem auch den Kranken und Leidenden, den Sündern und Ausgestoßenen. Sein Umgang mit Frauen ist vorbildhaft: Er ist ihnen geistlicher Freund und spiritueller Begleiter.

Sailer hat die „Orientierung am Volk“ als Aufgabe der Pastoraltheologie und der Seelsorge verstanden – und zwar aus der Perspektive „Gott in Christus – das Heil der Welt“. Bibelorientierung und Christozentrik sind die neuen Akzente seiner Lehre und seiner Praxis. Biblische Impulse hat Sailer auch der Moraltheologie gegeben. Das gesamte Leben des Christen steht für ihn unter dem Anspruch der Gnade zur Bekehrung (Johannes Gründel). Sailers Erziehungslehre darf als erste Religionspädagogik im modernen Sinn bezeichnet werden (Johann Hofmeier). „Bischof Sailer ist zu jeder Zeit besonders geeignet, und er verdient es, dass Lehrer und Seelsorger auch unserer Zeit auf ihn schauen, ihn durch und durch kennenlernen, dass sie ihn durch das eigene Wirken zu neuem Leben erwecken und ihn ständig vor Augen haben“ (Johannes Paul II.). □

Bischof Johann Michael Sailer wieder auf dem Emmeramsplatz

Eberhard Dünninger

I. Verbundenheit von Ludwig I. mit Regensburg und Sailer

Die Rückkehr des Standbildes von Johann Michael Sailer auf den Emmeramsplatz ist ein Anlass zu freudiger Dankbarkeit. Dieser Dank gilt vor allem König Ludwig I., der dieses Denkmal in Auftrag gegeben und der Stadt Regensburg geschenkt hat. Sein Standbild für Sailer ist ein bemerkenswertes Zeugnis für seine Beziehung zur Stadt Regensburg und zu dem Bischof, seinem einstigen Lehrer an der Universität Landshut, dem er den Weg nach Regensburg ins bischöfliche Amt geebnet hat. Es ist gut, bei diesem Anlass an die Verbundenheit des Königs mit Regensburg zu erinnern, die begründet war in seinem Geschichtsbewusstsein und in seiner Überzeugung von der über ein Jahrtausend zurückreichenden Geschichte dieser Stadt als einem Mittelpunkt Bayerns. 1830 richtete er an die Stadt und ihre Bürger ein königliches Wort: „Ich freue mich, nach Regensburg zu kommen; ich war schon längst willens, diese Stadt zu besuchen, ich wollte aber zugleich die Legung des Grundsteins zur Walhalla damit verbinden. Ich kenne euere Lage sehr wohl; Regensburg hat viel durch den Reichstag verloren; diesen kann ich nicht ersetzen, was ich aber tun kann, soll geschehen und tue ich gern. Regensburg hätte bei seiner vorteilhaften Lage an dem mächtigen Donauströme mit seinem milden Klima der Regierungssitz der bayerischen Regenten bleiben sollen.“ Ludwigs Verhältnis zu seinem Lehrer Sailer war geprägt von Vertrauen und tiefer Frömmigkeit, aber auch von freundschaftlicher Beziehung. Als königlicher Besuch hatte sich Ludwig I. im Mai 1829 im bischöflichen Sommersitz in Barbing eingefunden und sich „bei dem lieben, hochgeschätzten Bischof Sailer“ zu Tische geladen. „Wie sehr ich mich freue, Sie wieder zu sehen, dieses braucht hoffentlich nicht zu versichern der so viel auf Sailern haltende Ludwig“, hieß es im Vorfeld des Besuchs aus Ludwigs Feder. In Regensburg und seinem Umland wird die Erinnerung an Sailer bis heute mit dem Johann Michael Sailer-Brunnen und der Namensgebung der Volksschule in Ehren gehalten.

II. Einblicke in die schriftlichen Zeugnisse

Wer heute an Sailer und die ihm von König Ludwig I. gewidmeten Denkmäler erinnern will, muss dies mit einem Blick auf die Zeugnisse seiner Wegfahrten und Zeitgenossen tun. Regierungspräsident Eduard von Schenk erinnert sich noch 1838 an die Beisetzung von Sailer: „Groß war die Theilnahme der Bewohner von Regensburg aus allen Ständen und Glaubensbekenntnissen bey seiner feyerlichen, mit dem ganzen Pomp der Kirche umgebenen Beerdigung; die auch seine Schriften nicht gelesen, seine Person nicht näher gekannt, sein Wirken nicht beobachtet hatten, wußten doch von seinem Ruhme und Alle sahen mit ihm die erste Leuchte der katholischen Kirche in Bayern zu Grabe tragen. Sein Grab war bereitet in seiner Domkirche im Seitenschiffe zur Linken des Hochaltars; ... das Denkmal



Prof. Dr. Eberhard Dünninger, Regensburg

an seinem Grabe lässt ihm König Ludwig durch die Hand des sinnvollen Bildhauers Konrad Eberhard setzen, – als letzten Beweis liebender Verehrung für den verwigten, dessen Gestalt auf demselben in bischöflichem Ornate sitzend, an einem Buche schreibend und zum Himmel emporblickend gleich einem Kirchenvater, dargestellt ist.“ Bewegend ist die Erinnerung an Sailer von Melchior von Diepenbrock, der Generalvikar in Regensburg und später Fürstbischof und Kardinal in Breslau war: „Er genoß weithin durch Deutschland bei den Edeln und Besten den wohlverdienten Ruf und Ruhm eines ausgezeichneten Lehrers, eines beredten Predigers, gelehrten Theologen, fruchtbaren Schriftstellers, erleuchteten Seelenführers, frommen Priesters und apostolischen Bischofes, kurz eines trefflichen großen Mannes; er war dies alles in hohem Grade; aber noch viel größer erschien er mir im täglichen vertrauten Umgange als Mensch, als Christ. Elf Jahre hindurch habe ich in ununterbrochenem Verkehre mit ihm gelebt, die letzten acht Jahre als sein nächster Haus- und Tischgenosse, habe ihn bei seinem sommerlichen Landaufenthalten im nahen Schlosse Barbing (das ihm König Ludwig freundlich angewiesen hatte) und auf mehreren größeren Reisen in die Schweiz und an den Rhein begleitet, habe unter seiner Leitung seinen weitverbreiteten Briefwechsel mit den verschiedensten Menschen über die verschiedensten Verhältnisse größtenteils geführt, bin in alle seine Freundschafts- und Geschäftsbeziehungen eingeweiht worden, habe ihn stündlich beobachtet in gesunden und kranken Tagen, in heitern und trüben Stunden, in Monaten der höchsten Anerkennung und wieder der bittersten Kränkung, gegenüber den verschiedensten Menschen, Großen und Kleinen, Freunden und Gegnern, Gönnern und Neidern, begeisterten Bewunderern und kalten Beobachtern und Lauschern – und ich kann vor Gott versichern: ich habe ihn nie klein, nie sich ungleich, nie stolz oder eitel, nie gereizt, nie entmutigt, nie erzürnt oder verdrießlich, und wenn auch zuweilen tief

verletzt und betrübt, doch nie außer Fassung, nie leidenschaftlich bewegt, stets aber seiner selbst würdig gefunden, habe ihn stets als ein Musterbild vor mir stehen sehen, an dem man sich erheben, erbauen und lernen konnte, ein Mann, ein Christ zu sein.“

Über ein öffentliches Denkmal in Regensburg, das Ludwig I. neben dem Grabdenkmal von Anfang an zu errichten beabsichtigte, schrieb Max von Guttschneider, Regierungspräsident in Regensburg, am 4. Juni 1866 an Ludwig: „Der Emerans-Platz ist in Regensburg der einzige, welcher denen mir durch Euerer Majestät Kabinettssekretariat bezeichneten Eigenschaften für Aufstellung eines Standbildes vollkommen entspricht. Er bildet ein fast rechtwinkliches [!] Viereck, ist ganz eben und frei.“ Der Emmeramsplatz sei an drei Seiten von hohen Regierungsgebäuden umgeben. „Das Standbild“, so der Regierungspräsident weiter, könne „in dessen Mitte gegen Süd- nach der Emeranskirche“ aufgestellt werden.

III. Zur Errichtung des Standbildes

Mit der Gestaltung des Standbildes beauftragte Ludwig den bekannten Münchner Bildhauer Professor Max Widmann. Dieser sollte „in der Größe der bisherigen Standbilder das Standbild des Bischofs J. M. v. Sailer für S. Majestät modellieren, im langen Talar, ohne Mitra, aber auch nicht mit kahlem Kopfe, sondern der leichten Perücke, welche er in seinen letzten Lebensjahren trug.“ Als Muster könne der Künstler eine „Gypsbüste nach dem Leben, modelliert von Haller 1825“ benutzen, die sich in der Büsten-Sammlung der Neuen Pinakothek befinde. Als Honorar wurden 1500 Gulden in Aussicht gestellt. In einem Schreiben vom 11. September 1867 sagte Widmann die Einhaltung dieses Termins zu und gab seiner Freude darüber Ausdruck, „einen der bedeutendsten Kirchenfürsten dieses Jahrhunderts, dessen segensreiche Wirksamkeit noch heute im Andenken des jetzt lebenden Geschlechtes fortwirkt“, darstellen zu dürfen.

Kurze Zeit später war das Projekt in Regensburg öffentlich bekannt. Am 3. November 1866 meldete das „Regensburger Morgenblatt“, das Denkmal für den Lehrer des Königs werde eine Höhe von zehn Metern haben. Bildhauer Widmann habe die „diesbezügliche Skizze bereits vollendet, und ist solche von dem kunstsinnigen Fürsten geprüft und genehmigt worden.“ Der Bildhauer werde seinem Auftrag entsprechend „das Modell“ bis zum Mai 1867 fertig haben, um es dann an die königliche Erzgießerei übergeben zu können, da für 1868 die Enthüllung des Denkmals vorgesehen sei.

Im Januar 1867 schrieb der Kabinettssekretär Ludwigs an den Magistrat von Regensburg: „Wie dem verehrtesten Stadtmagistrate aus Zeitungsberichten bereits bekannt seyn dürfte, haben Se. Majestät der König Ludwig I. vor, Allerhöchst Seinem ehrwürdigen Lehrer, dem Bischof von Sailer in Regensburg ein ehernes Standbild aus Allerhöchst Seinen Privatmitteln zu errichten.“ Ludwig habe sich für den Emmeramsplatz entschieden und zwar „der Art, daß die Vorderseite des Standbildes, wenn nicht gewichtige Gründe dagegen sprechen, gegen Süden gekehrt seyn solle.“ Der Stifter wünsche, dass im Mai 1868 die Enthüllung stattfinden könne. Mit der Fundamentierung und Ausführung des „Fußgestells“ sollte nach seinem Willen der städtische Architekt Eduard Pahl beauftragt werden. Ludwig stellte dafür 3.500 Gulden zur Verfügung. Die Stadt führte ein Ausschreiben durch, das dazu führte, dass die Steinmetzmeister Erhard Ackermann aus Weißenstadt und



Foto: Michael Wingenfeld

Die Statue auf dem Transport zu ihrem Standort auf dem Sankt Emmeramsplatz

Georg Zöllner aus Friedenfels den Auftrag für die Lieferung und Setzung des Fußgestells erhielten.

Ludwig I. hatte in einem Schreiben aus Rom vom 19. Februar 1867 für den 20. Mai des darauf folgenden Jahres, dem 36. Todestag Sailers, die Enthüllung des Denkmals vorgesehen. Von dessen Inschrift hatte Ludwig I. auch genaue Vorstellungen. Sie sollte lauten:

„Joh. Mich. v. Sailer
Bischof v. Regensburg
Errichtet von Ludwig I. König v. Bayern
1868“

Die vorhandene Inschrift auf der Vorderseite des Sockels ist allerdings deutlich kürzer:

JOH. MICH. V. SAILER
BISCHOF
VON REGENSBURG

Der Guss des Denkmals, der dem renommierten Erzgießer Ferdinand von Miller übertragen worden war, erfolgte im Januar 1868. Es geriet letztendlich wesentlich kleiner, als ursprünglich vom König vorgesehen. Die Figur hat eine Höhe von ca. 2,80 Metern, der Sockel ist 2,40 m hoch und misst in Tiefe und Breite je 1,26 m.

IV. Feierliche Enthüllung

Die Enthüllung des Denkmals fand dann wirklich am 20. Mai 1868 statt. Ludwig I. erlebte den Abschluss des Werkes nicht mehr, da er wenige Wochen vorher verstorben war. Der Generalleutnant und Hofmarschall des verstorbenen Königs Freiherr von La Roche gab der Stadt die Programmfolge

der Enthüllungsfeier bekannt. Zu dieser waren das gesamte Domkapitel, die beiden Gemeindegremien und hohe königliche Beamte geladen, an der Spitze der Regierungspräsident, dem die Gestaltung und der Ablauf der Festlichkeit oblagen. Der „Kalender für katholische Christen“ schrieb dazu: „Nachdem um 9 ½ Uhr unter Assistenz des Bischofs und des Gesamtklerus ein Hochamt, welchem die Behörden und das Offiziercorps anwohnten, in der Emmeramskirche abgehalten worden war, bewegte sich um 10 ½ Uhr der Zug aus der Kirche an den daran stoßenden reich beflaggten Emmeramsplatz, wo aller Augen sich auf das noch verhüllte Monument richteten. Nachdem eine Festhymne erklungen, übergab Regierungspräsident v. Gutscheider im Namen

des Königs, in kurzen Worten Sailers Bedeutung und des verstorbenen Königs Dankbarkeit hervorhebend, das Denkmal der Stadt, in deren Namen ein Magistratsmitglied dankte. Hierauf sank die Hülle und zeigte der überraschten Menge die milden Züge des gefeierten Kirchenfürsten. Es erschallte nun eine zweite Hymne, welcher ein donnerndes Hoch auf seine Majestät den König folgte. Hiermit war die Feier geschlossen.“

Die enorme Wertschätzung Sailers kam auch in Berichten der Regensburger Tagespresse über die Denkmalsenthüllung zum Ausdruck. Das „Regensburger Morgenblatt“ zitierte ausführlich die Ansprache, die Regierungspräsident von Gutschneider im Auftrag des Königs hielt. Er dankte Ludwig I. als dem hochherzigen Stifter dieses Denkmals und rühmte Sailer, der seine Pflicht „liebevoll und duldsam, ohne Ehrgeiz und Eigennutz, unerschöpflich im Wohltun“ erfüllt habe. „Seine zahlreichen literarischen Werke und noch mehr die Früchte seines Waltens und Wirkens als Mensch, Priester und Gelehrter haben sein Ansehen und seinen Ruhm weit über die Grenzen seiner Diözese und des Vaterlandes hinaus getragen.“

Selbst das „Regensburger Tagblatt“, ein „Organ des Regensburger Liberalismus“, das in Konfrontation zu Klerus und Katholizismus stand, befasste sich sehr wohlwollend mit dem Vorgang. Es erwähnt eingangs die Teilnahme des Bischofs, des Domkapitels, von königlichen und städtischen Behörden sowie der in Regensburg stationierten Offiziere und zitiert dann neben der Rede des Regierungspräsidenten auch die des Rechtsrates Fux, der die Stadt vertrat: „Die Stadt Regensburg,“ so dieser Redner, „für welche der höchst selige König Ludwig I. schon so Großes gethan, ist in diesem Augenblick um eine neue herrliche Kunstschöpfung reicher geworden. Das vor unserem entzücktem Blick stehende Denkmal wird in späteren Jahrhunderten noch erinnern an die Liebe des verewigten Monarchen zu seinem Volke; es wird erinnern an seinen noch von keinem Fürsten übertroffenen Sinn für alles Edle, Schöne, Gute, es wird erinnern an den hohen Grad der Vollendung und Blüthe, zu welcher die Kunst im Bayerlande im 19. Jahrhundert unter dem Schutz bayerischer Regenten gediehen.“ „Den Schluß der Feier“, so wieder das „Regensburger Morgenblatt“, „bildete der 98. Psalm für 8 Männerstimmen von Mendelsohn, welchen die Sänger unter der Direktion des H(er)rn Inspectors Witt meisterhaft vortrugen.“

„Der Platz für das Denkmal“, so Josef Dolhofer, „war gut ausgewählt worden. Eine eiserne, 80 Zentimeter hohe Umfriedung in einer weiteren Entfernung vom Denkmal gab dem Standbild den Charakter einer geschützten Ruhe. Die erste Umfriedung wurde 1870 und die zweite, erneuert im September 1894, in Halbkreisform aufgestellt. Das Denkmal in seiner ganzen Erscheinung zeigt Würde und Selbstbewusstsein.“ Die Statue von Sailer stehe „in gut gestalteter, männlicher und aufrechter Haltung auf dem Sockel aus Granit. Die hohe Stirn, die kühn gebogene Nase und das energisch vorspringende Kinn sollen Geist, Unerschrockenheit und Mut zum Ausdruck bringen. Der bischöfliche Mantel legt sich in kräftigen Falten um Schultern und Arme. Die Brustkette und die Beffchen unterstützen die bischöfliche Würde. In seiner linken Hand hält er ein mit dem Zeigefinger eingemerktes Buch, ein Symbol seines geistlichen Amtes. Sailer soll sich in der Pose des lehrenden, gütigen Vaters darstellen. Darauf ist auch die Haltung seines rechten Armes abgestimmt.“



Professor Kunibert Schäfer (Mi.) leitete den „Neuen Kammerchor“ der Hochschule für katholische Kirchenmusik

& Kirchenpädagogik Regensburg. Die Sängerinnen und Sänger gestalteten die Tagung musikalisch.

V. Unehrender Fortgang der Ereignisse um das Denkmal

Der Ungeist des Nationalsozialismus hat sich von der Überzeugung, die in diesem Denkmal zum Ausdruck kam, losgesagt. Er verkannte und missachtete offensichtlich auch den künstlerischen Rang des Standbildes. Ludwig I. hatte mit Bedacht den erfahrenen Bildhauer Max von Widmann als Schöpfer zahlreicher Standbilder, auch für Würzburg und Bamberg, und den Meister der Erzgießerei, Ferdinand von Miller, mit seinem königlichen Auftrag bedacht. Die Nationalsozialisten verdrängten das Reiterstandbild von König Ludwig, das ihm 1902 die „dankbaren Bürger Regensburgs“ gewidmet hatten, 1936 vom Domplatz in die Anlagen vor dem Hauptbahnhof. Von dort kehrte es erst vor wenigen Jahren wieder an seinen alten Platz zurück. Das Standbild von Sailer wurde 1942 abmontiert. Es sollte auf dem „Glockenfriedhof“ von Hamburg für Kriegszwecke eingeschmolzen werden.

Es gilt als Verdienst des für Regensburg so segensreich wirkenden Museumsdirektors Dr. Walter Boll, dass das vor der Zerstörung durch Zufall bewahrte Denkmal ausfindig gemacht und nach Regensburg zurückgeführt werden konnte. Die im Bischöflichen Zentralarchiv überlieferten Archivalien korrespondieren jedoch nicht mit dieser Ansicht: Schon Anfang des Jahres 1946 bemühte sich das Bischöfliche Ordinariat bei der Militärregierung um die Wiedererrichtung des Monuments auf dem Emmeramsplatz und erhielt die Auskunft, dass ein diesbezüglicher Antrag beim Kulturreich der Stadt Regensburg zu stellen sei. Das Ordinariat kam dieser Empfehlung nach und erwähnte in seinem Gesuch an das Kulturreich, das „von der nationalsozialistischen Regierung beseitigte“ Denkmal befinde sich „noch erhalten, wenn auch beschädigt, nach zuverlässigen Angaben im Löschteich hinter dem Schlachthof“. Oberbürgermeister Titze antwortete, dass nach Angaben der Schlachthofdirektion

die am Schlachthof „an verdeckter Stelle unter Schutt gelegene Denkmalsfigur nicht die des Bischofs Sailer“ sei. Eine Überprüfung ergab, dass es sich bei dieser Figur, bei welcher der Kopf fehlte, in Wirklichkeit um eine Darstellung des Abtes Bonifaz Wimmer handelte, die nach Thalmassing gehörte. Der Verbleib des Sailer-Standbildes blieb zunächst ungeklärt.

Ende Juli 1948 erreichte das Regensburger Ordinariat ein Schreiben eines nicht näher bezeichneten Friedrich Schilling aus Hamburg mit der Bitte, ein auf einem beiliegenden Foto abgebildetes Denkmal als das Bischof Sailers zu bestätigen. Das Ordinariat erkannte es mit Bestimmtheit als eben solches und ließ Schilling bitten, „durch seine tatkräftige Mithilfe das Denkmal für Regensburg zurückzugewinnen.“ Am 27. September 1948 teilte Friedrich Schilling dem „Generalvikariat“ in Regensburg mit, dass „das Bronzestandbild des Bischofs Joh. Mich. von Sailer zur Rückgabe freigegeben worden ist“. Die Auslieferung hing allerdings „vom Rückkauf von den Zinnwerken Wilhelmsburg“ ab. Diese Firma hatte „im Krieg den Materialwert des Denkmals an das Reich bezahlt und macht jetzt ihre Ansprüche geltend“. Generalvikar Franz leitete diese Nachricht an den Stadtrat von Regensburg weiter, da das Standbild „vor der Beanspruchung Eigentum der Stadtgemeinde Regensburg war“ und bat ihn, das „zur Wiedergewinnung des Denkmals Erforderliche veranlassen zu wollen“.

Vermutlich wurde erst danach von der Stadt deren Museumsdirektor Dr. Boll eingeschaltet. Diözesanarchivar Johann Baptist Lehner erwähnt in seinem Bericht „Ein Denkmal kehrt zurück“ vom 23. Oktober 1949 keinen Anteil Dr. Bolls an der Rückführung. Das Denkmal sei vor einiger Zeit „auf dem Glocken- und Denkmälerfriedhof in Hamburg aufgefunden und wieder nach Regensburg zurückgebracht“ worden. „Leider fehlen die Hände. Bis zur Wiederherstellung befindet sich das Denkmal im Hof des städtischen Baustadels.“

VI. Probleme bei der Rückführung

Allerdings konnte das Monument nicht mehr an seinen alten Standort am Emmeramsplatz zurückkehren. Dort war in der Zeit des „Dritten Reiches“ ein Löschteich angelegt worden. „Der Teich wurde nach dem Kriege abgelassen und eingefüllt.“ Laut Dolhofer musste er erhalten werden. Nach einigen Beratungen und Verhandlungen mit dem betreffenden Grundstückseigentümer, der Deutschen Bundesbahn, entschloss sich die Stadt schließlich, das Denkmal an der Maximilianstraße, in den Anlagen vor dem Hauptbahnhof, aufzustellen.

Die neuerliche Enthüllung des Denkmals fand in feierlichem Rahmen am 11. November 1951, dem 200. Geburtstag Sailers, statt. Erzbischof Dr. Michael Buchberger und Oberbürgermeister Georg Zitzler luden mit folgenden Worten gemeinsam zu der Veranstaltung ein: „Am 17. November jährt sich zum 200. Male der Geburtstag des um Kirche und Vaterland hochverdienten Bischofs Johann Michael Sailer. In einer Zeit des tiefsten Verfalls war er Wiedererwecker des christlichen Glaubens, Apologet seiner Kirche, treuer Berater und Freund seines Königs, Lehrer und Erzieher des Volkes, der Jugend und besonders der Priester, Mittelpunkt und Seele eines Kreises, der das religiöse und geistige Leben und Schaffen in Bayern und weit über Bayern hinaus zu hoher Blüte brachte. Die 200. Wiederkehr seines Geburtstages soll die dankbare Verehrung für ihn beleben und sein geistiges Erbe wieder zum Besitz des Volkes, der Gebildeten und der Priester machen, die er so innig geliebt und für die er sich ganz geopfert hat.“

Bei der Gedenkfeier vor dem Denkmal hielt der Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Regensburg, Professor Dr. Heinz Fleckenstein, die Festrede zum Thema „Sailer, der Erzieher.“ Die Enthüllung des Standbildes nahm der Bayerische Staatsminister für Unterricht und Kultus, Dr. Joseph Schwalber, vor. Damals konnte man

dem neuen Denkmal-Standort einiges abgewinnen. Minister Schwalber erklärte, nun stünde Bischof Sailer neben König Ludwig, nun stünden staatliche und kirchliche Autorität beisammen.

Der neue Platz für das Monument stieß jedoch in der Folgezeit zunehmend auf Kritik. So äußerte Dietrich Schubert 1979 in einer Arbeit, in der er sich speziell mit Standorten Regensburger Denkmäler befasste: „Die Neuaufstellung desselben im Jahre 1951 ... in die Anlagen vor dem Bahnhof bedeutete wegen des Wegfalls der umräumlichen Achtungszone eine starke Verminderung der Wirkung; es muß sich nun gegen die Bäume behaupten. Die Einheit von Platzgestaltung und Denkmalsinn ist zerstört. Seitdem ist das Monument gegen unsere Aufmerksamkeit gleichsam imprägniert“.

Der Ort erwies sich als würdelos und zudem schädlich für die Erhaltung des Denkmals. Im Stadtrat von Regensburg wurden daher in den Jahren 2002 und 2008 Anträge gestellt, nicht nur das Reiterstandbild König Ludwigs I. auf den Domplatz zurückzuführen, sondern

Die Stadt Regensburg steht gewissermaßen in einer Schuld gegenüber diesem großen Bischof.

auch dem Standbild Sailers wieder seinen angemessenen und angestammten Ort am Emmeramsplatz zurückzugeben. Während sich für den Antrag zum Denkmal von König Ludwig I. dann doch eine Stadtratsmehrheit fand, blieb es für das Sailer-Denkmal zunächst bei einer Ablehnung. Dabei wurde vor allem das Projekt einer Tiefgarage unter dem Emmeramsplatz und die Nutzung dieses großen Stadtplatzes als Parkplatz dem Wunsch, ein Unrecht des Nationalsozialismus wieder gutzumachen, entgegengestellt.

VII. Aus aktuellem Anlass

Dass Dr. Rudolf Voderholzer als derzeitiger Bischof von Regensburg sich entschieden zu seinem Vorgänger bekannte, hat im Vorfeld des Katholikentags im Jahr 2014 dem Gedanken der Rückführung des Denkmals neuen Auftrieb gegeben. Der Verein „Welterbe Kulturfonds Regensburg – Die Förderer“ erklärte sich gegenüber dem Stadtrat von Regensburg am 12. Dezember 2013 bereit, die auf ca. 50.000 Euro geschätzten Kosten für die Restaurierung zu übernehmen.

So wird das Denkmal für den großen Bischof der Stadt Regensburg zum zweiten Male geschenkt, womit auch dem ursprünglichen Willen von König Ludwig I. entsprochen wird. Die Blickrichtung von Bischof Sailer geht dann wieder nach St. Emmeram, wie sie ja ebenfalls von König Ludwig I. festgelegt worden war. Die Wiedererrichtung des Denkmals ist freilich mit einem Wegfall von Parkplätzen verbunden. Nicht wenige Bürger sind indes der Auffassung, dass für das Denkmal mehr Raum auf dem ursprünglichen Platz geschaffen werden sollte. Die Stadt Regensburg steht gewissermaßen in einer Schuld gegenüber diesem großen Bischof. Das gilt auch für die „Sailer-Straße“ in Kumpfmühl, die in einem Viertel liegt, in dem viele Straßennamen an Bischöfe erinnern. Ein Parkplatz vor einem Hotel und, durch eine Betonmauer davon getrennt, ein Fußweg bilden indes keine würdige Straße für diesen großen Regensburger Bischof. □

An dem Artikel wirkte Johann Gruber mit.

König Ludwig I. und Johann Michael von Sailer

Bernhard Lübbers

I. Ludwigs lyrische Hommage an Michael von Sailer

König Ludwig I. von Bayern hat bekanntlich zahlreiche Gedichte veröffentlicht, die ihm nicht nur Anerkennung, sondern mehr noch die Häme einiger Zeitgenossen eintrugen. Insbesondere Heinrich Heines bissige, ja teils brutal gehässige Parodien sind in Erinnerung geblieben. Spätestens seit Wolfgang Frühwalds grundlegender Untersuchung dieser Werke ist klar, dass jedes veröffentlichte Stück königlicher Poesie nicht nur mit voller Absicht publiziert wurde, sondern für Historiker auch eine ergiebige Quelle für die Denkweise Ludwigs darstellt. Die Gedichte erlauben seltene Einsichten in das Denken und Fühlen des Wittelsbachers. In dem dritten, 1839 erschienenen Band seiner Gedichte findet sich auch ein Poem Ludwigs I. auf Bischof Sailer, das in bemerkenswerter Weise offenbart, was Ludwig über seinen Lehrer dachte. Dort heißt es:

„Dir ertheilet war der Seelenfrieden,
Den die Welt zu geben nicht vermag.
In dem Glauben nur ist er beschieden;
Dich umfing bereits des Himmels Tag.
Wie der Sonnenstrahl verbreitet Wärme,
Theilte deine Nähe solche mit,
Daß sich, gottbeseligt, nimmer härmte
Das erstarrte Herz, das trostlos litt.
Wie die Wolken an dem Himmelsbogen
Schnell verweh'n, wie schnell entflieht die Nacht,
So die Jahre auf der Zeitfluth Wogen,
Und das Leben es ist bald vollbracht.
Macht und Hoheit immerhin verwehen,
Was du sprachest wirket aber fort,
Neue Früchte segensvoll entstehen;
Denn ein kräft'ger Saamen ist das Wort.
Was du hier gefühlet und empfunden,
Was auf Erde sich beseligt schon,
Mit dem Leben ist es nicht entschwunden,
Dich durchdringet es vor Gottes Thron.
Gleich dem Jünger, den geliebt vor allen
Hat der Herr, dess' Leben Liebe blos,
War von ihr erfüllt dein Erdenwallen,
In der heil'gen, ew'gen Liebe groß.
Ein Verfolgter warst du, einst Verbannter,
Feindschaft hörte mit dem Tod nicht auf,
Noch von Vielen immer ein Verkannter,
Wie in deinem langen Lebenslauf.
Aber nicht wie Leidenschaft es richte,
Nicht auf Menschenurtheil kömmt es an;
Dünste wehren ewig nicht dem Lichte,
Wahrheit siegt, und es verschwind't der Wahn.“

Dieses Gedicht zeigt, welche tiefe Verehrung Ludwig seinem ehemaligen Lehrer entgegenbrachte. Ludwig I. und Johann Michael Sailer waren zwei bemerkenswerte Persönlichkeiten, deren außergewöhnliche Bedeutung schon von den Zeitgenossen erkannt wurde und deren Zusammenwirken in vielen



Dr. Bernhard Lübbers, Direktor der Staatlichen Bibliothek Regensburg

Bereichen reiche Früchte tragen sollte. In der folgenden Skizze soll versucht werden, einen Beitrag zum Verständnis der Beziehung zwischen dem Wittelsbacher und dem Kirchenmann zu geben.

II. Die erste Begegnung 1803 in Landshut in ihre Folgen

Johann Michael Sailer und Kronprinz Ludwig waren sich 1803 an der Universität Landshut erstmals begegnet. Der Wittelsbacher sollte damals für wenige Monate an der bayerischen Landesuniversität in Landshut studieren. Ludwig erhielt bei Johann Michael Sailer ein Privatissimum über die „Moral des Regenten in christlichen Maximen“. Aus einem Brief an die Gräfin von Stolberg-Wernigerode ist bekannt, dass Sailer dem jungen Wittelsbacher drei Mal wöchentlich dieses Privatissimum erteilte. Die zutiefst religiöse Persönlichkeit Sailers hat Ludwig zeitlebens beeindruckt. Die Wirkung war so nachhaltig, dass der Wittelsbacher sich den Kirchenmann fortan als Vertrauensmann in religiösen Fragen erwählte.

Seit jener ersten Begegnung in Landshut scheint die Verbindung nicht mehr abgerissen zu sein. Die enge Verbindung des Kronprinzen und des Theologen sollte den weiteren Lebensweg Johann Michael Sailers, vor allem seine letzten Lebensjahre, maßgeblich bestimmen, denn „wenn Sailer einen Bischofsstuhl besteigen konnte, so dankte er es allein dieser Begegnung mit Ludwig I.“. Der Kronprinz war auch die entscheidende Kraft, die bewirkte, dass Sailer 1821 „zum Ersten Canoniker bei dem Bischöflichen Domkapitel zu Regensburg“ ernannt wurde und dafür sein Professorenamt in Landshut aufgab. Doch mit einer Domherrenstelle für seinen verehrten ehemaligen Lehrer Sailer gab sich Kronprinz Ludwig nicht zufrieden, im Mai 1822 erfolgte die offizielle Ernennung zum Bischofskoadjutor von Regensburg durch König Maximilian I. Joseph. Die Bischofsweihe fand am 28. Oktober 1822 in Regensburger Dom statt, die Weihe vollzog der Münchener Erzbischof Lothar Anselm von

Gebsattel. Schulkinder aus Stadthof sangen zu Ehren des neugeweihten Bischofs ein Lied, das auch gedruckt erschien. Hier heißt es: „Unsrer heil'gen Kirche Pfeiler/ Ist der neue Bischof Sailer“. Wenige Tage später, am 1. November 1822, ernannte Bischof von Wolf seinen neuen Weihbischof auch zum Generalvikar. Damit „war die Leitung des Bistums Regensburg de facto in die Hand Sailers gelegt“.

III. Die Regierungszeit Ludwigs I.

Kronprinz Ludwig setzte sich nicht nur maßgeblich für Sailers Ansehen in Rom sowie seinen Aufstieg in der kirchlichen Hierarchie ein, er bereitete sich insgesamt so intensiv auf seine Regierungsübernahme vor wie kaum ein Monarch vor ihm. Unzählige Pläne lagen ausgearbeitet bereit. In der inhaltlichen Ausgestaltung seiner Politik sollte nach Ludwigs Vorstellung Sailer eine zentrale Rolle spielen. Entscheidend sollte ferner werden, dass sich um Sailer ein Kreis zumeist junger Männer geschart hatte, welcher auch dem Kronprinzen zuneigt war, darunter Johann Nepomuk von Ringseis und Eduard von Schenk. Mit der Thronbesteigung Ludwigs I. im Oktober 1825 konnte dieser Kreis nun seine Wirkkraft entfalten.

Auch äußerlich wurde jetzt die enge Beziehung zwischen dem neuen König und Sailer herausgestellt. So ernannte Ludwig am 1. Januar 1826 „als erstes öffentliches Zeichen Königlicher Anerkennung“ Sailer zum Kommandeur des Zivilverdienstordens der Bayerischen Krone. „Der Würdigste macht den Anfang“, schrieb Ludwig seinem ehemaligen Lehrer.

Ludwig und Sailer pflegten ein enges, vertrauensvolles Verhältnis, das auch den Zeitgenossen nicht verborgen blieb. Dem Regensburger Kirchenmann kam nun eine zentrale Rolle zu, da Ludwig I. „alsbald in allen wichtigen Angelegenheiten der Kirche und der religiösen Erziehung den Rath Sailers hören“ wollte. Dabei war Sailer weit davon entfernt, ein bloßer „Hofbischof“ zu sein. Im Gegenteil, bei aller Verehrung und Anerkennung der Stellung des Monarchen führte Sailer seinem König gegenüber ein offenes Wort.

Insbesondere sein Einfluss auf den führenden Minister Eduard von Schenk und damit mittelbar wie unmittelbar auf den König selbst machte Sailers Bedeutung in jenen Jahren aus. Man kann daher mit Fug und Recht „den Zeitabschnitt von der Thronbesteigung Ludwigs I. bis zur Mitte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts in der bayerischen Kirchen- und Kulturpolitik als die „Ära Sailer“ bezeichnen. Immer wieder wird hinter den Entscheidungen des Königs und den Plänen des Ministers Schenk Sailers Einfluss erkennbar“.

IV. Im Dienst der kirchlichen Restauration im Königreich Bayern

Der König war entschlossen, der Kirche in Bayern zu einer Restauration zu verhelfen. Dabei sollte die „religiöse Wiedergeburt“ Bayerns in diesen Jahren ganz im Geiste Sailers erfolgen. Wenn in der Regierungszeit Ludwigs I. die „Regeneration der Bavaria Sancta“ begann, so war das nicht zuletzt auch das Verdienst Sailers.

Ein Herzensanliegen war König Ludwig I. dabei die Klosterpolitik. Es war ihm um die Heilung der durch die Folgen der Säkularisation geschlagenen Wunden ebenso zu tun wie ganz praktisch etwa um die Hebung des Bildungsniveaus. Eine nicht geringe Rolle spielten überdies seine persönliche Frömmigkeit, aber auch sein Sinn für Ästhetik und nicht zuletzt sein vom Geist der Romantik durchdrungener Historismus.



Diese Büste des „Bayerischen Kirchenwaters“ stand während der Tagung im Foyer. Sie ist das Werk eines unbekannten Künstlers.

Bezeichnend, was er in einem Signat vom 8. September 1828 niederschrieb: „Wie die Franziskaner in München, so die Schotten, so was für die Griechen geschieht, geschichtlicher Erinnerung, Dankbarkeit, nach Jahrhunderten nach Jahrtausenden.“

Mit der (Wieder-)Errichtung von 132 Männer- und Frauenklöstern aus 23 verschiedenen Orden ging er als Klostergründer in die Geschichte ein. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt machte er sich daran, seine diesbezüglichen Pläne in die Realität umzusetzen. Von Anfang an unterstützte Eduard von Schenk, weniger später auch Bischof Sailer den König, der hier großen Widerstand von einem Großteil seiner Minister, der Presse und von kirchlicher Seite erfuhr. Bereits im August 1826 machten Schenk und Sailer eine Reise durch das Bistum Regensburg, um die Möglichkeiten für Klosterwiederbegründungen zu eruieren. Dabei wollten sie sowohl Weltenburg als auch Metten aufsuchen. Nur wenige Tage später, am 9. September 1826, schlug Sailer, der die Aussichten auf eine Wiederbelebung der bayerischen Klosterlandschaft anfänglich als wenig erfolgversprechend einschätzte, in einem Gutachten vor, vorerst nur eine Benediktinerniederlassung als eine Art Musterkloster neu einzurichten und dessen Entwicklung zu beobachten. Die Reaktionen der 293 noch lebenden Ex-Benediktiner schienen ihm Recht zu geben, denn von diesen zeigten nur elf Interesse, wieder ins Kloster zurückzukehren.

Doch davon ließ sich der König nicht entmutigen. Immer wieder mahnte er,

forderte Berichte, trieb an. „Beharrlichkeit ist ein Teil meines Wahlspruches“, ließ er Schenk wissen. Sailer versuchte, innerhalb des Weltklerus für eine benediktinische Wiederbesiedelung des Klosters Metten zu werben, jedoch half auch „all seine Beredsamkeit und Autorität“ nicht, die erforderliche Zahl an Kandidaten zusammenzubringen. Schließlich gelang es, die ehemaligen Benediktinermönche Ildefons Nebauer und Romuald Raith zum Wiedereintritt zu bewegen. So feierte Bischof Sailer am Pfingstdienstag des Jahres 1830 in der Abteikirche ein Pontifikalamt, bei welchem die beiden Ex-Benediktiner zum Zwecke der Neueröffnung des Klosters ihre Gelübde erneuerten und fünf weitere Kandidaten neu eintraten. Trotz aller noch auftretenden Schwierigkeiten war ein neues benediktinisches Fundament in Bayern durch die Mithilfe Schenks und Sailers in dessen Diözese gelegt worden. Darüber hinaus engagierte sich Sailer bei weiteren Klosterneugründungen oder Neubelebungen innerhalb und außerhalb seines Bistums. Ähnlich wie bei den Neuberufungen auf die Lehrstühle der Münchener Universität – auf die noch zurückzukommen sein wird – nahm Sailer in dieser Zeit Einfluss auf die anstehenden Bischofsnennungen sowie eigentlich auf alle für das Verhältnis von Kirche und Staat in Bayern zentralen Personalangelegenheiten bis hin zu den Besetzungen einzelner Pfarrstellen. Dies führte dazu, dass viele Geistliche aus Sailers Umfeld Bischofsstühle oder andere bedeutende kirchliche Stellen einnahmen.

Seine eigene Karriere hingegen war für Sailer nachrangig. Als ihm der König im November 1826 über Schenk den Passauer Bischofsstuhl anbot, gab Sailer zur Antwort, dass ihn die „überväterliche Vorsorge Sr. Majestät rühre“, er aber sein „Herz an die Kirche Regensburg so fest angeklammert“ habe, dass „nur der Tod“ ihn „von ihr trennen“ könne. Als er in Regensburg Koadjutor geworden war, habe er sich innerlich gesagt: „Liebe Kirche von Regensburg, dir weihe ich mein ganzes Leben, in deinem Dienste will ich sterben“. Darum könne er dem königlichen Angebot nicht folgen, er habe dem Bistum Regensburg „den Eid ehelicher Treue geschworen und werde diesen Eid nie brechen, - auch wenn er immer nur Coadjutor bleiben sollte“.

Indessen entwickelte sich die Verlegung der bayerischen Landesuniversität von Landshut nach München zu einem zentralen Projekt der neuen Kulturpolitik unter Ludwig I. und zu einem Beleg für das enge Zusammenwirken zwischen dem König, Sailer und Schenk. Der vom König mit der Universitätspolitik betraute Eduard von Schenk erstellte dazu am 13. April 1826 eine Denkschrift und bereits am 15. November des gleichen Jahres konnte die Universität in München mit etwa 900 Studierenden eröffnet werden. Für Ludwig I. ging es dabei nicht nur darum, seine Residenzstadt München weiter aufzuwerten und auch zu einer Stadt der Wissenschaft zu machen. Mit einer von einem christlich-konservativen Grundcharakter geprägten Hochschule sollte sein ganzes Königreich „mit dem positiven Geist einer christlichen, gläubigen, geschichtsfrohen, konservativen Kultur“ durchdrungen werden. Es sollte auch im universitären Bereich die „Vereinigung der Religion und der monarchistischen Grundsätze mit der Freiheit, des Glaubens mit dem Wissen“ gelingen, wie Schenk 1828 die „glorreiche Aufgabe der Regierung meines allergnädigsten Königs“ charakterisierte. Die angesprochene Versöhnung von Glauben und Wissen war ein zentrales Anliegen Sailers und sollte zu einem Kernthema der Kulturpolitik Ludwigs I. und seines Ministers Schenk werden.

So zielte auch die von Schenk organisierte Berufungspolitik ganz entschieden darauf ab, ein Professorium zu bilden, das diese hohe Zielvorgabe mittragen und unterstützen würde. Es überrascht daher wenig, dass der persönliche Einfluss Sailers, der vom König in die Kommission für alle Personalfragen der neuen Universität berufen wurde, und des von ihm „brieflich in allen wichtigen Fragen, auch über den Kreis der Universitätsinteressen hinaus in allgemeinen Kulturangelegenheiten“ beratenden Schenks für die Zusammensetzung des Lehrkörpers eine zentrale Rolle spielten. Gerade die Berufung von Görres auf den Lehrstuhl für Geschichte, die durch Schenk bezeichnenderweise direkt von Barbing aus erfolgte, geschah auf direkte Einflussnahme Sailers, Schenks und Ringseis hin. Sailers besonderes Augenmerk galt naturgemäß der theologischen Fakultät, nicht nur in seinem Gutachten über die Zusammensetzung, auch in zahlreichen Briefen brachte er in seinen Augen geeignete Kandidaten Namen ins Spiel und machte sich für deren Berufung stark. Auch im Bereich des allgemeinen Schulwesens legten Ludwig I. und Schenk großen Wert auf eine christliche Erziehung der Kinder. Es kam zu einer Rekonnessionalisierung der Volksschulen, auch die Lehrerausbildung folgte fortan konfessionellen Gesichtspunkten.

1826 wurde das der Krone Bayerns zugehörige Schloßchen Barbing unweit von Regensburg von König Ludwig I. an Sailer auf Lebenszeit übergeben, damit

– wie es in einem Brief des Monarchen heißt – „durch den Genuß der gesunden Luft und durch die freie Bewegung daselbst“ Sailers Gesundheit gestärkt und sein Leben verlängert werde. Barbing wurde nun zum zentralen Ort der Zusammenkünfte Sailers mit seinen Bekannten und Besuchern. Hier verbrachte Sailer fortan seine Sommermonate. Auch der König ließ es sich nicht nehmen, Sailer dort einmal zu besuchen. So etwa Ende Mai 1829, um inkognito zusammen mit Leo von Klenze den endgültigen Standort für die geplante Walthalla auf dem Bräuberg bei Donaustauf zu bestimmen. Dabei blieb der König auch über Nacht.

V. Vom Koadjutor zum Bischof

Eine große Freude für König Ludwig I. und seinen Minister Eduard von Schenk war es, als 1829 der Weg auf den Regensburger Bischofsstuhl frei wurde. Da Bischof Johann Nepomuk von Wolf am 23. August 1829 im Alter von 86 Jahren verstorben war, konnte der gut acht Jahre jüngere Sailer als Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge dessen Amt ohne erneute königliche oder päpstliche Bestätigung sofort übernehmen. Schenk teilte dem König am 27. August 1829 mit, dass nun „endlich der ehrwürdige Bischof von Germanicopolis Bischof von Regensburg geworden“ sei. Hierauf antwortete der König nur drei Tage später: „Die Nachricht daß der verehrungswürdige Sailer Regensburgs Bischof geworden entzückt mich“.

Ludwig war von Sailers irenischer Persönlichkeit und seiner tiefen Frömmigkeit fasziniert. Auf dem Schreibtisch des Monarchen lag stets zu seinem persönlichen Gebrauch eine Ausgabe des von Sailer herausgegebenen Gebetbuchs. Kaum ein Tag vergehe, so bekannte der Wittelsbacher seinem ehemaligen Lehrer gegenüber einmal, an dem er nicht in dessen Schriften lese. Diese Praxis sollte er ein Leben lang beibehalten. In einem Brief an Christoph von Schmid ließ diesen der König noch 1854 wissen, er lese täglich, „Morgens und Abends“ in Sailers Gebetbuch.

Ludwig war von Sailers irenischer Persönlichkeit und seiner tiefen Frömmigkeit fasziniert.

Ludwig verschenkte selbiges auch gerne, da er der Meinung war, ein „gutes Buch“ könne „herrlich wirken, nach Jahrhunderten noch“. Und seiner Verwaltung legte er nahe, mehrere von Sailers Büchern würden sich als Preisschriften eignen; diese „athmen apostolischen Geist“, vermerkte er.

Der große Theologe hat sich über die ihm entgegengebrachte Verehrung des Monarchen nicht nur sehr gefreut, sondern auch noch zu Lebzeiten erkenntlich gezeigt. Das Büchlein der „Christliche Monat“, Sailers Spätwerk, gleichsam die „Summe“ seines Lebens, widmete der Verfasser dem König. Ludwig hatte die Abfassung dieses Buches auch angeregt. Geradezu rührend ist, wie Ludwig sich um die Gesundheit seines ehemaligen Lehrers sorgte. Viele Briefe enthalten entsprechende Passagen. Und selbst in den Briefen, die Ludwig nicht eigenhändig verfasste, ließ er es sich nicht nehmen, nebst seiner Unterschrift oftmals auch einen auf Sailers Wohlbeden gemünzten Satz eigenhändig anzufügen.

Sailer war umgekehrt zutiefst vom Gottesgnadentum und der wichtigen Rolle des Königs für Staat und Kirche



Pause zwischen zwei Vorträgen: der ehemalige Schulrat i.K. Jakob Koder, Domkapitular Prälat Johannes Neumüller, Leiter des Schulreferats der Diözese Regensburg, und der Leiter des Seelsorgeamtes, Domkapitular Prälat Peter Hubbauer (v.l.n.r.).

überzeugt. Jeden seiner Briefe schloss er – wie Schenk dem König einmal schreibt – mit dem Ausruf: „Gott erhalte unsern König Ludwig!“ Wie sehr Sailer dem König zugetan war, zeigt sich nicht nur in der Korrespondenz beider Männer. Im persönlichen Tagebuch des Theologen findet sich ein seltenes und bislang nicht beachtetes Zeugnis, das einerseits für die Zuneigung Sailers zu Ludwig steht, andererseits geradezu als ein Tugendkatalog für den Herrscher gelesen werden kann. Sailer trug in seinem Tagebuch unter dem 29. Dezember 1826 offenbar einen Traum ein, da die Begebenheit erst zwei Tage später datiert ist: „Der König Ludwig erwachte Schlags 12 Uhr 1. Jan. 1827 und betete zum Herrn: Gieb mir die einzige sichere Beyständerin aller Throne, deine Weisheit... und den Sinn für Gerechtigkeit – daß jedem werde was sein ist, und die Beharrlichkeit in allem, was Staat und Kirche von mir erwarte Nach diesem Gebet schlief der König wieder ein, und schlief den ersten Schlaf im Neujahr... Da trat ein Bote des Himmels, der Genius des Vaterlandes vor den König: ein alles durchstralend [!] Luftglanz erfüllt das Schlafgemach. König Ludwig! Dein Gebet, das du im ersten Monate des Neujahrs aussprachst, ist vor Gottes thron gekommen, und hat Erhöhung gefunden: ich bringe, von Gott gesandt, dir aus der Schatzkammer des Herrn, drey Geschenke: das Salböl der Weisheit, die Wage der Gerechtigkeit und das Scepter mit dem Auge Gottes. Izt salbte der Engel dem König die Brust, die Stirn, u. die rechte Hand; damit anzudeuten, daß der Geist der Stärke im Gemüth wohnen, der Geist der Wahrheit frey und offen sich im Gesicht und Leben des Königs aussprechen und die Hand das Scepter mit Milde u. Nachdruck führen solle. Dann reichte ihm der Gottesbote das Scepter dar: sieh sagte er, an der Spitze des Scepters glanzte das Auge des Jeinigen Gottes, zum Zeichen, daß du stets im Namen Gottes, und im Ausblick zum all schauend(en) Auge das Scepter führen sollst. Endlich, fuhr der Bote fort, sendet dir der Herr diese Wage, damit du die Bedürfnisse deines Volkes und die Mittel sie zu stillen, auf dieser untrüglichen Wage abwägen mögest. –

Der Engel schwand und der Luftglanz mit ihm. Der König erwachte, und die hohe Deutung der Erscheinung trat mit ihm in das neue Jahr ein, und die Regierung des Königs ward ein gelungenes Nachbild dieser Gottes Geschenk(e)“ Dieser Text lässt Anklänge an den Fürstenspiegel des Erasmus von Rotterdam, die 1515 verfasste „Institutio Principis Christiani“, erkennen, wo als wichtigste Tugenden eines Herrschers Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung des Gemüts und das Streben nach dem Gemeinwohl benannt werden. Die Anhänglichkeit Sailers an den Monarchen kommt aber auch in einem Brief seiner Nichte Therese Seitz zum Ausdruck, die Ludwig nach dem Tod ihres Onkels am 25. August 1832 mitteilte, sie wage es dem König zu schreiben und wolle ihm von der Zuneigung Sailers berichten, „denn ich war 32 Jahre lang Augenzeuge, wie der selbe für die Erhaltung seines allgeliebten Königs Ludwig seine Hände zum Himmel erhob. Noch 3 Tage vor seinem Hinscheiden rief er mir die Worte zu; Therese, bethe doch recht für unsern geliebten König, daß Ihm kein Leid widerfahre auf der Reise, denn es kommen wichtige Tage für Ihn, und da mußt du recht mit mir bethen.“ Gemeinsam war dem Monarchen und dem Kirchenmann die strikte Ablehnung aller extremen Haltungen in religiösen Fragen. Beide waren vielmehr für die „goldene Mitte“. Oettl schrieb Sailer im November 1826, er werde dem König nie „einen politischen noch einen Kirchlichen Ultra vorschlagen, denn beyden taugen nicht, am Staatswagen so wenig als am Kirchenwagen angespannt zu werden“. Wichtig sei vielmehr „Nüchternheit und die goldene Mittelstraße“. Und diese Haltung war auch für den König immens wichtig. Es war mithin ein „vertrauliches Verhältnis“ zwischen dem Kirchenmann und dem Monarchen. Immer wieder hat der Monarch Sailer anderen Geistlichen als ein Idealbild vorgehalten. Auch posthum tat er das. Als etwa Bischof Valentin Riedel 1842 vor ihm den Treueid ablegte, sagte der König zu ihm: „Sailer sey Ihnen Vorbild; obgleich er jetzt in den Staub gezogen wird, war dennoch der wahrhaft christliche Sinn in ihm und wirkte des Guten“. Wiederholt hat Ludwig den Geist Sailers beschworen; es war ihm etwa wichtig, dass Neupriester in diesem Sinne erzogen würden.

VI. Tod und Memoria

In den frühen Morgenstunden des 20. Mai 1832 starb Sailer in Regensburg. Drei Tage später wurde er im südlichen Seitenschiff des Regensburger Doms zu Grabe getragen. Ludwig war erschüttert. Bei seinem Besuch des frischen Grabes Anfang Juli 1832 soll er nach einem Zeugnis Clemens Brentanos die berühmten Worte gesprochen haben: „Hier ruht Deutschlands größter Bischof [...] Mir ist ein Schutzgeist gestorben.“ In seinem Tagebuch notierte der König über seinen Besuch am Grab: „Er war Teutschlands bester Bischof.“ Am Grabe Sailers gab er das Versprechen, ihm ein Grabmal zu setzen. Er löste es auch ein: Am 2. September 1837 konnte Bischof Franz Xaver Schwäbl das aus Steingadener Sandstein gefertigte Grabmal segnen. Es zeigt Sailer sitzend im bischöflichen Ornat; die beiden zu seinen Seiten knienden Knaben verweisen auf seine Wirkungen als Theologe und Pädagoge. Auf besonderen Wunsch des Königs wurden auf den abgeschrägten vorderen Ecken des Sockels zudem zwei Schnepfen eingemeißelt. Sie erinnerten an eine Episode aus Sailers Kindheit, als der junge Hans-Michel zur Schule nach München geschickt wurde; die Vögel, welche sein Vater in Oberweilbach, in der Nähe von Aresing erworben hatte und welche dem Knaben seinen Einstand in der Landeshauptstadt erleichterten. Die Schnepfen an Sailers Grabmal erinnerten so an die einfache Herkunft Sailers ebenso wie an die Führung durch Gottes Willen. Auch in die Münchner Ruhmeshalle wurde Sailer nach dem Willen des Königs aufgenommen. Für den König war Sailer zeitlebens ein Vorbild. Noch 1845 bekannte er Diepenbrock gegenüber, dass er täglich an Sailer denke. Nach der Lektüre des zweiten Bandes von Schmidts Erinnerungen, die Bischof Sailer zum Inhalt hatten, ließ der König Christoph von Schmid im Januar 1854 wissen, er habe Tränen in den Augen. Auch die Errichtung des Denkmals, das am Todestag Sailers 1868 auf dem heutigen Emmeramsplatz aufgestellt wurde, ging vom König aus und wurde aus seinen Privatmitteln finanziert. Die Aufstellung selbst hat Ludwig I. allerdings nicht

mehr erlebt, er starb Ende Februar 1868 in Nizza.

VII. Fazit

Sailer war die zentrale Gestalt des Katholizismus im Kurfürstentum und später Königreich Bayern im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Er war der „Heilige einer Zeitenwende“, wie ein Buchtitel lautet. Johann Michael Sailer trug entscheidend dazu bei, dass nach den grundstürzenden Umbrüchen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert der Katholizismus sich in Bayern, ja in ganz Deutschland wieder aufrichten konnte. Insbesondere das Königreich Bayern profitierte dabei von den gemeinsamen Bemühungen des Königs und des Kirchenmanns. Ihnen ist es zu verdanken, dass die „religiöse Wiedergeburt“ Bayerns in diesen Jahren ins Werk gesetzt werden konnte. In der Regierungszeit Ludwigs I. begann mit der Hilfe Sailers und anderer, darunter Eduard von Schenk, somit die „Regeneration der Bavaria Sancta“. Für die außergewöhnliche Stellung Sailers bei Ludwig ist es zudem bezeichnend, dass Melchior Diepenbrock noch während der Affäre um Lola Montez versuchte, Einfluss auf den König zu nehmen, indem er sich auf Sailer berief: „Ich wandte mich an den verklärten Geist Sailers, daß er mit seiner Fürbitte und mit der ganzen Fülle seiner Liebe für Ew. M. mir helfe, um das rechte Wort und Eingang für dasselbe zu finden in des geliebten Königs Ohr und Herz.“ Diepenbrock verwies bewusst auf seinen verstorbenen Mentor, da ihm klar war, dass allein dessen Autorität den König zum Nachdenken bewegen konnte. Hubert Schiel hat dies treffend so zusammengefasst, dass „wenn Einer Macht über König Ludwig besaß“, es Sailer war. Und wenn wir heute auf das Werk Johann Michael Sailers blicken, so erscheinen die bereits eingangs zitierten Verse des Königs geradezu prophetisch: „Macht und Hoheit immerhin verwehen, Was du sprachest wirket aber fort, Neue Früchte segensvoll entstehen; Denn ein kräft'ger Saamen ist das Wort.“ □



Dompropst Dr. Wilhelm Gegenfurtner (li.), bis zum Amtsantritt von Bischof Voderholzer Diözesanadministrator von Regensburg, und Stiftsdekan Prälat

Heinrich Wachter vom Kollegiatsstift St. Johannes, tauschten intensiv ihre Gedanken aus.

Befreundung in Jesus Christus: Johann Michael Sailer Impulse für die Ökumene

Bertram Meier

I. Ökumene und Katholizismus als konzentrische Kreise

Eine reflektiert nachgehende Theologie (Klaus Hemmerle) ist nicht einfach Nachlassverwalterin der Vergangenheit, sondern begreift die Aufgabe der Befragung der Vergangenheit um der Zukunft willen. Die Gestalt des Johann Michael Sailer (1751–1832) bietet sich für eine solche Orientierung an, zumal seine Person und sein Wirken von einer, freilich unter veränderten Vorzeichen, aktuellen Spannung geprägt sind: Im Blick ist der Gegensatz zwischen Reformkatholizismus und katholischer Restauration, zwischen irenischem Ökumenismus und kurialem Integralismus, einen Gegensatz, der die katholische Erneuerung im 19. Jahrhundert von Anfang an begleitet.

Die ökumenischen Bemühungen des „bayerischen Kirchenvaters“ sind nicht nur als Kür zu sehen, sondern waren Pflicht für einen Theologen, dessen Kirchenbild den Rahmen des Römisch-Katholischen sprengt und der gleichzeitig als „Genie der Freundschaft“ auf der Ebene des Menschlichen vielfältige Kontakte nicht nur mit katholischen „Insidern“, sondern auch zu protestantischen Christen und darüber hinaus mit Denkern außerhalb des christlichen Lagers pflegte.

Dabei bedient sich Sailer eines charakteristischen Dreischritts in konzentrischen Kreisen, theologisch reflektiert in den Ebenen des Theismus (äußerer Kreis), Christianismus (mittlerer Kreis) und Katholizismus (innerer Kreis). Die gnoseologische Achse dieser dreifachen Optik bildet die mittlere Ebene des Christianismus, die Sailer durch die Formulierung der „Zentralidee des Christentums“, einer Art „Kurzformel des Glaubens“, sowohl zusammenfasst als auch christologisch-soteriologisch zuspitzt: „Gott in Christus – das Heil der sündigen Welt.“

Besonders spannend wird der Dialog auf dem Gebiet der Ökumene, wo er sich zwischen den beiden Polen von Identität und Relevanz bewegt und sich deshalb einer ständigen Gewissenserforschung zu stellen hat: Wenn sich der Dialog nur auf Identität fixiert, droht er zum langweilig-kalten Monolog zu erstarrten und wird für den Partner irrelevant. Ist der Dialog jedoch nur an Relevanz interessiert, besteht die Gefahr des Identitätsverlustes. Denn die Identität wird einem Ankommen-Wollen geopfert. Nicht mehr die Wahrheit, sondern das Meinen und Mögen des Augenblicks ist dann zur Norm erhoben. Dialog degradiert zum Dialogismus.

In der Frage nach der „Einen Kirche“ versuchen wir nun, dem Lebensdialog Sailers auf die Spur zu kommen: Ist es ihm gelungen, die Spannung zwischen Identität und Relevanz auszuhalten? Zu welchen Zugeständnissen ist er bereit, wenn es um konkrete Zusammenarbeit mit protestantischen Mitchristen geht? Bevor wir Sailer Anstöße für einen ökumenischen Weg vorstellen, soll ekklesiologisch der Boden bereitet werden, auf den er die Konfessionen stellt.

II. Der ekklesiologische Ort der Konfessionen

In Sailer Äußerungen über die Kirche Christi sind univoke Begriffs-



Domdekan Prälat Dr. Bertram Meier, Augsburg

bestimmungen dünn gesät. Stattdessen spricht er gern von der „Antreffbarkeit der Kirche Christi“. Kirche ist also eine oszillierende und dynamische Größe, gedacht als Ausdehnung und Erstreckung. Diese Einsicht hat Sailer in vielen Gesprächen mit Andersgläubigen selbst erfahren und dargelegt. Zwischen der unsichtbaren christlichen Kirche und der im „centrum unitatis“ äußerlich sichtbaren römisch-katholischen Kirche findet sich eine bunte Palette zahlreicher Formen christlichen Lebens. Die Form christlichen Lebens schlechthin aber ist Kirchlichkeit, die auf eine letzte Konkretisation im „centrum unitatis“ abzielt.

Neben ihrer Vollendung in der Anerkennung des Petrusamtes gibt es aber noch viele andere kirchliche Ausdrucksformen. So stellt sich die Kirche dar

- a) durch die fortschallende, nie verstummende Verkündigung des Evangeliums;
- b) durch Liturgie, Sakramente, Gottesdienst, Sonntagsfeier, Festfeier;
- c) durch die fortschreitende Erlösung, Erleuchtung, Heiligung, Beseligung einzelner Menschen;
- d) durch gliederliche Unterstützung aller durch alle und durch den Zusammenhang der Gemeinden mit ihren Hirten, Oberhirten und dem höchsten Hirten der Kirche, dem Mittelpunkt der Einheit, dem römischen Bischof.

Der Nachdruck, mit dem Sailer immer wieder das Individuum hervorhob, und die pastorale Mühe, die er für einzelne aufbrachte, könnten den Eindruck erwecken, dass er in erster Linie auf die Christlichkeit der evangelischen Glaubensbrüder und -schwestern schaute (mittlerer Kreis) und das Römisch-Katholische als „Accessoire“ abtat. In seiner Eigenschaft als Seelsorger hatte er tatsächlich primär die Einzelperson mit ihrer jeweiligen unverwechselbaren Lebens- und Glaubensgeschichte vor Augen.

Als Theologe dachte er aber auch über die Konfessionen als Ganze und deren kirchlichen Status nach. Eine Konfession ist für ihn mehr als die Summe von Einzelchristen ohne ekklesiale

Qualität. Sie partizipiert an kirchlichen Ausdrucksformen. Wie die katholische Kirche reiht sie Sailer unter die Kategorie „Kirchensysteme“ ein und nennt sie „öffentliche Anstalt“. Besonders hohe Wertschätzung genießt in seinen Augen die Herrnhuter Brüdergemeine. Nikolaus Ludwig von Zinzendorf ist ihm „der originellste aller Christenköpfe“. Die Brüdergemeine scheint unter den Konfessionen „das Bedürfnis nach einem gewissen Reichtum an kirchlichen Darstellungs- und Anregungsweisen der Andacht“ am lebendigsten gespürt zu haben.

Bei aller Hochschätzung, die Sailer den protestantisch-christlichen Gemeinschaften entgegenbringt, finden sich aber auch Stellen, wo der Begriff „Konfession“ der Kirche pejorativ gegenübersteht. Dann meint Konfession eine Gruppe, die abseits von der sich verdichtenden Linie „Christlichkeit – Kirchlichkeit“ liegt. Da sie damit von der „Lebenslinie“ abgeschnitten ist, wird sie auf Dauer steril und muss sich schließlich ins unabwendbare Schicksal des Absterbens fügen. Obwohl sich „wahre Christen“ auch in einer „Partikularkonfession“ finden können, spricht Sailer dieser sozialen Größe eine nur geringe Lebenserwartung zu. Selbst eine enge Christusbindung ihrer Mitglieder, „die mit unbewegtem Sinne an Ihm und an Seiner Lehre hängen“, könne kaum verhindern, dass sich „die von den Vorfahren als Erbgut hergebrachte, stehende Konfession allmählich in eine volle Glaubensanarchie auflöst“. Sailer verwendet den Begriff „Konfession“ also auch als kirchliche Disqualifizierung.

Im Allgemeinen jedoch sieht er weniger den Defekt als den positiven Bestand der Konfessionen. Zwar meint er mit Berufung auf „nicht-katholische Christen“, dass es den Protestanten an der Fülle der Sakramente und damit an Heilmitteln fehle, aber insgesamt spricht er auch den Konfessionen ekklesiale Qualität zu. Denn bei ihnen finden sich durchaus kirchliche Ausdrucksformen: „Verkündigung des Evangeliums, Liturgie, Sakramente, Sonntagsfeier, Festfeier, Beseligung einzelner Menschen“. Es gibt also einen gemeinsamen Besitz an Heilsgütern.

Daraus entwickelt sich die Grundrichtung für einen an Sailer orientierten ökumenischen Weg: Wo sich eine der römisch-katholischen Kirche und einer Konfession gemeinsame Teilhabe an Heilsgütern feststellen lässt, soll daraus gemeinsames geistliches Handeln erwachsen. Wenngleich die Gemeinschaft einer Konfession mit der katholischen Kirche keine volle sein kann, darf sie in ihrer partiellen Weise gelebt und verwirklicht werden. Sie darf also auch sichtbar sein. Weil das gemeinsam Christliche, die Lebenshingabe an die Person Jesu Christi, eine so intensiv bindende Autorität hat, ist die „Gemeinschaft aller Liebhaber des liebenden Jesus“ so stark, dass die konfessionelle Schranke nicht den Charakter einer endgültigen Absperrung trägt. Das Beharren auf dem Status quo hätte nach Meinung des Sailer-Freundeskreises auch keine Zukunft: „Glaube mir“, schreibt Lavater an Sailer, „die Stunde kommt und sie ist schon jetzt, daß man nicht mehr fragen wird: ‚Bist du reformiert, lutherisch, katholisch?‘, sondern: ‚Glaubst du an Jesus als den Messias – oder nicht? Einen Gott oder keinen?‘“ Menschen, die sich für Christus entscheiden und damit für die „Simplizität des Christentums, die mit der Erhabenheit desselben gleichen Schrittes geht“ sind untereinander in Freundschaft verbunden.

Schließlich ist Sailer davon überzeugt, dass im theoretischen wie auch im praktischen Christozentrismus das geeignete Mittel dafür liegt, um auf die

Herausforderung der Angriffe gegen den Glauben in einer „konzertierten Aktion“ der Christen wirkungsvoll reagieren zu können: „Wer die Zeichen der Zeit zu forschen nicht ganz untüchtig ist, wird längst wahrgenommen haben, daß der große Kampf der Geister sich nicht so fest um die einzelnen Unterscheidungslinien zwischen Christen und Christen, nicht um die Grenzpunkte zwischen Konfession und Konfession, sondern um den Mittelpunkt und die Seele des Christentums, um den lebendigen Glauben an einen lebendigen Gott, drehe.“

Was die Konfessionen und die römisch-katholische Kirche miteinander verbindet, ist also höher anzusiedeln als alles, was sie voneinander trennen mag. Aus dieser höheren Wertigkeit der personalen Christusbeziehung ergibt sich auch ein Mehr an Miteinander, das die konfessionell-strukturellen Unterschiede zwar nicht verschluckt, aber doch in die Zweitrangigkeit zurückverweist. Denn als einzelne leben die evangelischen Christen schon mit den Katholiken in der Übereinstimmung einer lebendigen Christusbeziehung, als Mitglieder einer Konfession partizipieren sie an der objektiv in der römisch-katholischen Kirche antreffbaren Kirche Christi.

Sprachlich drückt sich diese Gemeinsamkeit in der Präposition „mit“ aus: Die „Protestanten, die Jesus wahrhaftig lieben“, sind mit den Katholiken verbunden, da sie den Einen Vater *mit*anbeten, dem Einen Erlöser *mit*huldigen, den Einen Geist *mit*verkünden, die Eine Taufe *mit*empfangen, das Eine ewige Leben in der lebendigen Kenntnis Christi *mitsuchen* und *mit*erwarten. Das Wörtchen „mit“ bezeichnet Gemeinsamkeit und drückt zugleich Unterschiedenheit mit dem leisen Beiklang der Unterordnung eines der beiden Glieder aus. „Mitgehen“ ist weniger als „gehen“. Das Mitgehen der Konfessionen ist gewissermaßen ein von der römisch-katholischen Kirchegeführtes Auf-dem-Weg-Sein.

Sailer lässt also keinen Zweifel daran, dass die Kirchlichkeit der Konfessionen defizient ist, da ihnen die Gemeinschaft mit dem Mittelpunkt der Einheit fehlt. Außerdem klingt in einer Anmerkung (!) durch, dass sie nicht über die Fülle der Heilmittel verfügen. Da ansonsten die Defizienz vor allem vom Aspekt der Kirchenordnung aus betrachtet wird, bleibt auch die weitere Argumentation ganz an der mehr äußeren Frage nach dem Bestand einer Konfession hängen. Dementsprechend vermag die Antwort darauf gewöhnlich nicht so in theologische Tiefen vorzustoßen, wie man es sich erwarten und wünschen würde. Zwar prophezeit Sailer den Konfessionen bei allem guten Willen ihrer Mitglieder keine lange Lebensdauer. In diesem Zusammenhang fällt aber auf, dass gerade die Heilsfrage nicht mit der Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Kirche verknüpft wird. Da unser Theologe durchaus das heilsvermittelnde Tun der Kirche kennt und diesem in den Hauptdisziplinen seines Schaffens sogar eine Schlüsselstellung einräumt, sollte man sein Schweigen bzw. die Tatsache, dass er sich im so wichtigen Umfeld der Heilsfrage weder auf die Notwendigkeit noch auf die Art kirchlicher Vermittlung festlegen lässt, als sprechend deuten.

Manchmal sind es gerade die Gegner, die in messerscharfer Analyse Sachverhalte auf den Punkt bringen. Klemens Maria Hofbauer geht zwar recht hart und zuweilen bissig mit Sailer um, aber was er über dessen Kirchenbild an den Nuntius in Wien meldete, ist so unzutreffend nicht: Sailer Ansicht nach habe die katholische Kirche „kein Monopol auf den Heiligen Geist. Dieser wirke ebensoviel in denen, die in der

heiligen Kirche sind, wie in denen, die außer ihr sind, wenn sie nur an Christus glauben“. Der gängige Grundsatz „Extra Ecclesiam nulla salus“ scheint sich also geweitet zu haben: „Extra Christum nulla salus“.

III. Anstöße für einen gemeinsamen Weg

Es wäre ein Missverständnis der ekklesiologischen Ortsbestimmung, wollte man daraus ein juristisches „Directorium oecumenicum“ ableiten, das die Regeln konkreten Umgangs festlegt, die dann im Einzelfall zur Anwendung kommen. Sailers Aussagen über die ekklesiale Valenz der Konfessionen sind eher eine Art „lex fundamentalis“ für ökumenische Bemühungen, die sich in Grundhaltungen konkretisieren und im alltäglichen Leben je neu bewähren müssen.

Jede ökumenische Aktivität sollte von einer inneren Haltung getragen sein, die einzig und allein auf Christus ausgerichtet ist. Seine Gesprächspartner und Freunde wählt Sailer nicht zuerst nach ihrer Kirchen- bzw. Konfessionszugehörigkeit aus. Für ihn zählt vielmehr die Lebenshingabe an Christus, der die „Mitte aller Christianismen“ bildet. Eine Person fordert Personen ein. So muss für die Lebenshingabe an Christus der Mensch mit seinem ganzen Personenkern eintreten. Sektoriale Hingabe ist eine „contradictio in se“. Auf dem Weg, der irgendwann einmal vor der Unausweichlichkeit einer Entscheidung steht, kann sich der Mensch von keinem vertreten lassen – auch von keiner Kirche, die ihrerseits die Intimität und damit Hoheit der je eigenen gott-menschlichen Beziehung achten muss: „Wenn wir nicht einmal glauben können, daß der Herr ist, so dürfen wir nur in unserem Kabinett nachsehen, im Stillen harren, Spinnweben auskehren, und es kommen Augenblicke des Lichtes, daß wir an Ihn glauben, an Seine Nähe glauben, Seine Nähe fühlen können.“ Auf der Basis des gemeinsamen personalen Christusglaubens und der von Katholiken wie Protestanten hochgeschätzten Heiligen Schrift wird unter den „wahren Christen“ eine geistliche Nähe erlebt und bedacht, die gleichwohl einen letzten Rest von Trennendem erkennt und anerkennt, so dass bei aller Gemeinsamkeit das konfessionelle Detail nicht als „quantité négligeable“ abgetan werden kann.

Von Vorteil ist, dass Sailers Christianismus keinem bewusst konzipierten ökumenischen Plan entspringt. Allein die gemeinsame Hinwendung zur Mitte, „auf das wesentliche Christentum“, lässt die Christen enger zusammenrücken. Katholische und evangelische Christen können plötzlich über eine Freundschaft staunen, „die – über den Konfessionsunterschied erhaben – bloß auf Christus sich gründet“. Diese Freude über erlebte Gemeinsamkeit, die weder lautstarke Euphorie noch unrealistische Utopie, sondern durch Erfahrung gedeckt ist, gibt Sailers ökumenischem Mühen jene Ruhe, Besonnenheit und Nüchternheit, die man anderswo vergeblich sucht. Sailer fixiert sich nicht auf den anderen konfessionellen Part neben ihm, sondern mit ihm zusammen auf Christus. Aus dem gegenseitigen Sich-Anschauen wird ein gemeinsames Betrachten Christi.

Damit bereitet unser Theologe den Weg dafür, was einmal die „kopernikanische Wende“ in der Ökumene heißen wird. Sailer sieht die Konfessionen nicht mehr so an, als ob sie sich um die römisch-katholische Kirche bewegen, wie man sich einst in vorkopernikanischen Zeiten die Planeten als um die Erde kreisend vorstellte. Mit der Zentralidee des Christentums hat er dieses

Bild dahingehend korrigiert, dass er sich die Konfessionen wie Planeten um die eine Sonne Christus kreisend dachte, von der sie ihr Licht empfangen sollen. Wie hell und rein sie je erscheinen, hängt vom Maß ihrer Bereitschaft ab, sich aus dem Schatten ihrer selbst dieser Lichtquelle zuzukehren. Auf den Punkt gebracht: Sailer gibt der Christianisierung der Kirche bzw. der Konfession den Vorrang gegenüber einer Verkirklichung bzw. Konfessionalisierung des Christentums.

Wenn eine Konfession der anderen in eindrucksvoller Weise die Hingabe an Christus vorlebt, dann ist es durchaus möglich, dass Katholiken auch von evangelischen Christen lernen können, was es heißt, „wahre Christen“ zu sein. Sailer schließt nicht aus, dass der Malus hierarchischer Defizienz, der den Konfessionen zweifellos anhaftet, gegenüber der katholischen Seite aufgewogen und sogar überboten werden kann durch

den Bonus der Christushingabe, die bei einem Protestanten unter Umständen intensiver und authentischer gelebt wird als bei diesem oder jenem Katholiken. Was für einzelne Christen denkbar ist, trifft ebenso für das Ganze einer Konfession zu, die auf die römisch-katholische Kirche durchaus anspornend wirken kann. Für Sailer persönlich spielte diese Rolle geistlicher „Befruchtung“ die Brüdergemeinde. Zu dieser „Gebärmutter des inneren Lebens“ hat er sich auch wiederholt öffentlich bekannt.

Um eine spirituelle Heimat zu wissen, bedeutet aber nicht, für die Schaffung geistlicher Kuschecken zu plädieren. Im Gegenteil: Sailer verurteilt das sich schon zu seiner Zeit ausbreitende Phänomen, der eigenen Kirche den Rücken zu kehren oder zum Rückzug ins Private zu blasen. Er beklagt die „Separation der Besseren von der Teilnahme an der öffentlichen Anstalt“ als „auffallendes Zeichen der Zeit“. Sich distanzierende

Katholiken glauben, sie „müßten sich und ihre Kinder von den Versammlungen der Gemeinde ausschließen, um den Glauben an Christus noch in ihren Familien bewahren zu können“, weil er in der eigenen Gemeinde schon fast verschwunden sei. Darüber ist Sailer alles andere als glücklich. Zur Erfüllung des Sonntagsgebots gehört für ihn nicht nur die Hausandacht der Familie, sondern auch die Eucharistiefeier möglichst in der Pfarrkirche, die er „Mutterkirche“ nennt.

IV. Interessiertes Kennenlernen der Mitchristen

Es gibt keine ökumenische Arbeit ohne das vorhergehende Wissen umeinander. Wissen umeinander aber setzt Interesse füreinander voraus. Verantwortete Annäherung hängt vom aufmerksamen gegenseitigen Kennen ab. Der Bereich jenseits der eigenen Kirche



Am 2. September 1837 konnte Bischof Franz Xaver Schwäbl das aus Steingadener Sandstein gefertigte Grabmal im Regensburger Dom segnen. Es zeigt

Sailer sitzend im bischöflichen Ornat; die beiden zu seinen Seiten knienden Knaben verweisen auf seine Wirkungen als Theologe und Pädagoge.



Entspannten sich in der Kaffeepause: Thomas Maria Freihart OSB, der Abt des Klosters Weltenburg (li.) und der Regensburger Domdekan Prälat Anton Wilhelm. Bischof Sailer hatte maßgeb-

lich dazu beigetragen, dass das Kloster Weltenburg, ausgehend vom Kloster Metten, nach der Säkularisation neu gegründet werden konnte.

bzw. Konfession sollte deshalb nicht Fremde bleiben, sondern auf einfühlen- de Vertrautheit zielen. „Wenn ich erst bedenke“, klagt Sailer, „was die gelehr- ten Protestanten ... für abscheuliche Be- griffe haben, wie sie an unserem System nichts als Aberglaube und Despotismus sehen, wie gar unerreichbar ferne sie von unseren Begriffen sind“, dann rückt die Einheit für ihn in unendliche Ferne.

Bei diesem gegenseitigen Kennenler- nen kann man sich auch nicht mit intel- lektuellem Wissen und Unterschei- dungslehren begnügen. Vielmehr ist ein feines Gespür gefragt, um sich in die Eigenheiten des religiösen Selbstverständ- nisses des anderen einzufühlen. Als Sai- ler einmal mit der Anfrage konfrontiert wird, ob seine für das Landvolk be- stimmten Betrachtungen zum „Vater Unser“ auch den Protestanten zugäng- lich gemacht werden dürften, gibt er nicht nur gern seine Erlaubnis dazu, sondern erinnert gleichzeitig daran, dass der Herausgeber doch die bei den evangelischen Mitchristen übliche Do- xologie: „Denn Dein ist das Reich ...“ anfügen solle.

Um also die Mitchristen anderer Konfessionen wirklich kennenlernen zu können, ist Unbefangenheit verlangt. Berührungsängste sind ein schlechter Ratgeber. Was Sailer in seiner Selbstbio- graphie ein „ererbtes Unvermögen, zu hassen und zu hadern“, nennt, ent- spricht einer Unkompliziertheit im Um- gang mit Menschen unterschiedlichster geistiger und religiöser Couleur. Durch diesen Charakterzug blieb ihm aber auch die mitunter bittere Erfahrung nicht erspart, dass Unbefangenheit ver- wundbar macht, wenn sie sich nicht paart mit Vorsicht und Bedachtsamkeit. An Orten und in Zeiten, wo eine inter- konfessionelle Beziehung aus äußeren Gründen zu misslingen droht – etwa aufgrund von Verdächtigungen Dritter, wegen eines möglichen Skandals oder durch inquisitorische Beobachtung von Seiten kirchlicher Autoritäten –, da wird diese mit Klugheit langsam aus der Schusslinie genommen, aber deshalb nicht der Opportunität geopfert. Im ver- trauteren Kreis wird sie weitergepflegt und vertieft.

Da sich Sailer seine unkomplizierte Offenheit sein Leben lang bewahrt hat, tut es ihm weh, „daß diejenigen, die den Apostolischen Nuntien beigegeben sind,

viel zu wenig Kenntnis von der Lage“ der deutschen Kirche besitzen und „zu oft denen, die mit einseitigen Erzählun- gen die Wahrheit entstellen, Gehör lei- hen“. Das interessierte Kennenlernen der Mitchristen erfordert schließlich auch, auf die leisen Äußerungen der Andersgläubigen zu achten – Gedan- ken, die oft nur im Inneren der anderen Konfession vernehmbar sind und auch nur den Außenstehenden mitgeteilt werden, denen die Gabe zugetraut wird, sich hineinfühlen zu können, ohne das eigene Gesicht dabei zu verlieren. Wer den Briefwechsel unseres Theologen auf- merksam studiert, zweifelt nicht mehr daran: Die Protestanten hatten Sailer zu einem ihrer Vertrauten gemacht. Mit der Entdeckung des gemeinsamen „praktischen Schriftförschens“ – wir reden heute vom „ökumenischen Bibeltei- len“ – und der Herausgabe des weit über die katholischen Grenzen hinaus ver- breiteten „Lese- und Gebetbuches“ – wir würden es „ökumenisches Haus- buch“ nennen – hatte er tatsächlich Ak- zente gesetzt, die seiner Zeit weit vor- aus waren. So schaffte Sailer die Grund- lagen zum „Teilen geistlicher Güter“.

V. Liebende Toleranz unter Wahrung der eigenen Identität

Vor der Einteilung in soziale, ethni- sche oder weltanschauliche Gruppen gibt es eine alle Menschen umgreifende Gemeinsamkeit: das Menschsein und die damit verbundene unveräußerliche Würde: „Alles, was Mensch ist, ist dem guten Menschen ehrenwert. Der gute Mensch ehrt in jedem Menschen die Menschheit, und in der Menschheit die Gottheit, deren Bild jene ist.“ Für eine Zeit, die das Wort „Menschenwürde“ mit großen Lettern schrieb, überraschen solche Worte nicht. Als Kind seiner Zeit hat Sailer dennoch Eigenstand bewie- sen: Denn der Mensch holt seine Wür- de nicht aus sich selbst, sondern ver- dankt sie der Hoheit Gottes, dessen Bild er ist. Lassen wir den Theologen ausführlicher sprechen: „Heilig sei dir am Menschen der Mensch, d.h. verach- te keinen Menschen als Menschen. Denn diese Verachtung des einzelnen ist Verachtung der Würde, Mensch zu sein ... Heilig sei dir also besonders die Denk-, Gewissens- und Religionsfreiheit des andern, d.h. dringe und zwingende

andern nichts als Wahrheit, als Pflicht, als Gottesverehrung auf, was er nicht als Wahrheit, Pflicht, Gottesverehrung erkennen kann ... Deshalb empfangen auch die Apostel den Befehl, niemandem ihr Evangelium aufzudrängen.“

Durch seine Lehre von der Gotteben- bildlichkeit des Menschen begründet Sailer einen „christlichen Humanismus“, so dass der Überstieg vom Theismus (äußerer Kreis) zum Christianismus (mittlerer Kreis) fließend wird, was sich auch auf den Toleranzbegriff auswirkt. Aus dem gemeinsamen Glauben an die Eine Botschaft von Gott, der in Christus der sündigen Welt das Heil gebracht hat, erwächst der Zusammenhang der „christlichen Kirche“, der die nur an- thropologische Ebene übersteigt.

Diese Verbindung verpflichtet zu ei- ner Haltung, die mehr ist als Toleranz im Sinn von Duldung. „Allumfassende Liebe“ ist gefragt, „das bloße Dulden ist dem liebenden Herzen zu wenig.“ Die Liebe unter Christen muss sich nicht zwingen, weil sie auf das ihr schon Ähnliche abzielt. Toleranz gegenüber Mitchristen ist mithin keine Liebe, die erst Widerstände überwinden und Läs- tiges geduldig ertragen müsste – keine „Liebe trotz ...“, sondern „Liebe wegen ...“. Denn sie liebt ihresgleichen, sie kann auf einer wesentlich gemeinsamen Basis aufbauen und ist langfristig auf das Ziel hin angelegt, in die „plena communio“ einzumünden: „Bruderliebe in der schönen Bedeutung, in der das Wort zur Zeit der Gründung der christ- lichen Kirche genommen ward“, „Wohl- wollen gegenüber den Mitgenossen ... des Christentums“. Diese christliche Liebe schließt die mitmenschliche Liebe nicht aus, sondern setzt sie als ihr Fun- dament voraus. Ist schon „alles, was der Mensch ist“, dem Menschen ehrenwert, so steigert sich das für das mitchristliche Verhältnis: „Alles, was Christ ist, ist dem guten Christen doppelt ehrenwert.“

Sailer hat wohl keinen Unterschied mehr angenommen zwischen der Liebe, die unter allen Christen herrschen soll, und der Liebe unter den Katholiken. Christen gleich welcher Konfession sind miteinander durch die gemeinsame Christusliebe in der christlichen Kirche vereint, die sich in der römisch-katholi- schen Kirche lediglich nochmals äußer- lich verdichtet. Selbst wenn die christli- chen Konfessionen in den materialen Bereichen der Lehre und Liturgie im Vergleich mit der römisch-katholischen Kirche Passiva aufweisen, überwiegt die Gemeinsamkeit aller Christen unterein- ander gegenüber dem, was sie konfessi- onell voneinander trennt. Es fällt auf, dass diese Liebe unter den Mitchristen dem dritten, formalen Aspekt der Kir- chengliedschaft zugeordnet und näher- hin sogar der Thematisierung der Hier- archie vorgezogen ist. Dies lässt sich wohl durch Sailers Betonung der „Le- benssprache“ begründen. Bedenkt man, dass bei ihm das katholische „Plus“ hin- sichtlich der Unterscheidungslehren in der Regel sehr zaghaft vorgetragen ist, und auch im liturgisch-sakramentalen Leben (etwa mit der Beschränkung auf drei Sakramente und einer betont „öku- menischen“ Terminologie) eine mög- lichst breite Plattform aller Christen ge- sucht wird; stellt man ferner in Rech- nung, dass das „centrum unitatis“ zwar immer wieder unterstrichen, aber doch von der Lebenssprache des gegenseiti- gen Helfens aller wahren Christen um- griffen wird, dann wird ein Zweifaches deutlich:

1) Sailer denkt den Leib Christi pri- mär von der weiten christlichen Kirche her, deren Glieder einander als Mit- christen unterstützen. Diese gliederliche Hilfe erschöpft sich nicht nur auf sozia- ler Ebene, sondern schließt auch pasto- rales Tun ein (Seelsorge als Nächsten- pflicht).

2) Für die Haltung der Toleranz be- deutet dies: Kann sie in der mitmensch- lichen Liebe oft auch nur Achtung für- einander bedeuten, die mit ihren an- strengenden und aufreibenden Momen- ten zuweilen sogar mehr erlitten als be- reichernd erlebt wird, wandelt sie sich unter Christen zu einer liebenden Tole- ranz, die andere zunächst als Mitbrüder oder Mitschwester im Glauben sieht.

Wegen dieser Sicht der Toleranz wur- de Sailer vielfach missverstanden und gescholten. Die Vorwürfe lauteten: un- entschiedene Halbheit, Unklarheit des konfessionellen Standortes, mangelnde Katholizität. So sah er sich „hier von der Hyperorthodoxie gequält, dort von der Hyperphilosophie geneckt“. Tole- ranz zu leben ist tatsächlich eine Kunst. Sie wird oft mit einem Indifferentismus verwechselt, der letztlich an der Wahr- heit uninteressiert ist. Dann gibt es kei- ne Spannung mehr zwischen Wahrheit und Liebe, da er beide nicht schätzt,

Die Protestanten hatten Sailer zu einem ihrer Ver- trauten gemacht.

sondern im Grunde nur sich selbst. Da- von war Sailer weit entfernt: „Weiß und Schwarz sind nicht so ungleich wie der Tolerante und Indifferentist.“ Toleranz im ökumenischen Dialog muss die Spannung aushalten zwischen den zwei Maximen: „Wahrheit sei dir über alles!“ und: „Unantastbar sei dir die Freiheit des andern.“

Christliche Toleranz bedeutet bei Sai- ler niemals, dass der Katholik gegen- über den Unterscheidungslehren seiner eigenen Kirche blind würde und des- halb keinen Eros mehr verspürte, die katholische Wahrheit als organische Ganzheit zu ergründen und darzulegen. Das erfordert einen „Sinn für die katho- lische Kirche in ihren wesentlichen Lehren, in ihren vornehmsten Einrich- tungen und besonders in Hinsicht auf den Mittelpunkt der Einheit“. Ihm ist es deshalb ein großes Anliegen, „neben der

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 44

Herausgeber, Inhaber und Verleger: Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion: Katholische Akademie in Bayern, Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008, 80710 München, Telefon 089/38 1020, Telefax 089/38 1021 03, E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus, Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich. Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Über- weisungen auf das Konto der Katholischen Aka- demie in Bayern, bei der LIGA Bank: Kto.-Nr. 2 355 000, BLZ 750903 00 IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00 SWIFT (BIC): GENODEF1M05.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.





War einer der Diskutanten: Prof. Dr. Karl Hausberger, langjähriges Mitglied des Hochschulkreises der Katholischen

Akademie Bayern und emeritierter Professor für Kirchengeschichte an der Uni Regensburg.

ungetrübten Liberalität gegen Andersdenkende“ stets „die reine Orthodoxie der Kirche“ zu bewahren. Von sich selbst beteuert Sailer, dass er in „vermischten Gesellschaften“ von Katholiken und Nichtkatholiken, vor Priestern und Laien nichts anderes geredet habe, „als was ein katholischer Priester im Angesichte der katholischen Kirche sagen musste“. Programmatisch stellt er in einem für ihn typischen Dreizeiler fest: „Die Protestanten sind als Christen unsere Brüder, als Protestanten unsere Wetzsteine, als Menschen Kinder Eines Gottes.“

VI. Statt polemischer Feldzüge die Suche nach dem „goldenen Mittelweg“

Zu Sailers Grundregeln gehört es auch, die Mitchristen anderer Konfessionen weder vor den Kopf zu stoßen noch zu überfordern. Die Schmerzhaftigkeit öffentlicher Angriffe und beißen der Rezensionen hat er ja am eigenen Leib erfahren. Daher erinnert er an die Tugenden liebender Rücksichtnahme und Respekts für den Umgang der Christen miteinander. Sein Stichwort dafür ist „Liberalität“: „Religion ist Liebe, und Liebe ist ihrer Natur nach liberal. Also darf auch in den Anstalten, die die Religion offenbaren und als Liebe sie leben sollen, Liberalität sichtbar werden“. So wird verständlich, warum Sailer für äußerste Zurückhaltung gegenüber allem plädierte, was die publizistische Heraushebung des Römisch-Katholischen im Sinne eines Exklusivanspruches fördern könnte.

Für zahlreiche andere Zeugnisse soll ein Schreiben stehen, das Sailer an seinen ehemaligen Schüler Franz Karl Felder richtete, den Herausgeber der „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer“. In diesem Brief äußert er ernste Bedenken hinsichtlich des derb-polemischen Tons einiger Artikel dieser Zeitschrift, die sich profiliert katholisch gab. Er kritisiert die mangelnde Differenzierung zwischen den „iura invariabilia“ und dem „status variabilis Ecclesiae“. Überspitzte Rezensionen hätten die inter-konfessionellen Spannungen angeschürt; „erloschene Streitigkeiten, welche die Zeit wohlthätig begraben hat“, würden ohne Not wieder aus dem Grab erweckt. Sailer moniert den allzu flachen theologischen Hintergrund mancher Mitarbeiter, die auf protestantische Theologen „Jagd machen“. Schließlich

drängt er den Herausgeber zu erklären, dass die Professoren der Theologischen Sektion in Landshut weder der Redaktion noch dem Mitarbeiterkreis der Zeitschrift zuzurechnen sind. Glaubwürdiges ökumenisches Handeln schlägt sich also auch nieder auf dem Feld der Publizistik. Dem redlichen Theologen müsse daran gelegen sein, „die Orthodoxie überall mit Liberalität, den Scharfsinn mit Bescheidenheit, die Freimütigkeit mit zarter Delikatesse zu verbinden“.

VII. Zusammenfassung: Caritas Christi urget nos

Die verschiedenen Anstöße für einen gemeinsamen Weg reflektieren auf praktischer Ebene die Sicht einer Kirche im Werden. Trotz der nicht zu verhehlenden Relativierung der römisch-katholischen Kirche durch eine weiter gefasste Antreffbarkeit der Kirche Christi lässt Sailer keinen Zweifel daran, dass die Eine Kirche nur auf die römisch-katholische Kirche hin werden kann und soll. So lehnt er eine übergeordnete „Vereinigungsanstalt“ aller wahren Christen kategorisch ab. Wenn Katholiken meinen, sich von der eigenen Kirche – etwa aus Unzufriedenheit über deren Zustand – distanzieren zu sollen, dann mündet solches Verhalten seiner Ansicht nach sogar ins Gegenteil des eigentlich angestrebten Ziels „wahren Christseins“: Es ist Sünde.

Daraus wird ersichtlich, dass Sailer die der römisch-katholischen Kirche mitgegebene göttliche Autorität trotz der Unzulänglichkeiten menschlicher Verwirklichung unangetastet lässt. Gerade unter den Missständen „seiner“ Kirche hat Sailer zu Lebzeiten sehr gelitten. Deshalb schaut er zwar recht illusionslos in die Zukunft, da unter diesen Bedingungen eine Beendigung der Spaltung nicht allzu rasch zu erwarten ist. Da er aber den eng gefassten römisch-katholischen Kirchenbegriff nicht mit der Heilsfrage verknüpft, steht sein ökumenisches Mühen gleichzeitig unter dem Zeichen einer Gelassenheit, die weder die Hast des Zeitdrucks noch die Resignation bei äußerer Erfolglosigkeit kennt. Von Unionsplanung hält er nichts, weil das Ringen um die Wahrheit allzu schnell der Organisation zum Opfer fällt. So habe er täglich mehr gelernt, „daß uns nur Einer helfen kann“.

Sailers Interesse gilt nicht in erster Linie der Wiedervereinigung der Kirche(n),

sondern der liebenden Hingabe an die Person Jesu Christi. Deshalb ist ein ökumenischer Weg in seinem Sinne kein Nebeneinanderherlaufen im Vergleichsatzhaft formulierter Lehren, sondern ein Miteinandergehen und Füreinandergesein, um sich bei gegenseitiger Unterstützung mehr und mehr Christus zu übereignen. Möglichkeiten und Grenzen dieses gemeinsamen Gehens fasst er so zusammen: „Wir müssen (wir Protestanten, Katholische, Reformierte) die Marksteine, die unsere Väter gesetzt haben, stehen lassen und, dieser Marken unbeschädigt, einander brüderlich unterstützen in der Bekämpfung des Antichristentums“.

Sailers theologische Reflexion und seine gelebten ökumenischen Grundhaltungen zeigen seine Maxime, wenn es um die Einheit der Kirche geht: Auf der Ebene des Lebens alles nur Menschenmögliche zu tun, um das Zusammenstehen aller wahren Christen vom „liederlichen Helfen“ über die „Verschwisterung der Herzen“ bis zum gemeinsamen „Zeugnis gegen das Antichristentum“ zu fördern, doch im Raum der äußerlich verfassten Kirche weder in der Lehre noch in der liturgisch-sakramentalen Feier irgendetwas zuzulassen, was dem von der Hierarchie geordneten Status quo widerspricht.

Seine Bausteine für einen ökumenischen Weg sind daher eher Anstöße als Etappenziele. Doch Anstöße haben es an sich, dass sie die Gehenden in Bewegung halten. Gerade als Anstöße bergen Sailers Gedanken für jeden ökumenisch Engagierten etwas Zeitloses in sich, selbst wenn manches, worin er seiner eigenen Zeit damals weit voraus war, heute längst von inzwischen erreichten konkreten Zwischenzielen überholt zu sein scheint. So stieß er bei seinen Überlegungen zur „communicatio in sacris“ noch nicht bis zum liturgisch-sakramentalen Bereich vor. Weder er selbst noch seine evangelischen Zeitgenossen haben dies jedoch als Mangel empfunden.

Die „communicatio in spiritualibus“ war umso intensiver. Sailers Ökumene liebte eben das Laute des Spektakulären nicht. Er wählte die Wirkkraft der Lebenssprache im Wissen darum, dass die Zukunft der Kirche Christi nicht nur von ihrer Rechtgläubigkeit abhängt, sondern auch von ihrer Glaubwürdigkeit. Darum hat Sailer sich sein Leben lang mit dem Einsatz seiner ganzen Person gemüht. Und es fand Anerkennung über den katholischen Kreis hinaus. □

Presse

Johann Michael Sailer als Brückenbauer

Katholische Nachrichten-Agentur

7. April 2014 – Etwas verloren steht ein alter Steinsockel in einem Park vor dem Regensburger Hauptbahnhof. Auf den Stufen sitzen Jugendliche und trinken ihr Bier. Die Inschrift verweist auf Johann Michael Sailer (1751 bis 1832), doch eine Skulptur sucht man vergeblich. Das Denkmal hat stürmische Zeiten erlebt, im Zweiten Weltkrieg wäre die Bronzefigur sogar beinahe eingeschmolzen worden. Solche Höhen und Tiefen hat nicht nur die Statue mitgemacht – sie ziehen sich auch wie ein roter Faden durch das Leben des Kirchenmannes, der von 1829 bis 1832 Bischof von Regensburg war. Auf die Spuren dieses Geistlichen begab sich die Katholische Akademie in Bayern am Samstag in Regensburg.

Michael Merten

Straubinger Tagblatt

7. April 2014 – Ihr Symposium im Priesterseminar galt einem Theologen, den viele für einen Visionär hielten und den sein Schüler, König Ludwig I., einen „bayerischen Kirchenvater“ nannte. Auch der heutige Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer zählt zu Sailers Bewunderern. Seine Gegner diffamierten Sailer hingegen, weil er mit seinen ökumenischen Ansätzen als ketzerisch erschien. Zweimal wurde er als Professor entlassen, einmal eine frühere Berufung zum Bischof verhindert, Sailer sei als durch und durch spiritueller Mensch an all diesen Widerständen nicht verbittert, sondern gereift, erklärte Voderholzer. Heute werde er dagegen als ein ökumenischer Vordenker bezeichnet.

Landshuter Zeitung

12. April 2014 – Sailer, der neben weiteren seinerzeit hochrangigen Gelehrten wie Friedrich Carl von Savigny und Ludwig Feuerbach Professor an der Universität Landshut war, fungierte zu-

letzt (von 1829 bis 1832) als Bischof in Regensburg (...) Grund genug für seinen Nachfolger Professor Rudolf Voderholzer auf Einladung der Katholischen Akademie in Bayern zusammen mit weiteren namhaften Wissenschaftlern an einen Mann zu erinnern, der als „außergewöhnlich integrative Persönlichkeit“ (Voderholzer) galt, aber auch immer wieder umstritten war und durch Gegenspieler in seiner Laufbahn gehemmt wurde.

Beim Ein-Tages-Symposium im Regensburger Priesterseminar St. Wolfgang wurde eines schnell klar: Wer offenen Sinns wie „Johann Michael Sailer als Brückenbauer“ (so der Titel der Tagung) hin zu nicht-katholischen Nachbarn schaut, konkurrierende Glaubensbekenntnisse ernst nimmt und nach sinnstiftenden Gemeinsamkeiten abklopft, wer – so der Augsburger Domdekan Prälat Bertram Meier in seinen Ausführungen – seine Freunde nach der Person und nicht nach der Konfession ausuchte, der war den Engstirnigen sofort vor die Flinte gelaufen.

Christian Muggenthaler

Weiß-Blau Rundschau

Mit einer wissenschaftlichen Tagung der Katholischen Akademie München zum Thema „Johann Michael Sailer als Brückenbauer“ am Samstag, 5. April 2014, im Priesterseminar St. Wolfgang in Regensburg wurde die Wiedererrichtung des Denkmals von Bischof Sailer auf dem Emmeranplatz im Zentrum der Stadt Regensburg inhaltlich vorbereitet. (...) Bischof Dr. Rudolf Vorderholzer sprach über die Bedeutung Johann Michael Sailers als Priester und Seelsorger, Theologe und Schriftsteller, Inspirator der Bibelbewegung und Pionier der Ökumene, als Brückenbauer für Bayern und Europa und über das Verständnis des Bischofsamts für die heutige Zeit.

Dr. Bernhard Stalla

Wirtschaft – nachhaltig und auf sozioethischer Basis

Ein Themengebiet gewinnt in der Arbeit der Katholischen Akademie Bayern und der Katholischen Erwachsenenbildung Bayern (KEB) immer mehr Gewicht: Das Zusammenspiel von Wirtschaft, Nachhaltigkeit und sozioethischen Fragestellungen. So stehen z.B. in Veranstaltungen der Reihe „Wissenschaft für jedermann“ im Deutschen Museum immer wieder Fragen der Umwelttechnologie und deren sozioethischer Dimension im Mittelpunkt; in den letzten Jahren wurden immer wieder strittige, aber auch herausragend wichtige Themen des nachhaltigen Wirtschaftens aus technischer, politischer und sozioethischer Warte beleuchtet: Energiewende (Power-to-Gas), Seltene Erden, Biosprit, Fracking oder Urban Mining. Im sogenannten „Sozioethischen Fachforum“ kommen – um eine weitere Reihe unserer Akademie zu erwähnen – regelmäßig Entscheidungsträger in die Akademie, um das Handeln an der Spitze von Unternehmen zu erläutern.

Und so war es überhaupt nicht zufällig, dass am Abend des 11. Dezembers 2013 die drei Grundbegriffe „Wirtschaft“, „Nachhaltigkeit“ und „Sozioethik“ wieder einmal gemeinsam im Mittelpunkt standen. Zusammen mit der „vbw-Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft e. V.“, der Interessenvertretung bayerischer Unternehmen, veranstaltete die Katholische Akademie Bayern eine abendliche Podiumsdiskussion zum Thema „Nachhaltiges Wirtschaften zählt sich aus“. Bei seiner Begrüßung vor rund 100 Teilnehmern im Schloss Suresnes wies Akademiedirektor Dr. Florian Schuller darauf hin, dass mit der Diskussion um nachhaltiges Wirtschaften nicht a priori Kritik an Unternehmen geübt werden solle. „Im Gegenteil. Wir suchen Kontakt zu

vielen gesellschaftlichen Gruppen, der Politik, Gewerkschaften, Vertretern von Kunst, Verwaltung und Wissenschaft – und eben auch zu Unternehmen –, um zusammen mit ihnen wichtige Fragen zu diskutieren und zu klären“, so Schuller.

Es folgte ein Impulsstatement von vbw Hauptgeschäftsführer Bertram Brossardt mit dem Titel „Die Bayerische Wirtschaft: nachhaltig aus Tradition“: „Nachhaltiges Wirtschaften bedeutet vor allem der stimmige Dreiklang aus Ökonomie, Ökologie und Sozialem“, betonte Bertram Brossardt. „Diese Ziele müssen gleichberechtigt nebeneinander stehen. In der öffentlichen Diskussion wird Nachhaltigkeit oft auf ökologische und soziale Aspekte reduziert. Eine solche Verkürzung ist nicht sachgemäß, denn nur eine gute wirtschaftliche Basis schafft Spielraum für Investitionen in Umwelt und Soziales. Für Unternehmen ist nachhaltiges Handeln Bestandteil ihrer Geschäftspolitik. Dieses Engagement muss freiwillig bleiben.“

Bei der anschließenden Podiumsdiskussion zeigte sich Dr.-Ing Martin Theodor Steger, Vorstand der größten Teils in Arbeitnehmerhand befindlichen COPLAN AG aus Eggenfelden und Vorsitzender des Beirats der Umweltcluster Bayern, eher nachdenklich. Unternehmen müssten, wollen sie dem Gedanken der Nachhaltigkeit in ökologischer und sozialer Hinsicht gerecht werden, ihr Wirtschaften manchmal auch kritisch sehen und ökonomisch zurückstecken.

Franz Demmelmaier, der Geschäftsführer der im Eigentum der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Vinzenz von Paul befindlichen Adelholzer Alpenquellen GmbH, bekannte sich in seinem Statement dazu, in besonderer Weise in sozialer Verantwortung für die



Diskutierten auf dem Podium: Bertram Brossardt, Dr. Martin Theodor Steger, Dr. Florian Schuller, Stefan Holzamer und Franz Demmelmaier (v.l.n.r.).

Mitarbeiter zu stehen. Dazu gehöre die bewusst und aus innerer Überzeugung gefällte Entscheidung, am Sonntag nichts zu produzieren. Das wiederum führe zu dezidierten Wettbewerbsnachteilen. „Wir müssen das eben anderweitig kompensieren“, erklärte Demmelmaier.

Stefan Holzamer, Geschäftsführer der SGL Technologies GmbH, eines weltweit führenden Carbon-Herstellers aus Meitingen bei Augsburg, verwies zum Einen darauf, dass man in seiner Firma Produkte herstelle, die stark zur Verringerung des CO₂-Ausstoßes beitrügen und daher einen wichtigen Beitrag zur ökologischen Nachhaltigkeit leiste-

ten. Allerdings muss ein Unternehmen wettbewerbsfähig bleiben. Und da die Produktion von Carbon nun einmal energieintensiv sei, dürften die Energiepreise nicht zu stark steigen, um weiter in Deutschland produzieren und damit Arbeitsplätze sichern zu können, so sein Hinweis im Hinblick auf einen ganzheitlichen Ansatz der Nachhaltigkeit.

Eine Stunde vor Beginn der Podiumsdiskussion hatte das Schloss Suresnes im Zeichen der Sozioethik gestanden. Denn die KEB Bayern und die Münchner Hochschule für Philosophie SJ hatten zur Abschlussfeier ihres ersten, 2012 gestarteten Zertifikatskurses „Ethik in globaler Perspektive“ geladen. Mit diesem Zertifikat einer besonders auch in ethischen Fragen ausgewiesenen Hochschule erwarben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ein profundes Wissen zu den Grundlagen der Ethik wie zu „Bereichsethiken“, konkret im Kontext von Globalisierung, Medizinethik oder Leadership. Darüber hinaus bilden die Lehrveranstaltungen des Zertifikatskurses einen zentralen Teil des weiterbildenden Master-Studiengangs „Ethik – Grundlegung und Anwendung“.

In der Romano Guardini Bibliothek erhielten die erfolgreichen Studierenden aus der Hand des Hochschulpräsidenten Prof. Dr. Johannes Wallacher ihre Zertifikate. Unter den 17 Absolventinnen und Absolventen waren unter anderem Verantwortungsträger und Mitarbeiter aus Wirtschaft, Medizin, Lokalpolitik und Kirche, die sich an der Hochschule eingeschrieben hatten.

Auch der im Herbst 2013 begonnene zweite Kurs erfreute sich großer Nachfrage, was zu einer langen Warteliste führte. Deshalb wird die KEB die Zusammenarbeit mit der Hochschule der Jesuiten auch über 2014 hinaus fortsetzen. Nach der Zeugnisübergabe setzten Johannes Wallacher und Florian Schuller ihre Unterschrift unter einen neuen Kooperationsvertrag für die kommenden Jahre.

Robert Walser



Die erfolgreichen Absolventinnen und Absolventen des Zertifikatskurses „Ethik in globaler Perspektive“ mit Prof. Dr. Johannes Wallacher (links) und Dr. Florian Schuller (rechts).

Reihe „Wissenschaft für jedermann“

Power-to-Gas

Innovative Speichertechnologie für die Energiewende

Die große Bedeutung der alternativen Speichertechnologie „Power-to-Gas“ für die Energiewende trat in einer gleichnamigen Veranstaltung der Katholischen Akademie Bayern am 13. November 2013 klar zu Tage. Der Vortrag von Dr. Michael Specht, Fachgebietsleiter Regenerative Energieträger und Verfahren am Zentrum für Sonnenenergie- und Wasserstoff-Forschung Baden-Württemberg, in der Reihe „Wissenschaft für jedermann“, die in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Museum stattfindet, machte die Vorteile dieses vielversprechenden Speichermediums deutlich. Kurz gesagt funktioniert die Technik wie folgt: Der aus erneuerbaren Quellen gewonnene Strom wird in Wasserstoff und dann in Methan umgewandelt, welches dann verlustfrei über Monate gelagert werden kann. So könnte – wenn die Technik ausgereift ist – der Problematik, dass regenerative Energie ja nur unregelmäßig gewonnen werden kann und deshalb für eine konstante Stromversorgung allein

kaum ausreicht, wirkungsvoll begegnet werden. Im Mittelpunkt des Abends stand eine technologische Fragestellung: Ist Power-to-Gas eine innovative Speichertechnologie? Wie diese Technik genau funktioniert und welches Potential in ihr steckt stellte Dr. Michael Specht den mehr als 270 Besuchern vor. Es mussten sogar interessierte Menschen abgewiesen werden, weil alle Sitzplätze im Ehrensaal des Deutschen Museums besetzt waren. Wir dokumentieren in der Folge die Einführung zur Veranstaltung, die Prof. Dr. Markus Vogt, Professor für Christliche Sozialethik an der LMU München, gehalten hat. Darin stellt Professor Markus Vogt, der die beiden jährlichen Veranstaltungen der Katholischen Akademie in der Reihe „Wissenschaft für jedermann“ moderiert, das Thema „Power-to-Gas“ in den größeren ethischen und politischen Zusammenhang der Energiewende und damit eines Epochenwechsels in der Energieversorgung.

Power-to-Gas: Katalysator für einen Epochenwechsel in der Energieversorgung?

Markus Vogt

I.

Nicht selten wird die Gegenwart in Bezug auf die Umbrüche in der Energieversorgung und ihre vielfältigen Konsequenzen als Epochenwechsel bezeichnet. Dabei ist jedoch fraglich, ob es angemessen ist, die eigene Zeit als einen solchen Wechsel zu beschreiben. Solche Einschätzungen sind meist erst im Rückblick möglich, da sie einer gewissen Distanz und historischer Vergleichsgrößen bedürfen. Jede Zeit ist eine Mischung von Kontinuitäten und Umbrüchen, deren jeweilige Tragweite sich oft erst sehr viel später herausstellt und bewerten lässt. Diese Relativität sollte uns allerdings nicht daran hindern, die Umbrüche in der aktuellen Situation auch in ihren Tiefendimensionen und Zusammenhängen wahrzunehmen und Veränderungen, die gestaltend darauf reagieren, anzustoßen. In der Theologie spricht man hier von den „Zeichen der Zeit“, die es im Licht des Evangeliums zu erforschen gilt, und dem „Kairos“, dem rechten Zeitpunkt für entschlossenes Handeln. Menschen, die Innovationen anstoßen, haben ein Gespür für Veränderungen, die in der Luft liegen. Sie haben Maßstäbe, in deren Licht sie Herausforderungen erkennen und bewerten. Nicht zuletzt zeigen sie Mut, Hindernisse zu überwinden und neue Wege zu gehen auf der Suche nach Antworten auf die Nöte und Chancen ihrer Zeit. Auch die

befreiende Botschaft des Evangeliums wird erst lebendig, wenn sie als Antwort auf die Herausforderungen der jeweiligen Gegenwart ins Spiel gebracht wird. Innovationen in Kirche und Theologie sowie in Gesellschaft und Wissenschaft sind häufig nicht das Produkt von abstrakter Gelehrsamkeit, sondern von dem intensiven Miterleben der Umbrüche und Aufbrüche des sozialen Lebens und der technischen Entwicklungen. Deswegen werden Innovationen eher von Tüftlern angestoßen als von Theoretikern, eher im Labor als in der Gelehrtenstube. Bezogen auf die Sozialethik: Oft ist das Miterleben der Nöte der Zeit wichtiger als das Bescheidwissen über ideale Lösungen. In Umbruchsituationen ist Transformationswissen wichtiger als Zielwissen. Wenn tiefgreifende Veränderungen und Wandlungsprozesse zusammenwirken, kann dies im Rückblick dann als Epochenwechsel konstatiert werden. Im 19. Jahrhundert war die industrielle Revolution ganz sicher so ein Epochenwechsel. Nicht umsonst spricht Jürgen Osterhammel in seiner grandiosen Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts von der „Verwandlung der Welt“ – eine Verwandlung, die unterschiedlichste Bereiche und Strukturen erfasste: die Technik, die Wirtschaft, die Politik, die zwischenmenschlichen Beziehungen, die Fortbewegungsmittel, die Art des Wohnens, ja sie umfasste das gesamte Denken und Handeln. Wenn sich zwischen



Dr. Michael Specht (li.) im Gespräch mit Professor Markus Vogt.

einer Vielzahl unterschiedlicher Transformationsprozesse eine Synergie und „Wahlverwandtschaft“ (Max Weber) herstellt, dann verdichten sie sich zu einem Epochenwandel. Vor dem Hintergrund biblischer Ethik, die nicht nur Strukturen bewahren, sondern auch Aufbrüche ermöglichen will, ist es Aufgabe der christlichen Ethik, Wandlungsprozesse frühzeitig wahrzunehmen und zukunfts offen mitzugestalten. Viele Indizien sprechen dafür, dass wir uns zu Beginn des 21. Jahrhundert wieder an einer Schwelle von epochaler Bedeutung befinden. Als Ethiker muss ich sagen: Wir befinden uns hoffentlich in einem umfassenden Wandlungsprozess – denn alles andere wäre unverantwortlich angesichts der vielfältigen sozialen und vor allem ökologischen Krisen. Das Faktum des Klimawandels zwingt uns quasi zu einer „Verwandlung“ der Welt oder besser: zu einer Verwandlung unseres Weltverhältnisses. Es geht hier nicht um irgendeine Reform, es geht um eine „Große Transformation“ (so der Titel des Hauptgutachtens 2011 des Wissenschaftlichen Beirates globale Umweltveränderungen der Bundesregierung [WBGU]). Nur wer

II.

Die Energiewende ist nicht irgendein Projekt. Mit ihr ist die Frage verbunden, ob ein wirkliches Umdenken, eine Richtungsänderung der Perspektive – theologisch: eine Umkehr und Neuausrichtung – gewollt und möglich ist. Es geht um eine Große Transformation für ein postfossiles und postnukleares Wohlstandsmodell. Dafür sind technologische Innovationen wichtig – aber nicht nur. Ebenso wichtig ist ein Kulturwandel, der dazu beiträgt, dass die Energiever-



Hans Ritt (li.) und Michael Hofmann (Mi.) diskutieren mit Professor Markus Vogt.



Fragender Politiker: Martin Stümpfig (Die Grünen).



Dr. Michael Specht beantwortete nach seinem Referat die Fragen aus dem Publikum.

bräuche drastisch und anhaltend sinken. Ohne einschneidende Veränderungen unseres Konsum- und Lebensstils ist die Energiewende nicht möglich. Diesen Bewusstseinswandel anzustoßen, darin sehe ich eine wichtige Aufgabe für die christlichen Kirchen und anderen Religionen. Mit ihrem Erfahrungsschatz können sie die Bereitschaft zum Maßhalten (Suffizienz) befördern. Denn die Fähigkeit zum Maßhalten bedarf eines Sinnhorizontes, der an etwas Maß nimmt, das jenseits der Dynamik grenzenloser Steigerung, wie sie unseren Umgang mit Gütern und Beschleunigungsprozessen derzeit prägt, liegt. Das Gelingen der Energiewende hängt davon ab, ob eine Synergie zwischen sozialen Innovationen hinsichtlich der kulturellen Leitwerte und technischen Innovationen, die dafür neue Chancen schaffen, zustande kommt.

Ohne einschneidende Veränderungen unseres Konsum- und Lebensstils ist die Energiewende nicht möglich.

Ob wir in Deutschland den technologischen und kulturellen Kraftakt einer Energiewende schaffen und ob wir auch dann, wenn es höhere Kosten sowie einen systemischen Wandel mit Gewinnern und Verlierern gibt, tatsächlich zu einer solchen Transformation bereit sind – ist nicht nur für uns wichtig. Die deutsche Energiewende ist ein Projekt, das weltweit mit einer Mischung aus Bewunderung und Skepsis beobachtet wird. Wenn es gelingen sollte, dann kann davon eine Veränderungswirkung ausgehen, die andere Länder erfasst und weltweit Transformationsprozesse anregt. Dieser experimentelle und symbolische Charakter der deutschen Energiewende sollte stets mit im Blick sein. Dafür, ob international ausstrahlende Effekte und Nachahmungswirkungen eintreten, dürfen auch ökonomische und politische Prozesse von Bedeutung sein: Techno-

logieführerschaft im Energiebereich wird zunehmend zum Entscheidungsfaktor für Wettbewerbsvorteile und Exportchancen. Zugleich ist innovative Energietechnik ein Beitrag zur Sicherheits- und Friedenspolitik, da sie die Abhängigkeit von Gas und Erdöl exportierenden Ländern verringert. Trotz dieser starken ethischen Motivationsgründe für die Energiewende dominiert gegenwärtig weltweit der Ausbau billiger fossiler Energie, sei es Kohle oder Gas und Öl, das durch Fracking gewonnen wird (worüber wir beim letzten Treffen in diese Reihe diskutiert haben).

Die Energiewende ist eine „Operation am offenen Herzen der Volkswirtschaft“ (Peter Altmaier). Ihr Gelingen setzt eine innovative Verknüpfung, technischer, sozialer, ökonomischer und politischer Intelligenz voraus. Sie setzt auch einen langen Atem voraus, da die Dynamik der Marktprozesse viele der langfristigen Herausforderungen, um die es hierbei geht, nicht abbilden kann.

III.

Die Frage, ob innovative Lösungen für Speichertechnologien gefunden werden,

ist eine Schlüsselfrage der Energiewende. Häufig ist die Skepsis gegenüber dieser damit begründet, dass wetterabhängige regenerative Energien, wie beispielsweise Wind und Sonne, nicht regelmäßig zur Verfügung stehen. Ein Qualitätssprung in den Speichertechniken ist nötig, um Schwankungen bei der Energieerzeugung hinreichend abfedern zu können. Es ist bedauerlich, dass die Speichertechnologien jahrzehntelang vernachlässigt wurden.

Durch Power-to-Gas kommt Schwung in die Debatte um eine durchaus überraschende Entwicklung in diesem Forschungszweig. Diese verbinden sich mit höchst komplexen ethischen und ökonomischen Abwägungen zwischen relativ hohen Effizienzverlusten und systemischen Vorteilen. Ob die großen Hoffnungen, die sich an die Umwandlung von Strom in speicherbares und über vorhandene Infrastrukturen lieferbares Gas knüpfen, begründet sind, müssen weitere Forschungen ergeben.

Die tiefer gehende Frage, ob wir uns mit den Umbrüchen und Aufbrüchen der gegenwärtigen Energieversorgung am Beginn eines Epochenwechsels befinden, wird allerdings erst die Zukunft beantworten. Unsere Aufgabe heute Abend ist es, den höchst spannenden und spannungsreichen Veränderungsprozessen im Energiebereich an einem konkreten Beispiel sowie den vielschichtigen gesellschaftlichen und ethischen Zusammenhängen, die sich bei der Nutzung und Durchsetzung dieser innovativen Technik ergeben, genauer auf die Spur zu kommen. Die in Deutschland so intensiv wie in keinem anderen Land der Erde geführte Debatte um die Bewertung der Energie (die in den 1970er Jahren mit der Frage der Kernenergie begann und von Anfang an auch von den Kirchen intensiv mitgeprägt wurde), kann man aus meiner Sicht durchaus als ein Zeichen der Zeit deuten. Denn ihr kommt eine exemplarische Bedeutung für die Suche nach einem schöpferischen und zukunftsfähigen Entwicklungspfad der Menschheit zu. □



In der ersten Reihe: Gotthard Dörmann, ehemaliger Sprecher der Umweltbeauftragten der bayerischen Erz-/Diözesen, Martin Stümpfig (Die

Grünen), energiepolitischer Sprecher seiner Fraktion im Landtag, Hans Ritt (CSU) im Landtag tätig auf dem Gebiet Umwelt und Energie und Michael

Hofmann (CSU), aktiv im Arbeitskreis Bildung und Kultur im Bayerischen Landtag (v.l.n.r.).

Der Erste Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg gilt wohl zu Recht als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts.“ In vielerlei Hinsicht markiert er eine einschneidende Zäsur der deutschen und europäischen Geschichte. Millionen von Menschen verloren in den Materialschlachten bis dahin nicht gekannten Ausmaßes ihr Leben. Tiefgreifende Erschütterungen aller bisherigen Lebenswirklichkeiten waren die Folgen. In zwei sehr gut besuchten Veranstaltungen befasste sich die Katholische Akademie mit verschiedenen Aspekten des Großen Krieges, eines gerade durch die politischen Entwicklungen in der Ukraine so aktuellen Themas. Der namhafte

Politikwissenschaftler Herfried Münkler referierte am 11. März 2014 beim Akademiegespräch mit Offizieren der Bundeswehr – veranstaltet in Zusammenarbeit mit der Katholischen Soldatenseelsorge – zum Thema „Warum der Erste Weltkrieg nicht im Herbst 1914 beendet wurde.“ Und bei unserer Tagung „August 1914 – Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs“ am Montag, 17. März 2014, analysierten die drei renommierten Historiker Christopher Clark, Andreas Holzem und Lucian Hölscher die Vorgeschichte des Krieges, die Rolle von Katholiken und Kirche sowie die völlig neue Dimension dieses Krieges.

Der Große Krieg. Warum der Erste Weltkrieg nicht im Herbst 1914 beendet wurde

Herfried Münkler

Es hat im Herbst 1914 keine Friedensverhandlungen gegeben, nicht einmal Verhandlungen über einen Waffenstillstand, und insofern mag die Themenstellung meines Vortrags überraschend sein. Sie orientiert sich nicht an dem, was der Fall war bzw. worum man sich bemüht hat und woran man dann doch gescheitert ist, sondern folgt Überlegungen, die von der Frage ausgehen, was den nach den Handlungslogiken der Akteure bzw. den systemischen Imperativen der politischen Ordnung Europas im Spätherbst 1914 rational gewesen wäre. Und zweifellos wäre es im Hinblick auf die kriegführenden Parteien wie auf die europäische Ordnung rational gewesen, den Krieg im Herbst 1914 zu beenden, nachdem das von (fast) allen Kriegsparteien verfolgte Projekt einer schnellen Entscheidung fehlgeschlagen war und sich abzeichnete, dass man, wenn der Krieg weiterging, den von allen gefürchteten Erschöpfungskrieg führen werde.

Die nachfolgenden Überlegungen drehen sich also um die Frage, warum die führenden Politiker der europäischen Staaten es nicht schafften, die tatsächlichen Interessen ihrer Länder zu verfolgen, sondern stattdessen den Kontinent in die große Katastrophe steuerten, die für den weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts so verheerende Folgen gehabt hat.

Ich schlage also vor, die komplexe, politisch kontrovers diskutierte und letzten Endes nicht eindeutig zu beantwortende Frage, wer an diesem Krieg schuld gewesen sei, durch drei präzisere und darum besser zu bearbeitende Fragen zu ersetzen:

1. Warum ist es nicht gelungen, den Krieg im Sommer 1914 auf den Balkan zu begrenzen, wo der den Krieg auslösende Konflikt her lag? 2. Warum ist es nicht gelungen, den Krieg, nachdem er



Prof. Dr. Herfried Münkler, Professor für Theorie der Politik, Humboldt-Universität zu Berlin

ausgebrochen und zum großen Krieg in Europa geworden war, im Herbst/Spätherbst 1914 zu beenden? 3. Warum haben die Soldaten, aber auch die Bevölkerungen in der Heimat den Krieg so lange mitgemacht, warum haben sie sich nicht der Fortführung des Krieges in der Form eines Streiks – eines Kampfstreiks bei den Frontverbänden, eines Produktionsstreiks bei den Rüstungsarbeitern und -arbeiterinnen – verweigert?

I.

Ich will mich nachfolgend vor allem auf die zweite Frage konzentrieren, aber um sie zu beantworten, ist zunächst ein

Blick auf die erste Frage erforderlich, und nachdem eine Antwort auf sie gesucht worden ist, soll abschließend noch ein Blick auf die Durchhaltebereitschaft bzw. Durchhaltefähigkeit der Soldaten geworfen werden. Diese hatten in dem so genannten Weihnachtsfrieden an einigen Abschnitten der Westfront ja durchaus zum Ausdruck gebracht, dass sie an der umgehenden Beendigung des Krieges interessiert waren: Zu Hunderten hatten Deutsche, Briten und Franzosen an den Weihnachtstagen 1914 die Kampfhandlungen eingestellt, hatten die Gräben verlassen und sich im Niemandsland getroffen, um Gaben auszutauschen, Weihnachtslieder zu singen, Gefallene zu bestatten und, so wird verschiedentlich berichtet, gegeneinander bzw. miteinander Fußball zu spielen. Für diese Soldaten jedenfalls waren die mehr als vier Monate, in denen sie Krieg geführt hatten, lange genug. Aber weil im Spätherbst 1914 keine Waffenstillstandsverhandlungen geführt und kein Frieden geschlossen worden war, sollte der Krieg noch vier weitere Jahre dauern und nicht nur die Machtverhältnisse in Europa, sondern auch die Ordnung der europäischen Gesellschaften von Grund auf verändern.

Dass es bei einem großen Krieg in Europa nicht bei der Verschiebung von Grenzen und einer Veränderung in der Rangfolge der Staaten bleiben würde, ist den Klügeren unter den Akteuren wie Kommentatoren des Geschehens lange vor 1914 klar gewesen, und zwar von der politischen Linken über die Liberalen bis zu den Konservativen. Selbstverständlich gab es auch einige, die einen Krieg wollten und auf ihn hinarbeiteten, weil sie sich von ihm eine Revolutionierung der europäischen Gesellschaften erhofften oder darauf setzten, der Krieg werde alle Entwicklungen rückgängig machen, die von dem langen Frieden in Europa profitiert hatten. Aber es waren nur Wenige, die den Krieg als moralische Gesundung oder sittliche Erneuerung der im Frieden, wie sie meinten, der Dekadenz verfallenen Gesellschaften begriffen.

Es ist naheliegend, dass den Büchern und Essays derer, die den Krieg schon vor dem Sommer 1914 als moralische Anstalt feierten, im Nachhinein eine Bedeutung zugesprochen wurde, die ihnen vor 1914 tatsächlich nicht zugekommen ist. Die Auflagen dieser Bücher waren niedrig, und in den Vorworten wurde fast immer darüber geklagt, dass die hierin vertretenen Auffassungen keine größere Aufmerksamkeit fänden. Tatsächlich besaßen Publikationen, die vor einem großen Krieg und seinen Folgen warnten, eine viel größere Resonanz und hatten einen dementsprechend größeren Einfluss auf die öffentliche Meinung.

Zur Vermeidung eines tief in die gesellschaftliche Ordnung und die wirtschaftliche Prosperität eingreifenden Krieges in Europa gab es im Prinzip zwei politische Strategien: die der räumlichen und die der zeitlichen Begrenzung. Grundsätzlich hatten beide seit den napoleonischen Kriegen und deren Beendigung im Wiener Kongress von 1815 lediglich zuverlässig funktioniert. Es hatte in Europa Kriege gegeben, wie die des italienischen Risorgimento, den Krimkrieg oder die deutschen Reichseinigungskriege zwischen 1864 und 1870/71, aber alle diese Kriege blieben räumlich begrenzt oder wurden nach wenigen Monaten beendet. Das galt auch noch für die beiden Balkankriege von 1912 und 1913, in denen zunächst eine Koalition von Balkanstaaten das Osmanische Reich aus Europa herausgedrängt und dann im Streit über die Verteilung der eroberten Territorien gegeneinander Krieg geführt hatten.

Man konnte während der Julikrise 1914 also durchaus davon ausgehen, dass es gelingen werde, den sich abzeichnenden Krieg auf den Balkan zu begrenzen oder, wenn dies nicht der Fall sein sollte und mehrere europäische Großmächte in den Krieg hineingezogen wurden, dass der dann entstandene Krieg nach wenigen Monaten entschieden sein oder beendet werden würde. Weil weder das eine noch das andere der Fall war, weil alle europäischen Großmächte in den Krieg involviert waren und dieser Krieg mehr als vier Jahre dauerte, wurde er zur „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, wie ihn George F. Kennan genannt hat.

Das „Konzert der europäischen Mächte“ hatte sich am Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend in die Konfrontation zweier Bündnissysteme verwandelt: auf der einen Seite der Dreibund, bestehend aus Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien, auf der anderen Seite die Triple-Entente, bestehend aus Frankreich, Russland und Großbritannien. Aber diese Bündnisse waren wenig gefestigt, und die Bündnispartner wussten nicht, ob und unter welchen Umständen sie sich auf die anderen verlassen konnten: So bezweifelte man in Berlin und Wien die Zuverlässigkeit Italiens bei einem Krieg, der sich um Mitteleuropa drehte, und bei einem Konflikt mit Frankreich konnte sich Deutschland keineswegs der Unterstützung durch Österreich-Ungarn sicher sein. Das war in der Triple-Entente nicht viel anders, da Großbritannien keine festen Bündnisse eingehen, sondern politische Entscheidungsspielräume behalten wollte. Eigentlich konnte man sich der Briten nur sicher sein, wenn ein militärischer Erfolg der Deutschen die Sicherheit Großbritanniens bzw. seinen Einfluss auf dem Kontinent in Frage stellen würde.

Das Gefährliche an den Bündnisrelationen war also, dass man sich nur im Fall einer Eskalation zum großen europäischen Krieg wirklich aufeinander verlassen konnte – und das hatte zur Folge, dass einige Mächte mit dieser Eskalation „spielten“, um strategische Unterlegenheiten auszugleichen, die sonst entstanden wären. Dem Interesse an der Lokalisierung eines Konflikts, das ein gesamteuropäisches Interesse war, stand also der Zwang zur Ausweitung eines Konflikts gegenüber, dem die Bündnispartner in unterschiedlichen Konstellationen unterlagen.

Offenbar waren sich die deutsche wie die britische politische Führung über die strukturellen Risiken dieser Konstellationen im Klaren, und suchten diesen Risiken durch verstärkte Zusammenarbeit und vertrauensbildende Maßnahmen entgegenzuwirken. In der jüngeren Forschung ist inzwischen von einer „Entspannungspolitik“ in den Jahren vor 1914 die Rede. Diese Entspannungspolitik entwickelte sich parallel zu den forcierten Rüstungsanstrengungen, die vor allem von Frankreich, Deutschland und Russland unternommen wurden. Das Wettüben zur See, das im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts das deutsch-britische Verhältnis verschlechtert hatte, war inzwischen in den Hintergrund getreten, und die Rüstungswettläufe konzentrierten sich auf die Landstreitkräfte, die vergrößert und mit neuen Waffen ausgerüstet wurden. Bei diesem Wettlauf drohte Deutschland, die bis dahin stärkste Militärmacht auf dem Kontinent, zunehmend ins Hintertreffen zu geraten, und das war der Grund, warum Generalstabschef Helmuth von Moltke d.J. in den Jahren vor dem Krieg immer wieder erklärte, wenn es zum Krieg in Europa komme, dann besser früher als später.

Bei Moltkes Drängen spielte auch eine Rolle, dass Italien seit dem Libyen-



Professor Herfried Münkler im Gespräch mit jungen Offizieren.

krieg von 1911 ein mehr als unsicherer Bündnispartner war: Italien hatte sich ohnehin nur mit Blick auf Deutschland in das Bündnis begeben, während es gegenüber Österreich-Ungarn Gebietsansprüche geltend machte, die auf Seiten der Donaumonarchie dazu führten, dass man an Plänen für einen Präventivkrieg gegen Italien arbeitete. Aber Italien hatte sich zuvor von Frankreich an seiner nordwestlichen Grenze und durch die Ausdehnung des französischen Kolonialreichs auf Tunesien „eingekreist“ gefühlt und das Bündnis mit Deutschland als Gegengewicht zu Frankreich gesucht. Mit der Eroberung Libyens jedoch hatte sich der geopolitische Blick in Rom verändert: Nun war man selbst auf der gegenüberliegenden Mittelmeerküste präsent, und gegen die damit verbundene Verwundbarkeit konnte das Bündnis mit Deutschland keinen Schutz bieten. Das hatte zur Folge, dass Österreich-Ungarn der einzige zuverlässige Bündnispartner der Deutschen waren, weswegen sie ihm viel entschlossener als zuvor den Rücken stärken mussten, sobald die Doppelmonarchie in Gefahr kam. Das erklärt die weitreichenden deutschen Unterstützungszusagen (den „Blankoscheck“) im Juli 1914, die sich auf den Fall eines russischen Eingreifens in den Konflikt mit Serbien bezogen.

Und auf der anderen Seite fühlten sich die Franzosen verpflichtet, ihrerseits den Russen die Bündnistreue bei einem Krieg mit Deutschland zu versichern. Eine deutsch-britische Kooperation hätte den Zusammenprall wohl verhindern können, aber sie kam nicht zustande, weil sich Bethmann Hollweg durch die Briten im Frühjahr 1914 getäuscht fühlte: Die Briten hatten mit den Russen geheime Gespräche über eine Marinekonvention geführt, wovon die Deutschen durch einen Spion erfahren hatten; Außenminister Grey hatte diese Gespräche jedoch auf deutsche Nachfrage bestritten. Bethmann traute den Briten nicht mehr.

II.

Es waren aber nicht nur die politischen Konstellationen, sondern auch die militärischen Planungen, die zur Katastrophe des großen Krieges führten. Weil man einen langen Erschöpfungskrieg unter allen Umständen vermeiden wollte, hatten mit Ausnahme der Briten alle europäischen Großmächte Offensiv-

pläne für einen schnellen Krieg entworfen: Die Russen wollten im Plan 19 zunächst Ostpreußen und Galizien erobern, um dann aus dem Raum Warschau heraus auf die schlesischen Industriegebiete und von dort nach Berlin und Wien vorzustoßen; die österreichisch-ungarischen Pläne sahen die zügige Niederwerfung Serbiens und eines schnellen Angriffs auf die russischen Streitkräfte vor, die zerschlagen werden sollten, bevor sie sich in voller Stärke versammelt hatten; der französische Plan XVII drehte sich um einen Angriff aus Lothringen heraus, der bis zum Rhein und von dort aus ins Ruhrgebiet, das industrielle Herz Deutschlands, führen sollte. Und die Deutschen wiederum wollten gemäß den Vorgaben des Schlieffenplans den französischen Festungsgürtel über Belgien umgehen, um das französische Heer in Flanke und Rücken zu packen, von hinten auf seinen Festungsgürtel zu werfen und dort zur Kapitulation zwingen.

Man muss sich diese auf einen Krieg von wenigen Monaten ausgerichteten Pläne vor Augen führen, um die hier gestellte Frage zu verstehen, warum im Spätherbst 1914 kein Waffenstillstand geschlossen und mit Friedensverhandlungen begonnen worden ist. Spätestens im November 1914 nämlich war klar, dass diese Offensivpläne (mit Ausnahme der russischen in Ostgalizien) gescheitert waren und der Krieg, wenn er weitergeführt würde, sich in genau den Erschöpfungskrieg verwandeln musste, den man unter allen Umständen hatte vermeiden wollen. Es kam hinzu, dass man nur für einen kurzen Krieg Munitionsréserven angelegt hatte. So kam zur physischen Erschöpfung der Soldaten nach den Monaten des Bewegungskriegs eine Munitionskrise hinzu. Dass im Spätherbst 1914, zumindest im Westen, die Fronten erstarrten, die Soldaten sich eingruben und auf den Stellungskrieg einrichteten, war auch ein Indikator dafür, dass sie am Ende ihrer Leistungsfähigkeit waren. Das waren im Prinzip gute Voraussetzungen für die Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen. Warum ist es dazu nicht gekommen?

Der erste Grund war, dass es infolge des Kriegseintritts der Briten keinen mächtigen Dritten in Europa gab, der mit Anreizen und Drohungen die kriegführenden Parteien zur Aufnahme von Waffenstillstandsgesprächen bringen konnte. Zwar gab es die USA, aber sie

spielten im Herbst 1914 so gut wie keine Rolle. Und Großbritannien hatte, nachdem der Krieg erst einmal begonnen hatte, kein starkes Interesse an seiner schnellen Beendigung, denn als Seemacht führte es seine Kriege ohnehin über längere Zeiträume, als das bei den auf die Entscheidungsschlacht fixierten Landmächten üblich war. Das Instrument der Handelsblockade würde erst über einen längeren Zeitraum seine volle Wirkung entfalten, und obendrein sahen die Pläne des britischen Kriegsministers Kitcheners vor, dass sich Frankreich, Deutschland und Russland, allesamt Konkurrenten Großbritanniens, im Krieg zunächst gegenseitig schwächen sollten, bevor die Briten ihr ganzes Gewicht in die Waagschale werfen, um die Entscheidung zugunsten der Triple-Entente herbeizuführen. Es fehlte also an einem mächtigen Dritten, der ein starkes Interesse an der schnellen Beendigung des Krieges hatte und dementsprechend auf die Kriegsparteien einwirkte.

Ein zweiter Grund für das Ausbleiben von Waffenstillstandsinitiativen war der Umstand, dass es sich um einen Koalitionskrieg handelte, bei dem die jeweiligen Verbündeten unterschiedliche Interessen verfolgten und einander misstrauten. Beim Gegner wusste man, woran man war und womit man zu rechnen hatte; bei den Bündnispartnern war das nicht der Fall. Die Einstellung der Kampfhandlungen zum Zeitpunkt x würde für den einen Verbündeten günstiger sein als für den anderen, und man befürchtete, einer der Bündnispartner könne sich bei für ihn günstiger Gelegenheit auf Separatfriedensverhandlungen einlassen. Die Folge war, dass sich keine der kriegsbeteiligten Mächte traute, einen Vorstoß zur Aufnahme von Waffenstillstandsverhandlungen zu unternehmen, denn sie fürchteten, dann im eigenen Bündnis an politischem Gewicht und militärischer Unterstützung bei der Durchsetzung ihrer je eigenen Ziele zu verlieren. Es galt die so genannte Mikadoregel, wonach derjenige, der zuerst zuckte, verloren habe. Die Folge war, dass im Spätherbst 1914 alle eisern zu ihrem Bündnis standen und keinerlei Anstrengungen zur Beendigung des Krieges unternahmen.

Schließlich gab es noch einen dritten Grund, der die Aufnahme von Waffenstillstandsgesprächen blockierte, und der war semantischer Art: Man hatte die im Bewegungskrieg getöteten Soldaten sprachlich sakrifiziert, sie in Gefallene und heilige Opfer verwandelt, deren Heldentod man schuldig sei, das Vermächtnis ihres jungen Sterbens zu vollenden, und das hieß, den Krieg bis zum siegreichen Ende weiterzuführen. Es waren die Sprache und die sie begleitenden Bilder, die sich gegen eine nüchterne Bilanzierung des bisherigen Kriegsverlaufs sperrten. Eine solche Bilanz hätte gezeigt, dass die Fortführung des Krieges für die an ihm beteiligten Staaten selbst im günstigsten Fall mehr Nachteile als Vorteile erbringen würde. Um jedoch eine solche Bilanz zu ziehen, hätte man sich von allen Begriffen und damit verbundenen Vorstellungen des Opfers und des Vermächtnisses freimachen müssen, und das wäre zu diesem Zeitpunkt als nackter Zynismus erschienen.

Die sakrale Überformung des Gewaltgeschehens hat dazu geführt, dass die Politik zum Gefangenen der von ihr selbst verwandten Begriffe geworden war. Will man es pointieren, so könnte man sagen: So, wie im Juli 1914 die Lokalisierung des Krieges misslang, weil die Imperative der Organisation, konkret der Mobilmachungspläne, die Spielräume der Politik immer weiter verengten, so scheiterte die frühzeitige Beendigung des Krieges daran, dass die

Politik sich nicht aus der Fesselung des Kriegsgeschehens an die Vorstellungswelt des Sakralen befreien konnte. Auf deutscher Seite wurde der Mythos von Langemarck, die Erzählung vom Sturmangriff der Kriegsfreiwilligen auf die englischen Stellungen, zum Höhepunkt dieser Sakralisierung des Krieges. Sie war gleichbedeutend mit einer Immunisierung gegen jede Kalkülationalität.

So verstrich die Gelegenheit, den Krieg zu beenden, bevor er sich tief in die Strukturen der europäischen Gesellschaften hineingrub. Hätte der Krieg im Spätherbst 1914 geendet, so wäre dies zwar ein furchtbarer Einschnitt in der europäischen Geschichte gewesen mit mehreren hunderttausend Toten und etwa ebenso vielen Verstümmelten, aber der Krieg wäre nicht zur „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ geworden: Italien wäre nicht in den Krieg eingetreten und dementsprechend wäre dort auch nicht der Faschismus entstanden und an die Macht gekommen; das deutsche Bürgertum hätte nicht seine Söhne, seine Vermögen und seine politische Orientierung verloren, mit der Folge, dass dem Nationalsozialismus in Deutschland die Grundlage für seinen Erfolg gefehlt hätte; schließlich hätte in Russland vielleicht eine politische Revolution stattgefunden, aber höchstwahrscheinlich wäre ein bolschewistischer Staatsstreich nicht erfolgreich gewesen und Stalin nicht an die Macht gekommen. Mit großer Sicherheit hätte ein frühzeitiges Ende des Großen Krieges Europa auch den Zweiten Weltkrieg erspart.

Während beim Ausbruch des Krieges bzw. beim Misslingen seiner Lokalisierung Zufälle (die Abläufe beim Attentat in Sarajewo, der deutsche Spion in der russischen Botschaft in London etc.) eine große Rolle gespielt haben, waren es im Spätherbst 1914 im Wesentlichen strukturelle Faktoren, die einer frühzeitigen Beendigung des Krieges entgegenstanden. Es hätte einer überragenden politischen Persönlichkeit bedurft, um in den nun fast zwangsläufig erfolgenden Gang des Geschehens einzugreifen und den in die Katastrophe Europas hinführenden Krieg zu beenden. Es gehört zu den zahllosen Paradoxien des Krieges, dass das, was in der Retrospektive als das Naheliegende und Vernünftige erscheint, in den konkreten Konstellationen der Zeit nahezu übermenschlicher Fähigkeiten bedurft hätte.

III.

Aber warum haben die Soldaten weitergekämpft? Warum sind sie nicht in einen „Kampfstreik“ getreten und haben auf diese Weise den Krieg beendet? In den politischen Debatten früherer Jahrzehnte ist diese Frage vor allem mit dem Namen von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg verbunden worden bzw. es ist der deutschen Sozialdemokratie „Verrat“ an den Ideen der politischen Linken vorgeworfen worden, weil sie zu lange an der „Burgfriedenspolitik“ festgehalten und so die Entstehung einer massiven Antikriegsstimmung in Deutschland verhindert habe. Aber damit ist die Frage nach dem Durchhalten der Soldaten, abgesehen davon, dass sie sich nicht nur für Deutschland stellt, in ein Problem der politischen Führung verwandelt worden. Ob die einfachen Soldaten an der Front aber weiterkämpften oder das Kämpfen einstellten, war keine Frage, die nur auf das Agieren von Parteipolitikern zielte, sondern die sich an jeden Soldaten, jede Kompanie, jedes Bataillon, jedes Regiment richtete. Ganz unabhängig von der politischen Spaltung der deutschen Sozialdemokratie haben die Soldaten weitergekämpft, und es gibt keinen Grund, das für selbstverständlich zu nehmen.



Foto: akg-images

Ein deutscher Schützengraben im Ersten Weltkrieg: Obwohl schon im Herbst 1914 klar war, dass nur noch ein Ab-

nützungskrieg geführt werden wird, der im Endeffekt allen Schaden wird, kam es zu keinen Friedensgesprächen.

Tatsächlich hat es während des gesamten Krieges Kampfstreiks gegeben, aber diese haben nur in wenigen Fällen Einfluss auf den weiteren Verlauf des Kriegsgeschehens gehabt: Da waren zunächst die Massendesertionen, insbesondere tschechischer Einheiten, in der k.u.k. Armee; unter dem Begriff Kampfstreik sind auch die Kapitulationen ganzer russischer Divisionen zu fassen, wenn sie von den deutschen Truppen eingeschlossen worden waren. Oftmals waren die deutschen Einschließungsverbände den eingeschlossenen russischen Truppen kräftemäßig unterlegen und ein erfolgreicher Ausbruch aus dem Kessel wäre möglich gewesen. Das gilt für Tannenberg, für Augustowo und für den verlustreichen Rückzug der Russen aus Galizien nach der Durchbruchschlacht von Gorlice-Tarnów. Die legendäre Tapferkeit der russischen Infanterie schwand, sobald das Vertrauen in die militärische Führung dahin war, und dann ergaben sich die Bauernsoldaten zu Tausenden; sie weigerten sich, unter einer solchen Führung weiterzukämpfen.

Ein weiterer Kampfstreik war die Meuterei französischer Divisionen nach dem verlustreichen Scheitern der Nivelle-Offensive im Frühjahr 1917, als sich die Soldaten weigerten, erneut anzugreifen und ins deutsche Feuer zu gehen. General Pétain, der den glücklosen Nivelle ablöste, gelang es mit einer

Mischung aus Nachgiebigkeit und Härte die Meutereien zu beenden: Die Soldaten würden kämpfen, wenn die Deutschen angriffen, aber zu einer eigenen Großoffensive waren sie nicht mehr bereit, und das blieb so bis ins späte Frühjahr 1918. Man kann in diesem Fall von einem Angriffstreik sprechen, der dazu führte, dass sich das Kampfgeschehen an der Westfront seit Mai/Juni 1917 wesentlich zwischen Briten und Deutschen abspielte.

Warum hat sich Vergleichbares weder bei den Briten noch bei den Deutschen zugetragen? Bei den Briten dürfte eine Rolle gespielt haben, dass ein Sieg zu Lande, also ein erfolgreicher Durchbruch der Bodentruppen, nur die eine Option war und man daneben auf die sich langfristig immer stärker bemerkbar machende Wirkung der Seeblockade setzte. Das stärkte die Siegeserwartung. Es kam seit dem Frühjahr 1917 die Zuversicht hinzu, dass durch den Kriegseintritt der USA die Überlegenheit an Menschen und Material für den Westen kriegsentscheidend sein würde. Obendrein machte sich die Materialüberlegenheit inzwischen auch im Artillerieeinsatz an der Front bemerkbar. Das alles trug zur Siegeszuversicht der Soldaten bei, und Siegeszuversicht war das wirksamste Mittel gegen eine sich ausbreitende psychische Erschöpfung und Kampfmüdigkeit.

Was war das Pendant dazu bei den Deutschen, die ihrerseits die gegnerische Materialüberlegenheit zunehmend zu spüren bekamen? Zum einen spielte die Hoffnung auf einen Separatfrieden mit den Russen oder den Zerfall der zarischen Armee eine Rolle, und diese Hoffnung keimte seit dem Sommer 1915 immer wieder in unterschiedlicher Stärke auf, um sich dann 1917/1918 noch einmal stark bemerkbar zu machen. Jetzt, so die Vorstellung, könne man alle Kräfte im Westen konzentrieren und dort die Entscheidung herbeiführen, und tatsächlich wurde die Michael-Offensive im März 1918 bei vielen Soldaten von der Erwartung begleitet, man werde den entscheidenden Durchbruch erzielen und den Krieg zu den eigenen Gunsten entscheiden. Dieser Zuversicht kam zugute, dass die Deutschen in operativer Hinsicht schneller und effektiver lernten als alle anderen Kriegsparteien, und die Erfahrung permanenter taktischer Innovationen und ihrer Effekte spielte bis zu den einfachen Soldaten eine erhebliche Rolle. Selbstverständlich gab es auch bei den deutschen Truppen „Drückeberger“, also solche, die Fronturlaube nutzten, um nicht zu ihren Einheiten zurückzukehren, und die Zahl dieser „Drückeberger“ stieg, als Verbände in großem Stil im Herbst/Winter 1917/18 von der Ost- an die Westfront verlegt wurden.

Bemerkenswerterweise ging die militärische Führung gegen diese „Drückebergerei“ kaum vor (wenngleich sie ständig darüber klagte), und das kam vermutlich der Kampfkraft der Frontverbände zugute.

Aber dieses effektive Lernen der Deutschen war, auf längere Sicht gesehen, ein Verhängnis, denn es trug nicht nur zu der Vorstellung bei, das Heer sei bis zum Schluss „im Felde unbesiegt“ geblieben und nur dem „Dolchstoß“ der Heimat, also Streiks und Revolution, zum Opfer gefallen, sondern es führte auch zu der Vorstellung, man hätte, wenn man etwas andere Waffen gehabt hätte, solche etwa, mit denen man Gefechtsverläufe beschleunigen konnte, den Krieg gewinnen können. Diese Vorstellung wurde zur Leitidee bei der Entfesselung des Zweiten Weltkriegs, die dieses Mal, im Unterschied zu 1914, allein von deutscher Seite aus erfolgte. □

Nachweis und Belege zu den hier vertretenen Thesen finden sich in Herfried Münkler, „Der Große Krieg. Die Welt 1914-1918“, Rowohlt, Berlin 2013.

Die Schlafwandler

Christopher Clark

I. Eine alte Frage

Am frühen Vormittag des 28. Juni 1914, als der österreich-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau Sophie Chotek am Sarajevoer Bahnhof ankamen, um der Hauptstadt Bosniens einen feierlichen Besuch abzustatten, herrschte in Europa Frieden. Und hätte man die bestinformierten Staatsmänner des Kontinents an jenem Vormittag gefragt, wie groß sie das Risiko eines europäischen Krieges einschätzten, dann hätte die Mehrzahl von ihnen geantwortet, ein kontinentaler Konflikt sei in den letzten Monaten unwahrscheinlicher geworden.

Schließlich hatte man die Balkankrisen der Jahre 1912 und 1913 überwunden, ohne einen großen Krieg auszulösen. Insofern verschärfte Spannung zwischen den europäischen Großmächten zu verzeichnen sei, betraf diese die Verhältnisse innerhalb der zwei Bündnisse, nicht diejenigen zwischen Entente und Dreibund. „Seitdem ich beim Foreign Office angestellt bin“, schrieb Arthur Nicolson, ein hoher Beamter des britischen Außenministeriums, Anfang Mai 1914, „habe ich nie einen so ruhigen Seegang erlebt“.

37 Tage später befand sich Europa jedoch in einem Krieg, der zu einem Weltkrieg ausarten sollte. Und dieser Weltkrieg ist mit Recht als die Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts bezeichnet worden. Er verschlang vier große Reiche – das russische, das deutsche, das österreich-ungarische und das Osmanische Vielvölkerreich. Viel wichtiger: Er verschlang auf seinen zahlreichen Schlachtfeldern die Leben zehn Millionen junger Männer. Zu den in vielen Fällen verheerenden Verwundungen – Verwundungen, die im visuellen Gedächtnis dieses Krieges eine bestimmende Rolle spielten – gibt es bis heute keine zuverlässige Gesamtstatistik, aber die Schätzungen schwanken zwischen 15 und 21 Millionen.

Aus diesem epochalen Desaster, so der Historiker Fritz Stern, gingen die ganzen Katastrophen des zwanzigsten Jahrhunderts hervor. Der Aufstieg und die Machtergreifung des Faschismus in Italien ist ohne diesen Krieg kaum vorstellbar; ebenso wenig die Oktoberrevolution im Russischen Reich; zu einer Februarrevolution wäre es höchstwahrscheinlich irgendwann gekommen, das haben viele Zeitgenossen vorhergesehen. Aber die Oktoberrevolution der Bolschewiken und der darauf folgende russische Bürgerkrieg, der wiederum weitere Millionen Menschenleben verschlang, wären ohne ihn wohl nicht gekommen. Auch nicht der Siegeszug des Nationalsozialismus in Deutschland und damit auch nicht der Holocaust. Nach meinem ehemaligen Cambridger Kollegen Adam Tooze habe dieser Krieg das gesamte internationale System aus den Fugen gehoben.

Aus all diesem geht hervor, dass der Frage nach den Ursachen dieses Krieges ein besonderes Interesse zukommt. Die Debatte um die Entstehung dieses Krieges ist alt, ja sie ist so alt wie der Krieg selbst, sogar älter, denn der Streit darüber, wer schuld sei am Ausbruch des Krieges, fing an, bevor die ersten Schüsse gefallen waren. Seitdem ist eine 100 Jahre währende Diskussion unter Historikern entstanden, ein breitgefächertes,



Prof. Dr. Christopher Clark, Professor of Modern European History, University of Cambridge

internationales, differenziertes und vor allem sehr umfangreiches Schrifttum, ein literarisches Erbe, das in der Geschichtsschreibung einmalig ist. Der US-Historiker John Langdon schätzte 1991, es gebe inzwischen 25.000 einschlägige Bücher und Artikel. Und die Schreibflut hat seitdem nicht nachgelassen, eher im Gegenteil. Auch in den letzten Jahren sind wichtige Werke erschienen, die neue Einsichten bieten und neue Akzente setzen. In den kommenden Wochen und Monaten werden auch viele weitere solche erscheinen.

Als Rebecca West, Verfasserin einer tief sinnigen Studie zum Ort des Balkans in der europäischen Geschichte des frühen zwanzigsten Jahrhunderts, nach Sarajevo fuhr, um die Orte zu besichtigen, wo der Krieg ausgelöst wurde, ging sie mit ihrem Mann auf den Balkon im ersten Stock des Sarajevoer Rathauses, jener Balkon, an dem der Erzherzog zum letzten Mal einen Blick auf diese schöne Stadt warf, und sagte ihrem Mann: „Ich werde nie verstehen, wie das alles gekommen ist. Es ist nicht, daß wir zu wenig wissen, es ist eher, daß wir zuviel wissen.“

Das war im Jahre 1937 – heute wissen wir viel, viel mehr. Wer sich an diesem Thema versucht, muss also mit skeptischen Fragen seitens der Kollegen rechnen. „Warum schreibst Du ausge-rechnet über dieses Thema?“ lautete die typische Einwendung einer Kollegin, als sie erfuhr, dass ich an einem Buch zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges saß: „Das ist doch alles bis zum Erbrechen aufgeklärt worden.“ Das ist ja eine Eigenart der Kollegen: Gerade in dem Augenblick, da man mit den Tücken eines komplexen Problems ringt, kommen sie mit raffinierten Zersetzungsparolen.

II. Ein aktuelles Problem

Es gibt aber eine Antwort auf die Frage. Die Debatte mag alt sein. Aber das Problem, das ihr zugrunde liegt, ist noch frisch. Es ist heute in mancher Hinsicht sogar frischer als vor zwanzig oder dreißig Jahren. In den 1970er Jahren, als ich diesem Thema zum ersten Mal begegnet bin, hatte sich um den

Ausbruch des Weltkrieges ein gewisser „period charm“ entwickelt. In den herrlichen Populärhistorien von Barbara Tuchman („1914“ und „The Guns of August“), die auch hierzulande viel gelesen wurden und noch werden, erschienen die Krisenjahre der Vorkriegszeit wie ein farbenreiches Historien-gemälde. Tuchman stellte prächtige Uniformen, seltsame Sitten, exzentrische Persönlichkeiten liebevoll dar. Sie schilderte Lord Salisbury auf dem Weg zum britischen Unterhaus, auf seinem Dreirad sitzend, geschoben von seinem Diener James, wie er die kleinen Hügel im St. James Park mit flatterndem Frack herunterrollte. Sehr genau wurde auf die Willkürlichkeiten des Habsburger Hofetiquetts eingegangen, auf die extravaganten Speisekarten bei Galadiners und überhaupt auf die monströse Spätblüte der kontinentaleuropäischen Hofkulturen. Und es befestigte sich unbemerkt die Annahme: das seien wohl Menschen aus einer verschollenen und vielleicht auch todgeweihten Welt gewesen; wenn ihre Helme mit riesigen grünen Straußenfedern geschmückt waren, dann waren ihre Gedanken und Ideen wohl auch mit solchen Ornamenten ausgestattet. Das seien wohl keine Zeitgenossen gewesen, sondern gestrige Menschen, Ideen und Argumente, die mit der heutigen Welt wenig gemein haben.

Wirft man jedoch erneut einen Blick auf die Ereignisse der Sommerkrise 1914, ist man erstaunt von der rohen Modernität des Geschehens. Die Krise fing nämlich an mit einem Autokorso. Vergegenwärtigt man sich das Bild der Wagen auf dem Appel-Kai, fühlt man sich an Dallas im November 1963 erinnert. Ausgeführt wurden die Morde durch eine Gruppe von Selbstmordattentätern – und zwar im wörtlichsten Sinne, denn die jungen Männer, die sich in Sarajevo versammelten, um den Thronfolger niederzustrecken, waren nicht nur mit Bomben und Pistolen ausgestattet, sondern auch mit Zyankali, mittels dessen sie laut Anweisung nach Erledigung ihrer Aufgabe sich das Leben nehmen sollten. Das waren sieben sehr junge Männer, enthalten in ihrem Lebenswandel, reich an Idealen und arm an Erfahrung, geprägt von jener naiven Ernsthaftigkeit, die den idealen Nährboden für alle terroristischen Bewegungen bildet. Sie wurden radikalisiert durch ein irredentistisches Milieu, welches durch einen regelrechten Todeskult gekennzeichnet war, durch eine quasi-religiöse Verherrlichung der Selbstaufopferung, der Rache und des Attentats. „Ich will wie eine Fackel brennen für mein Volk“, schrieb der verstorbene Selbstmordattentäter Bogdan Žerajić, der sich 1910 nach einem verfehlten Attentat auf den österreichischen Landeschef von Bosnien das Leben nahm.

An den letzten Abenden vor dem Sarajevoer Attentat waren Princip und Cabrinović am Grab Žerajićs. Sie legten Blumen nieder, wenn auch die österreichischen Gerichtsprotokolle etwas böseartig bemerkten, diese Blumen seien nicht eigens für Žerajić gekauft, sondern von anderen Grübern im selben Friedhof geklaut worden. Jedenfalls sagt dieses wiederholte Aufsuchen des Grabes eines Attentäters viel über die eigenartige Kultur der irredentistischen Untergrundnetzwerke aus.

Als ich auf der Schule von diesen Einzelheiten erfuhr, erschienen mir diese Jungen sehr fremde, unverständliche Gestalten, fest eingeschlossen in einer fernen Vergangenheit. Heute ist uns jedoch aus naheliegenden Gründen die Figur des Selbstmordattentäters gar nicht mehr so fremd. Der Angriff auf die zwei Türme des World Trade Centers in New York machte uns auf die gestaltende,

verwandelnde Kraft eines Ereignisses, eines Terroraktes aufmerksam, auch wenn wir in ihm die Verkörperung tiefer, längerfristiger, historischer Prozesse erkennen. Und nach den jugoslawischen Kriegen der 1990er Jahre sind wir vielleicht weniger geneigt, die Energie, das Gewaltpotential des damaligen balkanischen Nationalismus zu übersehen, wir sehen in ihm einen eigenständigen geschichtlichen Faktor. Serbien ist natürlich mitunter auch ein Opfer der großen, historischen Handlungen, aber dass es nur ein passives Opfer, ein Zuschauer in den großen Zeitläufen der Vorkriegszeit gewesen sei, erscheint uns heute eher unglaublich, und eben nicht, weil wir die serbische Vergangenheit vom Massaker von Srebrenica her interpretieren, sondern ganz umgekehrt, weil wir durch die neueste Geschichte sensibilisiert werden für Aspekte des damaligen Geschehens, die bisher aus verschiedenen Gründen aus unserem Bild der Ereignisse ausgeblendet wurden.

Die Sommerkrise des Jahres 1914 mag in einer größeren zeitlichen Entfernung von uns stehen, sie ist uns aber auch paradoxerweise näher als vor zehn, zwanzig oder dreißig Jahren. Erst langsam ist es uns klar geworden, was das Ende der bipolaren Stabilität des Kalten Krieges für die Entwicklung des globalen geopolitischen Systems bedeutet. Wir befinden uns – wie die Zeitgenossen vom Jahre 1914 – in einer zunehmend gefährlichen, multipolaren Welt, gekennzeichnet durch regionale Krisen, durch das Neben- und Gegeneinander eines ermüdenden und vermeintlich im Niedergang begriffenen Weltreichs und einer emporstrebenden Weltmacht, die mit ihrem ungestümen Rütteln am globalen Mächtegefüge in manchen Hauptstädten für Unruhe sorgt. Auch in dieser Hinsicht sind die Staatsmänner von 1914 unsere Zeitgenossen.

Diese Verschiebungen der Perspektive sind für uns als Historiker und Historikerinnen eine Herausforderung. Sie drängen uns, die Entstehung dieses schrecklichen Krieges mit neuen Augen anzusehen. Diese Herausforderung anzunehmen, heißt mitnichten, durch mutwillige Aktualisierungen, also durch einen vulgären „Präsentismus“, die Vergangenheit für heutige politische Bedürfnisse brauchbar zu machen. Es heißt nur von unserem verwandelten Standpunkt zu profitieren, nicht das, was schon entdeckt und erkannt worden ist, zu verleugnen oder einseitig abzulehnen, sondern diejenigen Aspekte des Geschehens, die nun durch unseren Standpunktwechsel ins Licht gerückt sind, anzuerkennen und in unsere Argumente, in unser Verständnis einzuarbeiten.

III. Italiens Angriff auf Tripolitanien

In meinem Buch „Die Schlafwandler“ habe ich versucht, dem Leser einen frischen Blick auf ein altes Problem zu gewähren. Ich habe neue Tendenzen, neue Argumente aus der Literatur aufgegriffen und miteinander in Beziehung gebracht – denn denkt man an die wichtigsten neueren Arbeiten zu diesem Thema, so wird sofort klar, dass unser Bild des damaligen Geschehens zur Zeit stark im Wandel begriffen ist. Ich habe auch versucht, meines Erachtens unterbeleuchtete Teile des dem Kriege zugrunde liegenden Ursachengeflechtes stärker zu berücksichtigen.

Ein Beispiel wäre der italienische Angriff auf Tripolitanien 1911. Dieser Konflikt begann damit, dass das Königreich Italien Tripolitanien – heute Libyen – angriff, das damals zum Osmanischen Reich gehörte. Im Laufe dieses heute weitgehend vergessenen Krieges wurden damals erstmalig Flugzeuge zur Luftaufklärung eingesetzt. Tripolis wurde von italienischen Schiffen beschossen. Es

kam zu Landungen in Tripolis, Bengazi und Tobruk. Luftangriffe wurden durchgeführt, Bomben fielen aus Fliegern und Luftschiffen. Das war gewiss eine nach heutigen Maßstäben sehr handgestrickte Technik – der Pilot musste im Fliegen die Bomben zwischen den Knien halten, den Zünder einschrauben und scharfmachen, und die Waffe dann mit der Hand rechtzeitig auf die feindlichen Truppen abwerfen, ohne derweil die Kontrolle über seine Maschine zu verlieren. Bequemer war es auf den Luftschiffen, die bis zu 200 Bomben mitführten. Das waren immerhin die ersten Luftangriffe der Weltgeschichte und die Wirkung auf die türkisch-arabischen Truppen war dementsprechend dramatisch. Historiker des neuzeitlichen Maghreb erkennen in diesem Konflikt einen entscheidenden Faktor in der Entstehung des modernen arabischen Nationalismus.

Miroslav Spalajković, ehemaliger Leiter der politischen Abteilung des serbischen Außenministeriums, erkannte in diesem Krieg den Urauslöser des großen Krieges. Erst der italienische Angriff auf Tripolis, schrieb er, habe die Balkanstaaten zum Angriff auf das Osmanische Reich ermutigt und damit den Prozess in Gang gesetzt, der letztlich zum Krieg führte: „Alle darauffolgenden Ereignisse sind nicht mehr als die Weiterführung dieser ersten Aggression“, schreibt Spalajković. Auch, als der ehemalige französische Außenminister Stephen Pichon 1916 auf die Verwirklichungen der europäischen Kabinettspolitik zurückblickte, sah er in dem Libyenkrieg den entscheidenden Schritt in Richtung eines Weltkrieges. „Italien wollte Tripolitanien – das führte zum Krieg Italiens gegen das Osmanische Reich“, so Pichon. „Dann hissten die Balkanstaaten ihre Kriegsfahnen unter dem Schutze von Russland. Alles entfaltete sich auf fatale Weise.“

IV. Europäisches Entscheidungsfindungschaos

Ich habe auch versucht, die undurchsichtigen, oft chaotischen Prozesse der Entscheidungsfindung in allen europäischen Exekutiven zu beleuchten und zu untersuchen. Man kann in den Juli-Ereignissen 1914 eine „internationale Krise“ sehen – ein Begriff, der eine Gruppe von Nationalstaaten impliziert, die man sich als kompakte, autonome, eigenständige Einheit vorstellen muss, wie Billardkugeln auf einem Tisch. Aber die souveränen Strukturen, die in der Krise die Politik gestalteten, waren ausgesprochen uneinheitlich. Damals herrschte eine Unsicherheit (und unter Historikern besteht sie noch heute), wer innerhalb der verschiedenen Regierungsbehörden denn genau die Macht hatte, den politischen Kurs zu bestimmen. Überdies gingen politische Initiativen nicht unbedingt vom Zentrum des Systems aus. Sie konnten von recht peripheren Orten im diplomatischen Apparat, von militärischen Befehlshabern, von Ministerialbeamten und sogar von Botschaftern ausgehen, die häufig auf eigene Faust Entscheidungsträger waren. Die Botschafter entwickelten ein außerordentlich hochtrabendes Gefühl ihrer eigenen Bedeutung, insbesondere wenn man ihre Haltung an dem Berufsethos heutiger Botschafter misst.

Paul Cambon ist ein charakteristisches Beispiel: In einem Brief von 1901 bemerkte er, dass die gesamte Geschichte der französischen Diplomatie lediglich auf eine lange Liste von Versuchen der Akteure im Ausland hinauslaufe, etwas gegen den Widerstand aus Paris durchzusetzen. Wenn er mit den amtlichen Instruktionen aus der Hauptstadt nicht einverstanden war, verbrannte er sie häufig einfach. In einem



Foto: akg-images

Das Attentat von Sarajewo am 28. Juni 1914 auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand in einer sehr bekannten Darstellung, einer Pressezeichnung des Illustrators Felix

Schwormstadt, die zwei Tage nach dem Mord erschien: Die Konflikte auf dem Balkan waren es, die den Großen Krieg auslösten.

spannungsreichen Gespräch mit Justin de Selves, Außenminister 1911/1912, teilte Cambon de Selves recht taktlos mit, dass er sich für ebenso bedeutend halte wie der Minister.

Bei einer so offenen und polyzentrischen Struktur ist es vielleicht wenig überraschend, dass die Machtverhält-

nisse in den europäischen Exekutiven so flüssig waren. Hätte man im Januar 1904 an einen begabten und sehr gut informierten Legationsrat die Frage gestellt, wer in St. Petersburg nun eigentlich den Kurs der russischen Außenpolitik bestimme, hätte seine Antwort sicherlich gelautet: „Der Zar.“ Umgeben

von einer mächtigen Kamarilla griff der Monarch fast täglich in die Geschäfte des Außenministeriums ein – insbesondere im fernöstlichen Bereich, wo der Zar und seine Favoriten einen expansionistischen außenpolitischen Kurs verfolgten, der unausweichlich zu einem Krieg mit Japan führen musste.

Hätte man aber im Jahre 1906 unserem Legationsrat die gleiche Frage gestellt, dann hätte er wohl geantwortet: „In letzter Zeit hört man wenig vom Zaren“, der russisch-japanische Krieg 1904 habe nicht nur zu einer fürchterlichen Niederlage und damit zu einer gewaltigen innenpolitischen Krise geführt, sondern auch zur Marginalisierung des Zaren als Triebfeder in der Außenpolitik. Der starke Mann von heute sei der Präsident des Ministerrates Pyotr Stolypin. Stellte man aber zwei Jahre später, während der bosnischen Annexionskrise von 1908, die gleiche Frage wieder, dann würde unser Legationsrat sagen: „Gut, dass Sie mich wieder darauf ansprechen. Die Lage hat sich nämlich wieder vollkommen geändert. Inzwischen ist es Außenminister Izvolski, der als Drahtzieher hervortritt, indem er mit dem Zaren paktiert, seine Kollegen im Ministerrat hintergeht und sich Alleingänge in der Balkanpolitik erlaubt.“

Nach dem Debakel der von Izvolski lanzierten Balkanpolitik ist die Lage aber wiederum eine ganz andere. Stolypin ist wieder der starke Mann, der Zar hat nichts zu sagen. Und mit dem plötzlichen Tode Stolypins in Folge eines Attentats 1911 entsteht wieder eine neue

Greys Ententismus wurde von der Mehrheit der britischen Kabinettsminister gar nicht geteilt.

und diesmal beinahe chaotische Lage: Fragen wir schon wieder bei unserem Legationsrat an, kommt nun die Antwort: „Ich hatte gehofft, dass sie sich nicht mehr melden. Die heutige Lage ist schwer zu übersehen: Der Außenminister hat sich nicht richtig durchgesetzt; die Botschafter in Belgrad und Konstantinopel vertreten jeweils eine eigene Linie, der Zar umgibt sich mit Militärs und lässt erkennen, dass er eine härtere Linie in der Balkanpolitik bevorzugt, ist aber weder willens noch fähig, den Kurs der Außenpolitik eigenhändig zu bestimmen.“

Das war Russland in den letzten Vorkriegsjahren. Aber die Lage war in den anderen Hauptstädten nicht viel anders. Man denke an die erstaunliche Tatsache, dass während der Amtszeit des britischen Außenministers Sir Edward Grey nicht weniger als sechzehn französische Außenminister gekommen und gegangen sind. Zwei von ihnen sind zweimal gekommen und gegangen. Das vermittelt einen Eindruck von der Instabilität an der Spitze des Systems. Man kann gewissermaßen von einer Heisenbergschen Unschärfe sprechen, was den Ort der Macht in diesen komplexen Strukturen angeht. Und da stellt sich oft die Frage, ob man überhaupt im Falle Russlands oder Österreich-Ungarns von einer einheitlichen außenpolitischen Linie sprechen kann oder vielmehr von einem Chor widersprüchlicher Stimmen. Auch in England herrschte, trotz der verfassungsmäßig starken Position des Außenministers Sir Edward Grey, Unsicherheit über das Verhältnis Englands zu den Entente-Mächten. Greys Ententismus wurde von der Mehrheit der britischen Kabinettsminister gar nicht geteilt. Als langsam klar wurde, in welchem Ausmaß Grey sich an Frankreich und damit nolens volens an das verhasste Russland gebunden hatte, gab es gelegentlich Proteste und Revolten unter den Ministern. Das Ergebnis war eine dauernde Unschärfe in der britischen Außenpolitik.

Aber wenn die wesentlichen Punkte der Entente-Politik Greys weiterhin Bestand hatten, hielt ihn der Umstand,

dass er seine Position gegen eine dermaßen lautstarke und einflussreiche innere Opposition verteidigen musste, immerhin davon ab, seine Verpflichtungen so klar und deutlich auszusprechen, wie er es sich gewünscht hätte. Während der zweiten Marokko-Krise 1911 musste Grey einen Drahtseilakt zwischen den französischen Wünschen nach klareren Zusagen seinerseits und der beharrlichen Verweigerungshaltung der Nichtinterventionisten im Kabinett (die immerhin noch in der Mehrheit waren) bewältigen. In zwei Kabinettsresolutionen von November 1911 riefen 15 seiner Ministerkollegen Grey zur Ordnung und verlangten, dass er davon Abstand nehme, militärische Gespräche auf höchster Ebene zwischen Großbritannien und Frankreich zu fördern, ohne sie zuvor zu informieren und ihre Genehmigung einzuholen. Im Januar 1912 wurde unter den Nichtinterventionisten die Idee diskutiert, eine Kabinettsklärung zu verabschieden, dass Großbritannien „in keiner Form, weder direkt noch indirekt, ausdrücklich noch implizit, verpflichtet sei, Frankreich gegen Deutschland mit Waffengewalt zu unterstützen.“ Dieser Schlag blieb Grey und seinen Leuten nur erspart, weil Lord Loreburn, der führende Anti-Interventionist, plötzlich erkrankte und in Pension ging. Die Notwendigkeit, einen so geballten Widerstand aus dem Innern der Regierung mit einer Politik auszubalancieren, die auf den Erhalt der Entente als Instrument der Sicherheitspolitik ausgerichtet war, hatte eine irritierende Zweideutigkeit der britischen diplomatischen Signale zur Folge.

V. Der erste Balkankrieg: Frankreich an der Seite Russlands in Kriegsbereitschaft

Hier wie andernorts im damaligen Europa machten die daraus folgenden Schwankungen in der Politik und widersprüchlichen Signale es nicht nur den Historikern, sondern zuallererst den damaligen Politikern schwer, das internationale Umfeld zu deuten. Ein weiterer, wichtiger Aspekt der Vorkriegspolitik, den ich – mit Stefan Schmidt – stärker betone als es in der Literatur der Kriegsentstehung allgemein der Fall gewesen ist, ist die wachsende Bereitschaft, innerhalb des französisch-russischen Bündnisses in den letzten zwei Vorkriegsjahren, einen Krieg balkanischen Ursprungs in Kauf zu nehmen, das heißt einen balkanischen Lokalkonflikt als *casus foederis* anzusehen.

Lassen Sie mich dieses komplexe Thema anhand eines Beispiels beleuchten. Am 19. Dezember 1912 fand eine Unterredung in Paris statt. Die Gesprächspartner waren Oberst Ignatiev, der russische Militärattaché in Paris und Alexandre Millerand, der französische Kriegsminister. Damals befand sich Südosteuropa im Bann der balkanischen Winterkrise 1912/1913. Im Oktober 1912, als der erste Balkankrieg losbrach, hatte Russland entlang der galizischen Grenze – also der Grenze zu Österreich-Ungarn – seine Truppen massiv verstärkt, um Österreich von einem eventuellen Eingriff in den sich schnell ausbreitenden Balkankrieg abzuschrecken. Die Österreicher reagierten mit Gegenmaßnahmen und es kam zu einer potenziell gefährlichen Eskalation. Die Krise verschärfte sich in der dritten Dezemberwoche, als weitere russische Maßnahmen bekannt wurden, z. B. die Verstärkung von Kavallerieverbänden in den Wehrbezirken Kiew und Warschau oder massive Pferdetransporte in den österreichischen Grenzbe-

reich. Vor diesem Hintergrund spielte sich die Unterredung zwischen Millerand

und Ignatiev in Paris am 19. Dezember ab. Millerand erwähnte die österreichisch-ungarischen Truppenverstärkungen an den serbischen und galizischen Grenzen – ich zitiere aus dem Brief, den der russische Attaché für seinen Vorgesetzten, Generalstabschef Jakov Zhilinsky, verfasste. Ignatiev erzählt, Millerand habe ihn gefragt, was seiner Meinung nach das Ziel der österreichischen Maßnahme sei. Darauf habe Ignatiev geantwortet: „Vorhersagen zu dieser Frage sind schwierig, aber bisher sind die österreichischen Maßnahmen gegenüber Russland ohne Zweifel defensiven Charakters gewesen.“ Darauf antwortet Millerand: „Gewiss, aber meinen Sie nicht, dass das Verhalten Österreichs Russland geradezu herausfordert, Krieg zu erklären?“ Ignatiev antwortet, er könne diese Frage nicht direkt beantworten, fügt aber hinzu: „Ich weiß, dass wir weder einen europäischen Krieg wünschen, noch bereit sind, irgendwelche Schritte zu unternehmen, die eine europäische Konflagration provozieren könnten.“ Darauf gab Millerand eine bemerkenswerte Antwort: „So so. Das heißt, Sie werden Serbien im Stich lassen? Das ist natürlich Ihre Sache. Aber es soll niemand behaupten, dass dies an uns liegt. Wir sind bereit.“

Laut Ignatievs Brief schien Millerand „beunruhigt“ von seinen zurückhaltenden Antworten auf dessen Fragen. Er betonte, es sei nicht nur um Albanien oder die Serben oder Durazzo gegangen – sondern auch um die Gefahr einer „österreichischen Hegemonie auf dem Balkan“, eine Entwicklung, die die russische Regierung kaum mit gefalteten Händen entgegensehen konnte.

Es steckt doch etwas Erstaunliches in diesen waghalsigen Parolen des französischen Kriegsministers. Millerand war ein allgemein geachteter sozialistischer Parteipolitiker, bekannt für seinen Einsatz in bildungspolitischen, sozialstaatlichen und arbeiterrechtlichen Fragen. Im Bereich Außenpolitik hatte er herzlich wenig Erfahrung. Er handelte vermutlich unter Anleitung des Premierministers Raymond Poincaré. Millerand kannte Poincaré sehr gut, beide waren Schulkameraden auf dem Lycee Louis le Grand gewesen. Aber seine Worte entsprachen einer Ansicht der strategischen Lage Frankreichs, die in den französischen Führungskreisen weit verbreitet war. Der Vize-Chef des französischen Generalstabes, General Castelnau, sprach mit Ignatiev ein paar Tage nach dessen Unterredung mit Millerand. Bei dieser Gelegenheit sagte Castelnau dem Militärattaché, er sei persönlich „bereit zum Kriege und dass er persönlich einen Krieg sogar wünschen würde“.

Es hatte den Anschein, schrieb Ignatiev in einem späteren Brief an seinen Vorgesetzten, als ob die französische Regierung „in voller Bereitschaft stehe, Russland gegen Österreich und Deutschland beizustehen, und zwar nicht nur diplomatisch, sondern auch, wenn notwendig, unter Anwendung militärischer Gewalt“. Worin lag der Grund für diese Kriegsbereitschaft? Sie lag, so Ignatiev, in der festen französischen Überzeugung, dass ein Krieg balkanischen Ursprungs den bestmöglichen Ausgangspunkt für einen breiteren Konflikt bieten würde, weil nur ein solcher Krieg Deutschland zwingen würde, bedeutende militärische Mittel gegen Russland einzusetzen und damit die französische Front zu entlasten.

Der koordinierende Wille hinter diesem Konsens war der Premierminister Raymond Poincaré. Man könnte vieles sagen über seinen Einfluss auf das strategische Denken in Frankreich. Hier brauche ich aber nur daran zu erinnern, dass Poincaré, der 1912 gleichzeitig Premierminister und Außenminister

Frankreichs war, den Anwendungsbe- reich des russisch-französischen Bündnisses ausdehnte, um den Fall eines Lokalkonfliktes auf dem Balkan – also eines Konfliktes zwischen Österreich und seinem rastlosen Nachbarn Serbien – als eventuellen *casus foederis* mit einzu- beziehen.

In einer Unterhaltung mit dem russischen Botschafter Isvolski in der zweiten Septemberwoche 1912, als der erste Balkankrieg zwar schon in Sicht, aber noch nicht ausgebrochen war, entwickelte Poincaré ein spekulatives Szenario: Ein zukünftiger Angriff Österreichs auf Serbien könne Russland dazu zwingen, „seine passive Rolle aufzugeben“. Sollte es dann notwendig sein, Österreich-Ungarn anzugreifen und sollte diese Intervention eine Intervention Deutschlands zur Folge haben (was angesichts der Bedingungen des deutsch-österreichischen Bündnisses unvermeidlich wäre), dann würde „die französische Regierung dieses im Voraus als *casus foederis* anerkennen, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, seine Verpflichtungen gegenüber Russland zu erfüllen“.

Sechs Wochen später, als der erste Balkankrieg bereits im Gange war, meldete Botschafter Isvolski an den russischen Außenminister, Poincaré akzeptiere „ohne Furcht“ die Annahme, es könnte vielleicht notwendig werden, „unter gewissen Umständen einen Krieg zu initiieren“, und dass er selbst in einem solchen Fall sicher sei, dass die Staaten der Triple Entente aus einem solchen Konflikt siegreich hervorgehen würden. Diese Gewissheit Poincarés, fügte Isvolski hinzu, basiere auf einer detaillierten Analyse seitens des französischen Generalstabs der jeweiligen Truppenstärken. Solche starken Parolen bekamen nicht nur die Russen zu hören. In einer Unterredung mit dem italienischen Botschafter wiederholte Poincaré seine Zusicherung: „Sollte der österreichisch-serbische Konflikt zu einem allgemeinen Krieg führen, wird sich Russland auf die bewaffnete Unterstützung Frankreichs vollkommen verlassen können.“

Diese Tendenz in der französischen Politik sollte man fördern, meinte Ignatiev in einem weiteren Brief an den russischen Generalstabschef. „Wenn wir nämlich“, so Ignatiev, „die Möglichkeit

Solche starken Parolen bekamen nicht nur die Russen zu hören.

eines europäischen Krieges wegen der Entwicklungen auf dem Balkan vorhersehen können, dann ist es besser, die Franzosen im Voraus schon auf den Gedanken zu bringen, dass unser lokaler Konflikt mit Österreich wegen der türkischen Erbschaft den Anfang einer Lösung des slawisch-deutschen Kampfes darstellen wird, eines Kampfes, in dem Frankreich sein Schicksal mit den slawischen Interessen verknüpfen muss.“

Zwei Punkte sind bemerkenswert. Der erste ist, dass diese Ausdehnung des Anwendungsbereichs der französisch-russischen Allianz ein Novum darstellte. In früheren Jahren hatte die französische Diplomatie St. Petersburg immer wieder vor irgendwelchen Balkan-Abenteuern gewarnt. Frankreich, sagten sie, würde auf dem Balkan kein vitales Interesse Russlands – geschweige denn Frankreichs – erkennen. Frankreich wäre also niemals bereit, seinen Arm für den Balkan zu riskieren. Das änderte sich jedoch in den letzten Vorkriegsjahren, als Poincaré dann doch den Balkan in die Sicherheitslogik des Bündnisses integrierte.

Damit wurde aber Serbien – und nun bin ich beim zweiten Punkt – gewissermaßen zu einem strategischen Vorwerk der Entente. Man ließ entlang der österreichisch-serbischen Grenze eine Art geopolitische Sollbruchstelle einbauen. Man stellte sich einen dritten Balkankrieg vor und sah in ihm angesichts der komplexen Sicherheitslogik der Entente eine günstige, ja sogar die optimale Ausgangssituation für einen Krieg unter den Großmächten. Sollte der Krieg kommen, würde diese Ausgangslage wohl die besten Chancen bieten. Hier ging es keineswegs – wohlgemerkt – um die Durchsetzung eines sorgsam durchdachten und unter den Verbündeten vereinbarten balkanpolitischen Konzepts. Das Verhältnis zwischen den Positionen von

Die ambivalenten Signale aus London ließen in Paris Zweifel aufkommen, ob man sich auf die Briten verlassen könnte.

1912/1913 und dem Ausbruch des Krieges im folgenden Jahr war weder geradlinig noch zwangsläufig. Frankreich ging auf diesen Kurs ein, nicht weil es einen Krieg herbeiführen wollte, sondern aus der Defensive heraus. Die ambivalenten Signale aus London ließen in Paris Zweifel aufkommen, ob man sich auf die Briten verlassen konnte. Und je weniger man den Briten traute, desto mehr klammerte man sich an das große Russland.

Es ist daher nicht ohne Bedeutung, dass Raymond Poincaré – inzwischen Präsident Frankreichs geworden – die Gelegenheit seines St. Petersburger Staatsbesuches benutzte, um seine Politik der „Festigkeit“ – *de la fermeté* – auf dem Balkan vehement zu unterstützen. Und nur vor diesem Hintergrund lässt sich die Beobachtung Ignatievs vom 30. Juli verstehen, er finde überall unter den französischen Militärs in Paris „unverhehlte Freude, dass man nun die Chance ergreift, eine, wie die Franzosen meinen, vorteilhafte strategische Situation auszunutzen.“

Kurzum: In den Jahren und Wochen vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges verknüpften Russland und Frankreich auf höchst asymmetrische Weise die Sicherheitspolitik zweier großer Mächte mit dem ungewissen Schicksal eines turbulenten und gelegentlich expansionistischen Kleinstaates. Russland und Frankreich ermutigten und unterstützten diesen Staat in seiner Laufbahn, unter völliger Missachtung der regionalen Konsequenzen. Das war gewiss ein riskantes Unterfangen.

VI. Bilanz

Das alles heißt nicht, dass wir den Bellizismus, die Aggression und die Paranoia jener deutschen Militärs, Publizisten und Politiker kleinreden sollten, die zu Recht die Aufmerksamkeit Fritz Fischers und seiner historischen Schule auf sich zogen. Dieter Hoffmann hat neulich mehrere Gelegenheiten genannt, bei denen hohe deutsche Befehlshaber nachdrücklich „je eher desto besser“ einen Krieg forderten, selbst wenn das hieß, selbst die Initiative ergreifen zu müssen. Es geht hier nicht – das möchte ich betonen – um einen Freispruch für die damalige deutsche Staatsführung. Aber die Wege der deutschen Vorkriegspolitik müssen in ein gesamteuropäisches Ursachengefüge eingebettet werden.

Viele große Werke der Literatur zur Entstehung des Ersten Weltkriegs haben

sich mit den dem Krieg zugrundeliegenden längerfristigen Prozessen des Wandels befasst: der Auflösung des sogenannten „europäischen Konzerts“, dem Aufkommen des Nationalismus im Rahmen einer zunehmend chauvinistischen Medienöffentlichkeit, dem durch die plötzliche Entstehung eines deutschen Nationalstaates in der Mitte Europas ausgelösten epochalen Strukturwandel.

Ausschlaggebend für die Komplexität der Ereignisse von 1914 waren jedoch meines Erachtens die raschen Veränderungen im internationalen System: die plötzliche Entstehung eines albanischen Nationalstaats, die durch die zwei Balkankriege verursachte Umwälzung der regionalen Machtverhältnisse, die Annäherung Rumäniens an St. Petersburg, das türkisch-russische Wettrüsten im Schwarzen Meer, oder die Umorientierung der russischen Politik von Sofia auf Belgrad, um nur einige zu nennen. Das waren eben keine langfristigen historischen Übergänge, keine *forces profondes*, die sich über Generationen hinweg entfaltet haben, sondern kurzfristige Neuausrichtungen – *phéno-mènes de courte durée*. Sie haben die Entscheidungsträger der Vorkriegswelt vor immer neuen Herausforderungen gestellt. Die Folgen wurden durch die Fluidität der Machtverhältnisse innerhalb der europäischen Exekutiven noch verstärkt.

Ich will in diesem kurzen Vortrag nicht weiter auf den Inhalt des Buches eingehen. Nur eines sei gesagt: Das Buch orientiert sich nicht primär an der Frage, wer an der Entfesselung des Krieges schuld gewesen ist. Das Problematische an einer schuldorientierten Herangehensweise ist überhaupt nicht, dass man am Ende eventuell der falschen Partei die Schuld gibt. Vielmehr gehen schuldorientierte Darstellungen sehr oft mit eingebauten Prämissen einher. Dass zum Beispiel in konfliktreichen Interaktionen ein Protagonist letztlich Recht und der andere Unrecht haben muss. War es von den Serben falsch, eine Vereinigung des Serbentums anzustreben? Hatten die Österreicher Unrecht, als sie auf der Unabhängigkeit Albaniens bestanden? War eines dieser Unternehmen „falscher“ als das andere? Die Frage ist bedeutungslos.

Das Blickfeld wird eingeengt, indem man sich auf das politische Temperament und die Initiativen eines bestimmten, vermeintlich schuldigen Staates konzentriert, statt auf einen multilateralen Prozess der wechselseitigen Beeinflussung. Dann stellt sich das Problem, dass die Ermittler bei der Schuldsuche dazu neigen, die Aktionen der Entscheidungsträger als geplant und von einer kohärenten Absicht getrieben zu konstruieren. Man muss den Beweis erbringen, dass jemand den Krieg wollte und darüber hinaus verursachte. In der Extremform bringt diese Vorgehensweise konspirative Versionen hervor, in denen eine Clique mächtiger Einzelpersonen wie die Bösewichte mit Samtjackett in James-Bond-Filmen die Ereignisse hinter den Kulissen im Einklang mit einem bösen Plan steuert. Mein Buch besteht darauf, die Komplexität der Kriegsentstehung ernstzunehmen. Die Krise, die im Jahr 1914 zum Krieg führte, war die Frucht einer gemeinsamen europäischen politischen Kultur; sie war genuin multipolar und interaktiv. Genau das macht sie zum komplexesten Ereignis moderner Zeiten. □

„... wenig gebetet, aber heißer als je“: Katholiken im Ersten Weltkrieg (1914–1918)

Andreas Holzem

I. Die „Feuertaufe“: Kriegsreligiosität eines katholischen Soldaten

Alois W. schreibt im Sommer 1916 an seine Eltern: „Möglicherweise erhalte ich hier die Feuertaufe, aber wir müssen dankbar sein, daß es bisher so glimpflich abging, aber wir stehen in Gottes Hand u. hier in Galizien fühle ich mich im besonderen Schutz meines seligen Bruders, dessen Grab ich ja hier eigentlich verteidige.“ Dieser Bruder Ignaz W., Theologiestudent im Tübinger Wilhelmsstift, war schon wenige Monate nach Kriegsbeginn 1915 im Russlandfeldzug gefallen. Als der Krieg Alois dann tatsächlich im August 1916 in seiner vollen Wucht erreichte, „war kein Ende dieses Elends zu sehen; in diesen Augenblicken habe ich wenig gebetet, aber heißer als je.“ Seinen Sold schickte er nach Hause, davon solle die Familie Messen lesen lassen „für Ignaz, an dessen fühlbarer Nähe als besonderer Schutzengel ich mit festem Vertrauen glaube“. Auch die Kondolenzbriefe der Freunde an die Eltern sprechen diese Sprache: Nicht Menschenworte, sondern nur Gebete könnten trösten angesichts eines Todes, der nun nicht in der Priesterberufung, sondern im Selbstopfer des Krieges in die Nähe Gottes geführt habe: „Vergesse nicht, daß der Hl. Thomas von Aquin den Heldentod fürs Vaterland mit dem Märtyrertod auf eine Stufe stellt“, so ein Trostbrief in dieser bemerkenswerten Familienkorrespondenz, die einer meiner Doktoranden in unserem Tübinger Sonderforschungsbe- reich „Kriegserfahrungen“ entdeckte. Da es keine größere Liebe geben könne, als sein Leben zu geben für seine Freunde (Joh 15,13), sei „solcher Liebe [...] der Himmel verbürgt!“ Die „ganze Bitterkeit solcher Prüfung“ ermögliche nur noch die Ergebung in den göttlichen Willen und eine auf das Gute zielende göttliche Vorsehung.

Diese Briefe führen in die Mitte katholischer Kriegserfahrung. Als sie 1915/16 geschrieben wurden, war es mit den Erwartungen des „Augusterlebnisses“ von 1914 längst vorbei, und es war längst noch nicht alles ausgestanden: Alois W. selbst fiel 1917. Auf den ersten Blick fügen sie sich unseren Gewissheiten über die Rolle des Christentums in der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (F. Stern): Geistliche segneten die Waffen, erklärten die je eigenen Kriegsziele für gerecht und gut und brachten die Parteilichkeit Gottes so zur Sprache, dass die Fortsetzung dieses Krieges ebenso möglich wurde wie der Ausbruch des nächsten.

Aber das Legitimatorische allein trifft noch nicht den Kern einer Religionsgeschichte des Ersten Weltkriegs in Deutschland. Auf den zweiten Blick ist das Konsolatorische, die Suche nach Trost und Bewährung, das diskursiv schwierigere Feld. Gerade hier aber agierten auch die Vertreter der Kirchen wie „Schlafwandler“, weil sie sie sich auf die Funktionsfähigkeit ihrer überkommenen Arsenalen religiöser Kriegsdeutung verließen, ganz so, wie es Politiker, Diplomaten und Militärs mit ihren Instrumentarien der politisch-militärischen Steuerung ebenso taten. Der



Prof. Dr. Andreas Holzem, Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte, Universität Tübingen

Erste Weltkrieg aber konfrontierte sie, ebenso wie alle anderen Akteure und Opfer, mit Wirklichkeiten, auf die das traditionelle theologische und rituelle Rüstzeug nur mehr sehr bedingt passen sollte.

II. Krieg, Religion und Nation: Strukturen und Befindlichkeiten um 1914

Krieg und Christentum – diese Medaille hat zwei Seiten: Auf der einen waren vorchristliche Militärkulte schon früh recht reibungslos in christliche überführt worden: durch Liturgien, Gebetsbeschwörungen und „Opfer“ im weitesten Sinne, durch Kriegskult mit hin, der aus dem Methodenarsenal der Militärs stammte. Priester waren Aktanten eines Rituals, das Fürsten zum Sieg und Kriegsteilnehmern beim Überleben helfen sollte, obwohl die Sakramente der Kirchen etwas grundlegend anderes zu sein beanspruchten als die Opfer- und Sühnerituale vorchristlicher Kulte. Auf der anderen Seite aber stand die eher auf Verantwortung angelegte Kriegsethik, die die Geistlichen des Christentums von den Priestern und Propheten antiker Religionen unterschied. Hier musste man erklären, wie der Krieg mit dem Willen Gottes in Einklang zu bringen sei, wie christliche Haltungen den Krieg begrenzen müssten, was an geistlichem Beistand möglich war, um Sterben wie Weiterleben mit Bedeutung zu versehen.

Die Arbeitsplätze, an denen das geschah, hatten sich seit etwa 1750/1800 signifikant verändert. Dafür gab es drei Gründe: Erstens hatte sich das Militärische seit den Kabinettskriegen des 18. Jahrhunderts verstaatlicht; somit war den Regierungen zunehmend die Deutungshoheit auch über die religiösen Aspekte des Krieges zugewachsen. Zweitens verlangte die Mobilisierung von Massenarmeen, deren Kombattanten mehrheitlich weder Berufssoldaten noch Freiwillige waren, nach einer gesamt-



Die Professoren Andreas Holzem (li.) und Lucian Hölscher tauschten während der Veranstaltung ihre Ansichten aus.

gesellschaftlichen Motivation zum Krieg, also nach Kriegsbegründung und -begeisterung. Der Staatenkrieg sollte „als nationaler Volkskrieg imaginiert und erfahren“ werden (D. Langewiesche). Für die Masse der Bevölkerung war nicht mehr in Trübsalpredigten über einen passiv erlittenen, sondern über einen in Schützengräben und an ‚Heimatfronten‘ aktiv zu führenden Krieg zu reden. Die mehr als ungeliebte, zum Teil zutiefst abgelehnte Wehrpflicht wurde von einer Kriegstheologie flankiert, die den Kriegstod als Nachfolge Christi ansah. Dies vollzog sich nun drittens in einer deutlich verschobenen theologischen Konstellation: Die Verrechtlichung und Verstaatlichung des Krieges wurde nämlich seit den Befreiungskriegen 1813 unterlaufen von radikalisierenden Formen des politischen Bewusstseins: den emotional hoch aufgeladenen Begriffen und Mythen von „Volk“ und „Nation“. Hier setzte ein Prozess der Gegensakralisierung ein, dessen politische Transzendenzen sich ihre eigenen Kulte schufen. Et was „Heiliges“ erhielt der Krieg ausgerechnet in diesem Kontext. Das Christentum war um seiner selbst willen ebenso bereit wie gezwungen, diese sinnstiftende Sakralität des Politischen zu integrieren und zu legitimieren. Gleichzeitig konnte und wollte es die überkommenen Deutungen des Krieges, die dazu in deutlicher Spannung standen, nicht gänzlich preisgeben: Krieg als Unglück und Strafgericht, als Aufruf zu Buße und Läuterung sowie als ethisch zu hegender Extremfall politischer Verantwortung. Fließende Übergänge prägen das Bild: Gebet und Heldenmut, traditionelle Buße und militarisiertes Lebensopfer. Die Kirchenleitungen und Militärgeistlichen haben diese Instrumentalisierung in einem hohen Maß an sich geschehen lassen, weil sie sich von vaterländischem Einsatz Vorteile für ihre gesellschaftliche Geltung in der Nachkriegszeit versprachen.

Diese drei Entwicklungen förderten die Politisierung der Religion in modernen Kriegen.

III. Heiligkeit und Hingabe:
Der katholische Kriegsdiskurs

Der gerechte Krieg

Auch wo keine Religionskriege mehr geführt wurden, war Gott aus der Schlacht keineswegs verschwunden.

Dazu hatten sich die Katholiken mit ihren eigenen Deutungen zu verhalten, die sich aus ihren Erfahrungen im Kaiserreich und ihren oft sehr eigenständigen bildungsbürgerlichen Nationsideen speisten. Auf einen Nenner gebracht lautet die Kernidee: Deutschland muss sich verteidigen und ist kein Aggressor. Deutschlands Feinde stehen moralisch unter uns, weil sie entweder keine Christen oder schlechte Christen sind. Beides macht den Krieg der Deutschen zur gerechten Sache. Sich dieser mit seinem Leben zu verschreiben, ist des Himmels würdig. Neben diese Nationalisierungen der Idee vom gerechten Krieg treten dann ältere Deutungen. Sie betreffen sämtliche Kriegsnationen, also auch die Deutschen, insofern sie entweder keine Christen oder schlechte Christen sind: Für sie ist der Krieg ein prüfendes Strafgericht, ein Erzieher, ein Missionar. Diese Kernidee steht für eben jene funktionalen Amalgame, die die Strukturgeschichte des Verhältnisses von Religion und Krieg seit 1800 bestimmten.

Die Bischöfe und Theologen, und zwar auch die Konservativ-Ultramontanen, setzten sich in diesem Sinne umstandslos für den Krieg ein: Viel zitiert ist das Wort des Bischofs von Speyer und späteren Erzbischofs von München und Freising, Michael von Faulhaber, dass dieser Krieg „das Schulbeispiel eines gerechten Krieges“ abgebe. Mit besonderer Schärfe beschwor der Beuroner Benediktiner Sebastian von Oer, zehntausendfach wiederaufgelegt, den Kriegsausbruch als Repristination der Völkerschlacht von 1813 und als verdiente Abrechnung mit der Gottlosigkeit des revolutionären Frankreich: „Wie vor 100 Jahren, so stehen auch jetzt die Völker Europas in blutigem Krieg gegeneinander [...]. Damals galt es, sich vom Joch des gallischen Eroberers zu befreien, und der Krieg war ein gerechter – und Gott gab den Sieg! Heute gilt es der deutschen Nation und ihren österreichischen Stammesbrüdern, das Netz zu zerreißen, das ein ränkesüchtiger König [Serbiens. A.H.] ersonnen und das fränkischer Übermut, russische und englische Hinterlist und Tücke über uns ausgespannt haben. Und auch dieser Krieg ist ein gerechter, uns aufgezwungener, ein heiliger Kampf für Haus und Herd, für Vaterland, Freiheit und Ehre. [...] Wir müssen siegen, sonst werden wir untergehen; wir wollen siegen, und wir werden siegen!“

Die „Geißel des Krieges“ bedeute „ein Strafgericht Gottes“ und eine „verdiente Züchtigung“, die aber nicht nur die Söhne und Brüder, Handel und Industrie, bürgerliches und staatliches Leben im eigenen Lande schädige, sondern vielmehr zuallererst die gottlosen Franzosen heimsuchen werde: „Unsere Nachbarn drüben über den Vogesen haben ihren Gott vergessen; sie haben ihn abgesetzt aus Schule, Gemeinde und Staat verjagt. Nun verläßt er sie.“ Gegen die 1905 in Frankreich durchgesetzte feindliche Trennung von Kirche und Staat müsse das „Zurück zum alten Gott!“ zur gemeinsamen Losung von Kaiser, Reich und Vaterland werden. Für den Rottenburger Bischof Keppler trug die Kirche „zur Festigung des Fundamentes der Ordnung und Stärke des Vaterlandes“ bei und schuf „eine Sicherheit für die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Heeres“; sie verstärkte „den Unterbau nicht bloß des Altars, sondern auch des Thrones“. Die Begründung der politischen Autorität durch die christliche war ihm ebenso selbstverständlich wie die Notwendigkeit, die Verbindung von Thron und Altar militärisch zu verteidigen.

Auch die katholischen Intellektuellen argumentierten nun ungebrochen patriotisch. Der junge Philosoph Max Scheler verfasste in seiner katholischen Phase im Herbst 1914 eine Schrift mit dem Titel „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg“: „Für die katholische Kirche sind große und heilige Interessen mit diesem Kriege und seinem Ausgange verknüpft.“ Scheler erwartete, dass „jeder Sieg Deutschlands, der eine etwaige Expansion des Deutschen Reiches in irgendeine Richtung zur Folge hätte, die katholischen Bevölkerungsteile in die Majorität gegenüber den evangelischen bringen [muss...]. Für eine eventuelle Annexion Belgiens ist dies ohne weiteres offensichtlich. Andererseits müsste ein entschiedener Sieg der Zentralmächte das Gewicht der germanischen, tieferen, innigeren und religiöseren Form des Katholizismus erheblich steigern.“ Scheler verstieg sich zu ekstatischen Bildern eines Sieg- und Expansionsfriedens im Zusammenhang mit der Ideologie einer von Deutschland ausgehenden Re-Katholisierung Europas. Das war eine spezifische deutsche und gleichzeitig spezifisch reformkatholische Kriegslegitimation. Auch Matthias Erzberger, führender Reichspolitiker des Zentrums, begründete seinen anfänglichen Annexionismus religionskulturell und konfessionspolitisch.

Zwar reichte das Spektrum auch bei den Akademikern von ernster Sorge um das Vaterland bis zu begeisterter Legitimation, aber der Enthusiasmus überwog: die Einheit des bislang gespaltenen Deutschland, das die Katholiken marginalisiert hatte, das vaterländische Opfer und die daraus abgeleiteten Ansprüche auf Teilhabe am nationalen Erbe, der kampfbereite Wunsch, „an den Feind heranzukommen“: Hier konnte, trotz großer Binnendifferenzierung, von einer „Gegenöffentlichkeit“ nicht mehr die Rede sein. Das Germanenbild der „deutschen Treue, Einfachheit und Sitte“, des Idealismus und der Geistes- und Gemühtiefe ließ sich auch mit katholischem Traditionsbewusstsein verbinden. Sittliche Erneuerung sollte den moralisch-kulturellen „Weltberuf“ begründen, der nun auf eine sehr deutsche Weise christlich und heilig war.

Nur langsam und spät verdrängte der Wunsch nach einem „ehrvollen Frieden“ den „siegreichen“ Annexionismus. Die Friedensbemühungen Benedikts XV. scheiterten an eben jener Nationalisierung christlich begründeter Gerechtigkeitsbehauptungen. Der Versuch des Papstes, die als Christenpflicht apostrophierte Treue zum Vaterland in eine höhere Treue zur Völkerverständigung auf-

zuheben, blieb angesichts der allgemeinen Feindfanatisierung auf eine erschreckende Weise unglaublich; ihr zu folgen erschien als unpatriotisch.

Der Krieg als Zuchtmeister und Missionar

Doch im Katholizismus brach sich keineswegs nur Hurra-Patriotismus Bahn. Im Krieg agierte Gott als „Zuchtmeister“ einer als religionslos und materialistisch empfundenen Welt, so Michael von Faulhaber in seinem Hirtenbrief zur ersten Kriegsweihnacht: „Kriegszeit ist Bußzeit. [...] Kriegführenden Völker haben die Neigung, die Schuld ihrer Feinde auf einer strengeren Waage zu wiegen als die eigene [...]. Demgegenüber lehrt uns die fünfte Vaterunserbitte, [...] vor dem Vater im Himmel auch die eigene Schuld zu bekennen, statt immer nur die Geschwister beim Vater zu verklagen.“ Es ging keineswegs um Allerweltsünden dabei, deren Aufarbeitung der richtende Gott, wie er in der überkommenen Strafretheologie verkündigt wurde, einem durchschnittlichen Beichtstuhl hätte überlassen können. Der Kriegsausbruch bot vielmehr Gelegenheit, eine im Antimodernen verhaftete Kulturkritik auf den „blutigen Finger“ des Krieges zu übertragen, den Gott in „eine große schwärende Wunde am Volkskörper“ hineinlege: Verlernt sei „in weiten Kreisen die gute deutsche Art, die einfachen Sitten, die Gottestreue und Familientreue“; an deren Stelle seien „das Gift einer ausgeschämten Kunst und Literatur“, die „bösen Laster“, nicht zuletzt der „Unglauben, die gerühmte Diesseitskultur, die moderne Gefühlsreligion ohne Gott und ohne Kirche“ getreten. Der Krieg war die eigentliche Leidensschule, ein „Erzieher großen Stils“, der „mit dem Brecheisen des Schreckens und der Todesnot“ verhärtete Gewissen aufbrechen sollte. Im „Geist freudigen Entsagens, willigen Leidens und Opfern“ sollte der „kleine Alltagsmensch“ über sich selbst hinauswachsen ins „Heldenhafte“. Hier sah man den Ort der Religion: Aus ihr und nur aus ihr könne ein gesunder sittlicher und religiöser Kern herauspräpariert werden.

Der „Gemeinsame Kriegshirtenbrief der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe“ machte „eine ihrem ganzen Wesen nach unchristliche, undeutsche und ungesunde Überkultur mit ihrem äußeren Firnis und ihrer inneren Fäulnis, mit ihrer rohen Geldsucht und Genußsucht, mit ihrem ebenso anmaßenden wie lächerlichen Übermenschentum, mit ihrem ehrlosen Nachäffen einer fremdländischen, verseuchten Literatur und Kunst und auch der schändlichsten Auswüchse der Frauenmode“ für das Gericht des Krieges verantwortlich, das nun auch über die Deutschen hereinbrach. Deutschland war schuldlos am Krieg, aber keineswegs ohne Schuld. Gott selbst habe „vor sein Kriegsgericht geladen die gottfeindlichen, irreligiösen, ungläubigen und unsittlichen Weltmächte“, welche höhnten, „die Wissen-

Abbildungsnachweis:

Johann Leicht, / Paul Wilhelm von Keppler (Hrsg.), Sankt Michael. Ein Buch aus eherner Kriegszeit zur Erinnerung, Erbauung und Tröstung für die Katholiken deutscher Zunge. Mit einer Einführung von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rotenburg, Würzburg – Berlin – Wien 1918. Die Abbildungen stehen bei den Seiten 22, 137, 210 und 272.

schaft habe den Glauben abgetan, das Jenseits und die Ewigkeit ins Reich der Fabel verwiesen, Christus seiner Gotttheit entkleidet.“

Die eigentlichen Quellen katholischer Kriegserfahrung sollten daher jenseits der politischen Werturteile eines quasi-religiösen Nationalismus liegen. Der „Weltbrand“ habe seine Ursache in „letzter Linie in der Vorsehung Gottes selbst“, sei eine „Leidenskur für Nationen, ein operativer Eingriff in kranke Völkerorganismen, eine Operation auf Leben und Tod mit großem Blutverlust, mit schweren Amputationen.“ Vom Bußdiskurs her wurde der Krieg zum Missionar erklärt, aus der unverhohlenen Negativität heraus, aus der „Stunde körperlicher, seelischer und wirtschaftlicher Todesängste, Todeskämpfe und Todeswunden, der Stunde des Völkerblutens und Staatenröchelns“. Die Qual der Lazarette erschien als die Kirchen ermächtigende pastorale Metapher.

Gegen die „gottlose und gottfeindliche Kultur“ als Gegenstand des Gerichts stand eine „Epiphanie Jesu Christi“, in der das Passionsblut des Kreuzesopfers und des soldatischen Opfers ineinanderflossen. Diese Idee wurde in großen Hausbüchern propagiert, um in Massenaufgaben das Kriegerleben der Katholiken imaginativ zu beeinflussen. Als Beispiel mögen Abbildungen dienen, die sich in dem Buch „Sankt Michael. Ein Buch aus eherner Kriegszeit zur Erinnerung, Erbauung und Tröstung für die Katholiken deutscher Zunge“ finden.

Ein erstes Bild visualisiert diese Epiphanie einerseits als martialischen Aufbruch unter schwarz-weiß-roter Flagge, andererseits aber auch als Licht, das vom Kreuz auf die schwarz verschleierte Frau fällt (**Abbildung 1**). Wer wie die meisten Leser und Betrachter dieses Buches mit Passionsaltären aufgewachsen war, assoziierte Maria oder Maria Magdalena. Aber gleichzeitig weicht die Ikonographie ab; die schwarze Gewandung und der Schleier zeigen exakt jene trauernden Mütter und Witwen, die zeitgenössische Photos an den Soldatengräbern dokumentieren. Solche Überblendungen bieten Identifikationen an; gleichzeitig ist hier nicht alles glorios. Die Schwere des Abschieds wird im letzten Händedruck nicht verleugnet; die Bilddiagonalen werfen Licht auf die vordersten Krieger vom Kreuz her und durch die Trauerpersonifikation hindurch.

Auch das nächste Bild zeigt den Kriegsaufbruch. In szenischer Überlagerung von hinten nach vorn wird ein und derselbe Soldat in **Abbildung 2** mehrfach gezeigt: a) in der Bereitung des inneren Selbst für den Kriegseinsatz. Er findet unter dem Kreuz statt. In der Kriegs- und Friedenslehre des Augustinus, maßgeblich seit Jahrhunderten, spielt dieser Akt der psychischen Selbstperformance für die ethische Rechtfertigung des Kriegers die ausschlaggebende Rolle. Erst dann erfolgt, in der rechten Kreuzesgesinnung, b) der Abschied von der Familie, c) das letzte Lebewohl und dann d) das sich gegen den Feind wendende Voranstürmen. Wir haben es hier also mit einer theologisch sehr fundierten Popularisierung zu tun. Ihr Problem: Was schon für Augustinus eine heikle Transformation biblischer Befunde in politische Verantwortung war, wird nun eingebettet in geistliche Propaganda. Das Bild visualisiert also auch jene oben beschriebene Struktur, in der ein kontrafaktisches Verhältnis von Krieg und Christentum völlig undenkbar geworden war. Die Figur des Gefallenen vorn links wird in einer bezeichnenden Weise wiederbegegnet.

Das dritte Bild zeigt auf den ersten Blick das klassische Motiv einer Kreuzabnahme. Wiederum sind es die Überblendungen, die das Bild für die Kriegs-

religiosität so sprechend machen (**Abbildung 3 folgende Seite**). Die eigentliche Zentralfigur, auf die der Blick sofort fällt, ist erneut die schwarze Frau unter dem Kreuz. Im Titel als „Mater dolorosa“ gekennzeichnet, ist sie erneut die Schmerzensmutter schlechthin, die den trauernden Frauen ein Rollenbild anbietet. Besonders signifikant ist der Körper des am Boden liegenden Toten. Er ist einerseits der am Kreuz geopfert Leichnam Christi. Er ist andererseits eine präzise ikonographische Entsprechung zum gefallenen Soldaten des zweiten Bildes. Und hinter seinem Haupt liegen der Lorbeerkranz und das eiserne Kreuz, Siegeszeichen des Märtyrers und der soldatischen Tapferkeit. Der Tod des Soldaten ist der Tod der *imitatio Christi* schlechthin, das ist die Grundthese des Bildes. Das ist gefährlich. Denn selbst wenn man dem theologischen Denken seiner Urheber zu folgen bereit ist, verwischt es eine Grundunterscheidung. Das Blut Christi erlöst. Der verblutende Soldat – im besten Fall – ist erlöst. Wer das Risiko solcher Identifikationen eingeht, will noch etwas Zusätzliches insinuieren: Auch das Opferblut des Soldaten hat eine von Schuld befreiende Wirkung – und zwar im kulturtheologischen Diskurs, der den Krieg als Gottesgericht gegen den religionsverachtenden *mainstream* der Moderne interpretierte. Dafür leistet der sterbende Soldat eine millionenfache Sühne.

Weil die zentrale Kriegserfahrung der Nichtkombattanten die Todesnachricht ist, muss das Jenseitsschicksal des Soldaten in zentralen Texten und Bildern zum Thema gemacht werden. Darum zeigt **Abbildung 4 (folgende Seite)** die Grundanordnung einer klassischen Gerichtsikonographie. Aber sie kommt erneut mit symptomatischen Einströmungen daher: Der Soldat wird klar auf die – vom richtenden Gottessohn her gesehen – rechte Seite gestellt. Für den sterbenden Soldaten gibt es eine eindeutige Heilszusage. Dem Gerichtsengel



Abbildung 1: Die schwarze Gewandung und der Schleier zeigen exakt jene trauernden Mütter und Witwen, die zeitgenössische Photos an den Soldatengräbern dokumentieren (Seite 22).



Abbildung 2: In szenischer Überlagerung von hinten nach vorn wird ein und derselbe Soldat mehrfach gezeigt (Seite 137).

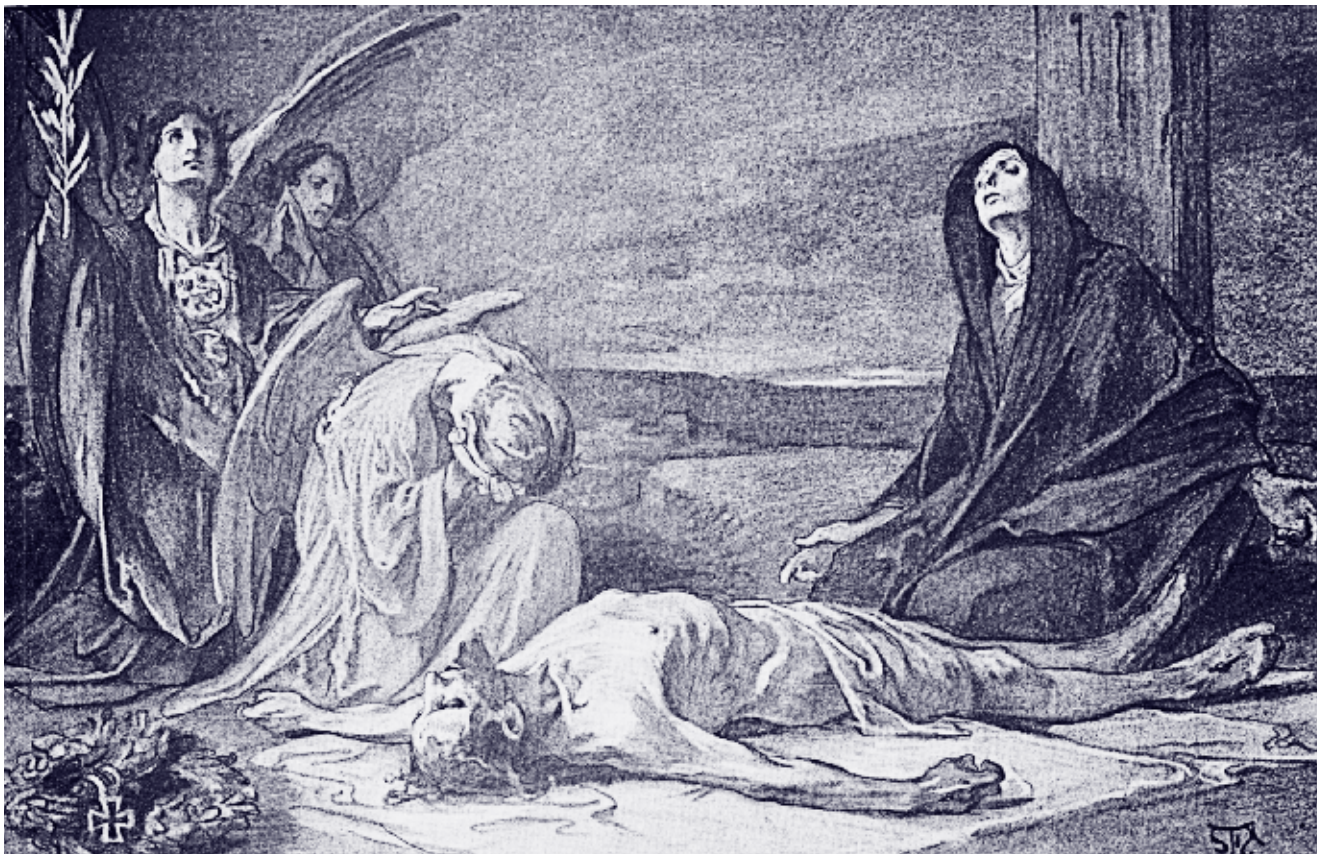


Abbildung 3: Die Zentralfigur, auf die der Blick sofort fällt, ist die schwarze Frau unter dem Kreuz (Seite 272).

Michael, rechts zu sehen, galt im Ersten Weltkrieg beidseits der deutsch-französischen Grenze ein eigener Kult als rächender Retter des Gottesvolkes, Schutzengel der Nation und Gerichtsenkel über die Feinde. Für den sterbenden Soldaten aber hat er alles Bedrohliche eingeblüht: Der mächtige Seelenwäger der Tradition erscheint als bestätigende Staffagefigur.

Dies bestätigen die beigegebenen Texte: Dass der Tod als Selbstopfer im Krieg „eine Tat der vollkommenen Liebe war, ist bei vielen gewiß, und daß er eine Tat der Geduld und der Starkmut war, bedarf keines Beweises. Alle Bedingungen des Martyriums treffen also bei unseren in diesem heiligen Kriege gefallenen Brüdern zu. [...] Starben sie aber als Blutzengen Christi, so hat dieser Blutzengentod auch die dargelegten Wirkungen ausgeübt in ihrer Seele, so daß sie frei von Schuld und Fehl eingegangen sind ins Himmelreich [...]. Denn der Martertod wirkt ‚völlige Befreiung von Schuld und Strafe‘ aller Sünden. ‚Das für Christus aufgenommene Leiden hat die Kraft der Taufe und reinigt darum von aller Schuld [...]. Geheiligte Gottes sind darum unsere toten Helden, und [...], die Krone der Märtyrer ist ihre Krone.“

Damit kein falscher Zungenschlag entsteht: Wir wissen heute, was nicht mehr gesagt und gezeigt werden kann. Aber wüssten wir, was stattdessen gesagt werden könnte?

Der Krieg der Gläubigen und der Zweifler

Die jüngeren Forschungen verändern oder erweitern das Spektrum älterer Studien, die – wegweisend, aber doch verkürzend – nur nach der Legitimationsbereitschaft der Kirchen für den Krieg fragten. Auch die Kriegsfurcht, die Suche nach Trost und Bewährung und nicht zuletzt das maßlose Leiden und die Friedenssehnsucht artikulierten sich in den Begriffen der „Hingabe“, des „Opfers“ oder des „Blutvergießens“.

Gerade im Zuge der Mobilmachung war die Kriegsbejahung von düsteren Ahnungen und berechtigten Ängsten umstellt. So füllten sich die Kirchen, und weder in den Pfarreien noch in den Kasernen wurden die Geistlichen des Ansturms derer Herr, die vor ihrer Einberufung beichten, kommunizieren und ihr bisheriges Leben ordnen wollten. In einem Bericht aus Waldkirch bei Freiburg hält der Pfarrer fest: „Am ergrei-

fendsten war der Sonntagsgottesdienst am ersten Tag der Mobilmachung, am 2. August: die Kirche war so voll wie am Karfreitag [...]; tiefer Ernst, gehaltene innere Erregung liegt auf der Versammlung, zuweilen ein Weinen, nach den Fürbitten [...] ein allgemeines Schluchzen. Ich selber war zuweilen nicht fähig zu sprechen, beim Blick auf die vielen Sorgenvollen.“

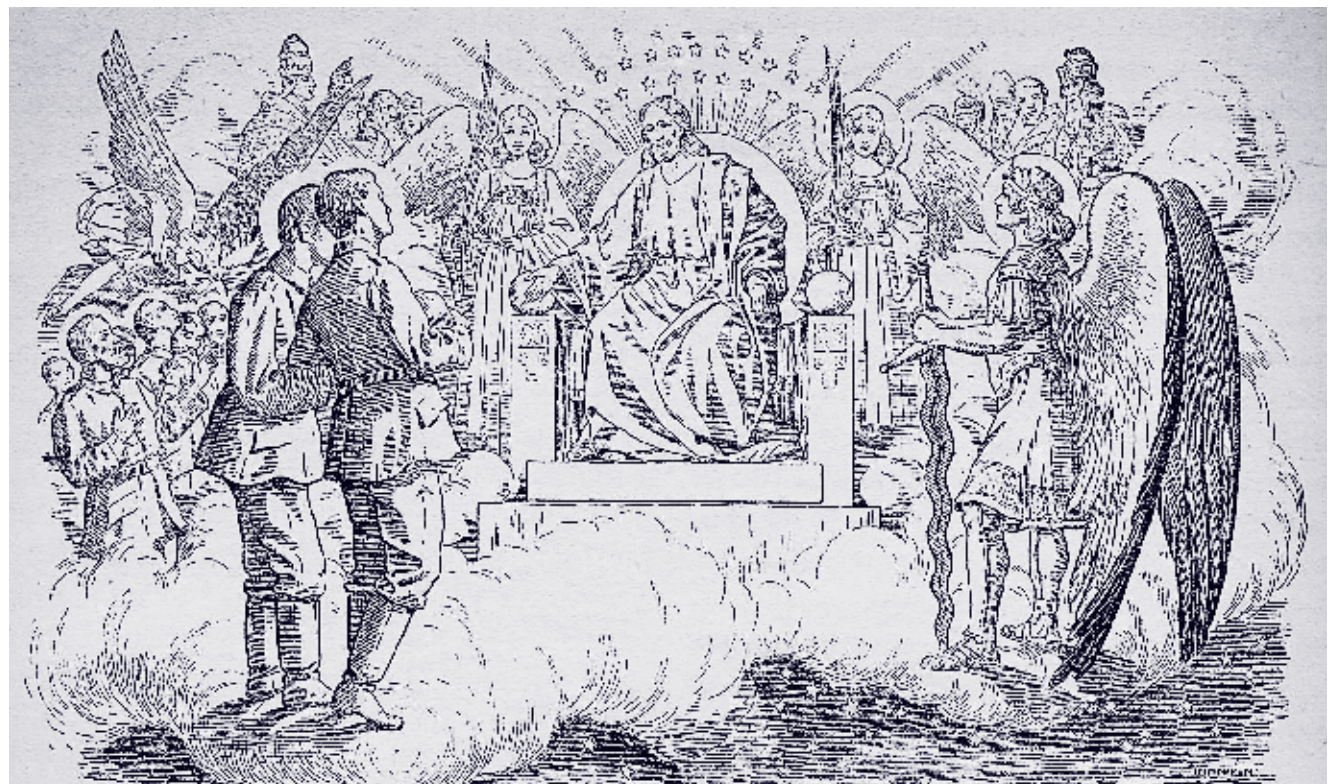


Abbildung 4: Der Soldat wird klar auf die – vom richtenden Gottessohn her gesehen – rechte Seite gestellt (Seite 210).

Die naive, gewaltblinde Schwärmerei dominierte nicht einmal zu Kriegsbeginn. Kriegsbegeisterung meinte im Herbst 1914 eine düstere Ahnung schweren Unheils (Ch. Geinitz), worin aber, so die Hoffnung, etwas Existentielles zum Durchbruch kommen könne, geradezu müsse. „Wenn dieser Krieg zum vollen Ausbruch kommt“, dessen war Bischof Keppler gewiss, „wird er über ganz Europa Ströme von Blut und Tränen bringen“ und „selbst bei gutem Endausgang [...] eine schwere Heimsuchung werden“. Auch die Pfarrer redeten offen, so etwa in einer Predigt zum Kriegsbeginn (August 1914): „Wenn man sieht, wie ein Geschloß in eine Gruppe einschlägt, wie Leute zerrissen werden, ihr Blut und Gehirn den Nachbar bespritzt [...] und dazu das Bewußtsein hat, das kann dir jeden Augenblick auch geschehen – das will über Menschenkraft gehen. Man meint, man müsse fortlaufen, hinaus aus dieser Hölle. [...] Da hilft nur eines: die Religion.“

Kriegsbegeisterung, das war unter Katholiken zunächst einmal eine Kriegsbereitschaft, in der sich ihre Religion als „Leidens- und Trostgemeinschaft“ bewähren müsse, um in tieferster Läuterung neu anfangen zu können. Patriotismus zu demonstrieren stand in der Breitenreligiosität offenbar gerade nicht im Vordergrund: „Aus einer kriegsbejahenden eine kriegsbegeisterte Grundstimmung abzuleiten hieße, den Quellen Gewalt anzutun.“ Und „nur wer die Quellen nicht gelesen hat, kann behaupten, die Geistlichen hätten zu den Gefahren und der Trübsal geschwiegen. Das Morden auf dem Schlachtfeld und die Entbehrungen zuhause wurden in ungeschöner Weise benannt und standen an erster Stelle der Auseinandersetzung mit dem Krieg.“ (Ch. Geinitz)

Als sich die Kämpfe in den Gräben festfrazen, wurde das zu einem zentralen Problem der Feldseelsorge. Militärchargen verlangten vor allem eine moralische Zurüstung der kämpfenden Truppe. Feldseelsorge hatte mit scharfen Angriffen zu rechnen, wenn sie gegen diese Durchhalteerwartungen die ganze Breite christlicher Kriegsdeutungen,

moralische Dekadenz, Leidensbewältigung und Sterbebegleitung in den Mittelpunkt stellte. Das zwang zum Kompromiss: Die Totenklage sprach laut und deutlich von untergegangenen Hoffnungen, zerrissenen Herzen, enthaupteten Familien und zerschnittener Liebe. Aber diese Klage verzichtete eben doch nicht auf den polemischen Stachel gegen moderne Wissenschaft und Kultur, die diesem Schmerz nichts entgegenzusetzen habe, und natürlich gegen die Feindnationen, deren Opfer nirgends beklagt wurden. Stattdessen wurde die christliche Auferstehungshoffnung an die „Werke“ deutscher Kriegsteilnahme gebunden. In diesen hermetischen Deutungen wurden Krieg und Tod so mit Sinn gefüllt und die Gnadenmittel der Kirche, Totenmesse und Ablass, Fürbittgebet und Aufopferung, caritative Fürsorge und Askese des Ausharrens so in Dienst genommen, dass trotz aller Friedenssehnsucht eine Theologie des Friedens als wirkliche Alternative nicht in den Horizont des Denkbaren trat. Diese Parteilichkeit prägte die Militärseelsorge, und zwar in Deutschland wie in allen anderen kriegführenden Nationen auch. Das war der Krieg der Gläubigen.

Auch die gedrückte Stimmung in der Bevölkerung, ein intuitives Bewusstsein vom tödlichen Ernst der Lage, kam weniger im Pathos als in der Kompassion zum Ausdruck.

Doch daneben fochten und litten und starben die Zweifler. Je länger der Krieg dauerte, umso weniger erfüllte er die Missionseuphorien. Kriegserfahrung förderte auch Skepsis, Zynismus und einen augenblicksbetonten Erlebnishunger, den die Kirchenleute mit zunehmender Schärfe als Glaubensverlust und Unmoral brandmarkten. Verwundete erzählten: „Vor Verdun [...] haben wir noch gebetet; aber jetzt an der Somme, da wird nicht mehr gebetet, da wird geflucht. [...] Nichts war bei meiner Division so unbeliebt [...] wie der Gottesdienst. [...] Der Sakramentsempfang hat sehr nachgelassen. Die ohne äußeren Zwang, rein aus sich ihre Pflicht tun, heißen ‚die Pastoralen‘.“ Vor einem Sturmangriff, so ein Soldat, „hilft wahrhaftig eine Zigarette mehr als die Bibel, Kant und Fichte!“ Bei nicht wenigen wurde die religiöse Sentimentalität des Kriegsbeginns überlagert von umso heftigerer Distanzierung. Auch die gedrückte Stimmung in der Bevölkerung, ein intuitives Bewusstsein vom tödlichen Ernst der Lage, kam weniger im Pathos als in der Kompassion zum Ausdruck. Daneben entwickelte sich ein populärer Soldatenaberglaube mit synkretistisch-magischen Praktiken, der sich teils mit den kirchlichen Deutungen und Kulturen mischte, teils alle Bindungen daran kappte. Als Scurrilitätenkabinett wären diese verzweifelte Versuche der Bewältigung gründlich missverstanden. Faktisch pluralisierte die Kriegskulte die Religiosität, gegen alle Absicht. Die erhoffte Rechristianisierung blieb aus; die illusionäre Erwartung, der Krieg werde einer Pflugschar gleich die Scholle des modernen Unglaubens aufbrechen und den Boden für eine christliche Saat bereiten, hatte sich genährt von abgewirtschafteten Theologoumena der Gottesstrafe und der noch im Grauen barmherzig erziehenden Hand Gottes auf dem Weg seines Volk durch die Geschichte. Die traditionale Einhausung

des Krieges in den Präentionscubacula politischer (Selbst-)Gerechtigkeit und kulturell-moralischer Überlegenheit erwies sich als Gefangensetzung, das gemachte Bett der Integration religiöser Kriegsdeutung in die nationalen Muster als harte Etagenpritsche theologisch-spirituelle Kasernierung.

IV. Das „Schwert des Geistes“? Kriegsdiskurs nach dem Krieg

Nicht nur die Politiker, sondern auch die Vertreter der Kirchen agierten schlafwandlerisch in den Jahren zwischen 1914 und 1918. Sie verließen sich auf die Funktionsfähigkeit ihrer überkommenen Arsenale religiöser Kriegsdeutung. Der Weltkrieg aber konfrontierte mit Wirklichkeiten, auf die das traditionelle theologische und rituelle Rüstzeug nur mehr sehr bedingt passen sollte, so die Ausgangsthese. Dafür lassen sich nun Argumente benennen: Zum einen erwies die Wirklichkeit die überkommenen Deutungsmuster als inadäquat. Der Krieg war angeblich gerecht, aber er war voll von Gräueln auf allen Seiten. Der Krieg erforderte angeblich den christlichen Streiter, aber er entindividualisierte die Lebenden wie die Toten. Gott war angeblich mit den deutschen Waffen und ging als Herr durch die Geschichte, aber der Krieg war verloren. Nach Kriegsende bemühten sich die deutschen Bischöfe weitgehend vergeblich, Früchte der Kriegspastoral einzuernten. Zu lange war zu kontrafaktisch geredet worden: Der Kriegsdienst als praktizierte Nächstenliebe, als Gottesdienst und Martyrium, der verdienstliche Opfertod auf dem Altar des Vaterlandes, die Selbstlegitimation der Christianisierung und Moralisierung der Welt, die Kriegsnot als Züchtigung – für alle diese Deutungsmuster standen keinerlei Alternativen theologischen Nachdenkens und pastoralen Sprechens bereit, als sich das alles spätestens 1918 als blanker Unsinn herausstellte. Die Aufzeichnung eines Soldaten 1917: „Des Mittags fand ein Feldgottesdienst statt, in welchem wohl die wenigsten Trost und Stärke gefunden hatten.“ Zum zweiten wurde den Kirchen der Pakt zum Verhängnis, den sie mit der politischen und militärischen Obrigkeit eingegangen waren. Die katholische Kirchenhierarchie veröffentlichte Belege, „daß der geistliche Stand in schicksalsschwerer Zeit [...] mitgekämpft und mitgestritten“ habe, „wenn nicht mit Gewehr, Bajonett und Handgranaten, so mit dem Schwert des Geistes“, weil das Wort Gottes auch „vom wahnsinnigen Tumult moderner Schlachten nicht übertönt werden kann“. Gleichzeitig verwahrten sie sich gegen jede Verdächtigung, dass „katholisches Christentum unsere Vaterlandstreue und Kriegstüchtigkeit schwäche und in Frage stelle. [...] Wir haben unsere Pflicht getan [...]. Wir sind nicht [...] Vaterlandsfreunde zweiter Klasse.“ Die Adressaten dieser Beteuerungen aber waren nach 1918 sang- und klanglos verschwunden. Der Krieg, der die Rolle der Kirchen im politischen System hatte befestigen sollen, hatte schlicht die Bühne zerstört, auf der das spannungsreiche Verhältnis von Thron und Altar bislang aufgeführt worden war. Die Einbindung in die politische Ordnung der Weimarer Demokratie war ganz neu zu inszenieren. Das sollte keineswegs allorten gelingen. Vielmehr wurde der kulturkritische Diskurs auf Staat und Gesellschaft von Weimar übertragen. Drittens verkehrte sich die Missionierungsstrategie der Kirchen in ihr Gegenteil, je länger der Krieg dauerte. Er förderte die Entkirchlichung, wenn nicht die Entchristlichung. Pfarrer- und Visitationsberichte sprechen eine klare Sprache bezüglich der religiösen Krise vor



Interessieren sich auch für Geschichte: die Juristen Dr. Theo Waigel, ehemaliger Bundesfinanzminister (re.), und Dr. Karl Huber, Präsident des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs.

allem der Männer. Viele Heimkehrer ließen sich kaum mehr ins Leben einbinden. Die Religion, früher „eine Art Versicherung für Leben, Gesundheit, Wohlfahrt“, sei ebenso unplausibel geworden wie die Bereitschaft, sich von den Geistlichen führen zu lassen. „Wenn die Pfarrer und Kapläne im Beichtstuhl und in den Predigten bislang stark mit dem drohenden Motiv der Schrecken der Hölle gewirkt hatten, so erklärten die zurückgekehrten Frontsoldaten jetzt, sie hätten ‚eine Hölle durchlebt‘. Diesen Männern könne man nun ‚nicht mit Drohungen und harten Schreckensworten kommen‘.“ Schließlich traten viertens neue Rituale der Trauer und des Gedenkens neben die etablierten kirchlichen Kulte. Die Kriegerdenkmäler wurden nicht nur in den Kirchen angebracht, sondern an zentralen Stellen des öffentlichen Lebens. Der „unbekannte Soldat“ wurde zum Thema der Monumente und der an ihnen gehaltenen Reden. Kriegervereine, Veteranenverbände, der „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“, der „Kyffhäuser-Verband“ und andere Vergemeinschaftungen setzten die lebhafteste Erinnerungsarbeit fort, die die Soldaten schon während des Krieges begonnen hatten, um angesichts der Vermengung namen- und gesichtsloser Leiber mit dem Schlamm des Schlachtfeldes als Individuen erkennbar zu bleiben, und sei es nur als Name auf einer Tafel. Der Volkstrauertag und andere Heldengedenktage etablierten eigene Sphären und Zeremonien, umkämpft zwischen demokratisch-republikanischem Legitimus und monarchistischem Revanchismus. Not lehrt beten? Für die religiöse Kriegserfahrung der Deutschen gilt das nur sehr bedingt. □

Literatur:

Andreas Holzem, „Kreuzes- und Leidensschule“ und der Abgesang der bürgerlichen Welt: Die Religion im Ersten Weltkrieg, in: Lucian Hölscher (Hrsg.), Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum, Bd. 6: Das 20. Jahrhundert, Paderborn – München – Wien – Zürich 2014 [im Druck].

Andreas Holzem, Krieg und Christentum. Religiöse Gewalttheorien in der Kriegserfahrung des Westens (Krieg in der Geschichte, Bd. 50), Paderborn – München – Wien – Zürich 2009.

Martin Greschat, Der Erste Weltkrieg und die Christenheit. Ein globaler Überblick, Stuttgart 2014.

BRαlpha
lógos

Ausgewählte Veranstaltungen der Katholischen Akademie sind in BR-alpha, dem Bildungskanal des Bayerischen Fernsehens, zu sehen. Die journalistisch aufbereiteten 45-minütigen Beiträge werden vierzehntägig in der Reihe „alpha-lógos“ am Sonntagabend, jeweils von **19.30 bis 20.15 Uhr**, gesendet. Sie bieten Originalauszüge aus den Vorträgen und Diskussionen, Interviews mit den Referenten sowie vertiefende Informationen.

Die Sendungen der Reihe werden vierzehntägig sonntags wiederholt. Gezeigt wird immer der Beitrag, der in der Vorwoche um 19.30 Uhr zu sehen war.

Noch ein Hinweis

Die Sendungen der alpha-lógos-Reihe sind jeweils ein Jahr lang auch auf der Homepage von BR-alpha abzurufen und können damit jederzeit auf dem heimischen Computer gesehen werden. Die Internetadresse lautet: <http://www.br.de/fernsehen/br-alpha/sendungen/logos/logos104>

Eine aktualisierte Programmvorschau finden Sie unter <http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-br-alpha>

Der Erste Weltkrieg – „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ oder „Geschichtsbruch“?

Lucian Hölscher

I. Die Kriegsschuldfrage

Der Erste Weltkrieg – 100 Jahre nach seinem Ausbruch: Was geht er uns heute noch an? Die Frage danach, wen die Hauptschuld am Ausbruch dieses Krieges trifft, steht nicht mehr im Mittelpunkt unseres Interesses. Sie beherrschte Jahrzehnte lang zwar die öffentliche Diskussion – vor allem in Deutschland, wo man sich bis weit über den Zweiten Weltkrieg hinweg vehement gegen die einseitige Schuldzuschreibung an Deutschland und seine Verbündeten im Versailler Vertrag von 1919 wehrte. Doch heute eröffnet sie keine Perspektive mehr für die Zukunft Europas.

Als der Hamburger Historiker Fritz Fischer 1959 mit der spektakulären These auftrat, Deutschland falle tatsächlich die Hauptschuld zu, war dies noch ein Dammbruch, der aber gut in den Kontext der Zeit passte. Denn die deutsche Öffentlichkeit suchte damals nach einer Wiederaufnahme in den Kreis der westlichen Nationen, nach einer Distanzierung vom Dritten Reich. Als dessen Vorgeschichte stand der Erste Weltkrieg allerdings schon damals im Schatten des Zweiten und ist es bis heute geblieben.

Seither ist manche Kritik – in gewissem Sinne auch zurecht – an Fischers These geäußert worden, auffallenderweise gerade von Historikern aus den Ländern der damaligen Kriegsgegner Deutschlands: Sie wiesen nach, dass auch ihre Regierungen jeweils erheblichen Anteil an der Katastrophe hatten, die mit der deutschen Kriegserklärung an Russland am 1. August 1914 irreversible Realität wurde. Gerade in ihrer Einseitigkeit erwies sich Fischers Kriegsschuldthese gleichwohl als politisch erfolgreich: Sie bereitete nämlich den Boden für ein gemeinsames europäisches Verständnis dieses Krieges und damit für das gemeinsame Gedenken der europäischen Völker hundert Jahre danach.

Gerade deshalb aber hat sich die Frage nach der Kriegsschuld heute weitgehend erschöpft: Denn wenn alle irgendwie beteiligt waren, gibt es eigentlich gar keinen klaren Schuldigen mehr. Darum: Nicht um den Blick von den Schuldigen abzulenken, sondern um ihn auf die eigentlich wichtigen Fragen zu lenken, müssen wir über die Frage nach der Schuld am Ausbruch des Ersten Weltkriegs hinausgehen.

II. Nachhall des großen Schreckens

Wo aber liegen diese weiterreichenden Fragen? Fritz Fischer hatte den Blick von der deutschen Außen- auf die Innenpolitik gelenkt. Ihm ging es in erster Linie darum, die wichtige Rolle industrieller und propagandistischer Interessenverbände nicht erst bei der Kriegszieldebatte, sondern schon bei den Entscheidungen aufzudecken, die zum Krieg führten. Doch die Forschung drang bald auch darüber hinaus und richtete sich in den letzten Jahrzehnten immer stärker auf die Erfahrungsgeschichte des Krieges, den „Krieg des kleinen Mannes“. Seither bilden nicht mehr die ehemaligen Kriegsgegner, sondern die gesellschaftliche Lage, in der dieser Krieg möglich wurde und so verheerende



Prof. Dr. Lucian Hölscher, Professor für Neuere Geschichte und Theorie der Geschichte, Universität Bochum

Schäden anrichtete, den Hauptgegenstand unseres Interesses am Ersten Weltkrieg.

Das Rätsel des Ersten Weltkriegs stellt sich deshalb heute auf neue Weise: Im Zentrum unsers Interesses steht nicht mehr die Frage, wer den Krieg verschuldete, sondern die Inkommensurabilität der Entscheidungen für den Krieg mit dem, was aus diesen folgte. Wie konnten, so fragen wir, die Entscheidungen zum Krieg solche enormen, völlig disproportionalen Folgen zeitigen? Handelte es sich doch angeblich um einen Krieg unter zivilisierten Völkern. Ferner: Waren diese Folgen absehbar? Wenn ja: Warum nahmen sie die Beteiligten in Kauf? „Lohnte“ sich für sie dieser Krieg – auch im Nachhinein? Und wenn nein: Was war so neu an diesem Krieg?

Was uns heute beunruhigt, ist vor allem die Art der Kriegsführung und die Wirkung, die sie auf die Menschen hatte. Dabei ist nicht die Grausamkeit des Krieges an sich das Problem. Das Problem ist vielmehr die völlige Ahnungslosigkeit, mit der die Beteiligten in diesen Krieg zogen. Denn zweifellos erlebten sie – anders als spätere Generationen – eine Kriegsführung, deren Art und vor allem deren Folgen sie sich bis dahin nicht einmal in ihren schlimmsten Träumen hatten vorstellen können – selbst wenn man die apokalyptischen Vorstellungen in Rechnung stellt, die hier und da schon vor dem Krieg kursierten: Sie waren nie so konkret formuliert, dass die Kriegsteilnehmer ihre späteren Erfahrungen in ihnen hätten wiedererkennen können. Unsere heutige Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und alles was mit ihm zusammen hängt (auch die Kriegsschulddebatte) wird daher bestimmt vom Nachhall des großen Schreckens, den er bei den Mitlebenden ausgelöst hat. Dieser Schrecken war noch größer als der des Zweiten Weltkriegs, wenn man vom Holocaust abliest. Denn in ihn gingen die Beteiligten schon mit dem Wissen vom Ersten hin-

ein, sie lieferten sich ihm nicht mehr mit gleicher Gutgläubigkeit aus. Wodurch wurde dieses große Erschrecken ausgelöst? Auf drei Faktoren will ich aufmerksam machen.

III. Differenz von Erfahrung und Erwartung

Erstens gingen die Erwartungen an den Krieg und die Erfahrungen, die die Menschen dann in ihm machten, extrem weit auseinander. Als letzter großer Krieg stand den Deutschen 1914 der deutsch-französische Krieg von 1870/71 vor Augen (dahinter dann auch der Krieg von 1813). Doch 1870 umfassten die deutschen und französischen Truppen zu Kriegsbeginn nur jeweils 300-400.000 Soldaten, auf deutscher Seite gab es 45.000 Gefallene und 90.000 Verwundete, auf französischer 140.000 Gefallene, ebenso viel Verwundete. Im Ersten Weltkrieg dagegen standen in allen beteiligten Nationen zusammen genommen 70 Mio. Soldaten im Feld, am Ende zählte man etwa 10 Mio. Gefallene, knapp 20 Mio. Verwundete, 7 Mio. kamen auf andere Weise ums Leben. Der Krieg hatte also ganz andere Dimensionen.

Zudem war der Krieg von 1870 in Deutschland verklärt durch die anschließende Gründung des Deutschen Reichs. Die Soldaten glaubten auch zu Beginn des Ersten Weltkriegs wieder, einen für Deutschland ebenso wichtigen Sieg zu erringen. Dass es ein großer Krieg, ein „Weltkrieg“ werden würde, wie man schon um 1900 sagte, war vielen bewusst. Das spiegelte sich z. B. in den utopischen Kriegsromanen, die auch schon mit Luftflotten und großen Kanonen rechneten. Der Krieg von 1914 wurde also durchaus erwartet, ja vielleicht sogar zum Teil im Zuge einer „self fulfilling prophecy“ herbei „gedacht“. Doch er fiel dann eben ganz anders aus als erwartet. So meinten die Soldaten auch noch, den Sieg unter Einsatz persönlicher Tapferkeit im Kampf Mann gegen Mann erringen zu können. Was kam, war dagegen ein bislang ganz unbekannter industrieller Krieg, bei dem man den Feind kaum jemals sah; der bestimmt wurde von Großgeschossen mit grotesker Wirkung, von einsamen Toden zwischen den Schützengräben an völlig unmenschlichen Verwundungen.

Da zählte bald nichts mehr von dem, worum man vorher geglaubt hatte, diesen Krieg führen zu sollen: weder der antrainierte Hass auf Russen und Engländer noch der missionarische und doch so kleingeistige Glaube an die Überlegenheit der deutschen Kultur über die westliche Zivilisation; weder die erhsehnte Erfahrung der existenziellen Gefahr noch die neue Volksgemeinschaft. Aber auch nicht die Hoffnung auf die sozialistische Revolution und die erhsehnte Völkerverbrüderung, mit der Sozialisten in den Krieg ziehen mochten. Schon wenige Tage nach dem Ausrücken der Truppen zerbrachen all diese Dinge. Ernst Jünger hielt in seinem Erfolgsroman „In Stahlgewittern“ den Augenblick des Erwachens mit der Schilderung einer Episode fest, die hier für viele andere stehen kann. Die Idylle der Einquartierung in einem kleinen Dorf der Champagne wurde eines Tages Ende August 1914 vom Einschlag einer Granate unterbrochen, deren Wirkung die Soldaten völlig unvorbereitet traf:

„Mit einem merkwürdig beklommenen Gefühl der Unwirklichkeit starrte ich auf eine blutüberströmte Gestalt mit lose am Körper herab hängenden und seltsam abgelenktem Bein, die unaufhörlich ein heiseres „Zu Hilfe“ vorstieß ... Was war das nur? Der Krieg hatte seine Krallen abgeworfen und seine gemüthliche Maske abgeworfen. Das war so rätsel-

haft, so unpersönlich. Kaum dass man dabei an den Feind dachte, dieses geheimnisvolle, tückische Wesen irgendwo dahinten. Das völlig außerhalb der Erfahrung liegende Ereignis machte einen so starken Eindruck, dass es Mühe kostete, die Zusammenhänge zu begreifen. Es war wie eine gespenstische Erscheinung am hellen Mittag. Im Gespräch mit meinen Kameraden merkte ich, dass dieser Zwischenfall manchem die Kriegsbegeisterung sehr gedämpft hatte.“

IV. Die Industrialisierung des Krieges

Bedeutsam ist nicht der Vorgang als solcher, sondern das, worauf er den Blick lenkte. Dies ist der zweite Faktor, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit lenken will: Im Ersten Weltkrieg waren die Erfahrungen des modernen, industriell geführten Krieges noch neu, die seelische Erschütterung der Menschen daher grundsätzlicher. In ihm zerbrachen nicht nur die Körper der Menschen, sondern auch ihre Seelen und ihr Verstand. Dies war in erster Linie Folge einer Kriegsführung, die die Soldaten nicht nur bislang unbekannten, sondern auch extremen und extrem widersprüchlichen Eindrücken aussetzte: etwa dem extremen Gegensatz von wochenlangen Aufenthalt in regenüberfluteten Schützengräben und der Idylle friedlicher Einquartierungen, wo bürgerliche Offiziere etwa am Klavier Schubert-Sonaten spielten und ihre Kameraden bei einem Glas Likör, ängstlich beäugt von den feindlichen Gastgebern, ihren romantischen Gedanken nachhingen; von Naturerlebnissen von überwältigender Schönheit einerseits, wie sie immer schon das Herz des Kriegers erfrischt hatten, und apokalyptisch zerstörten Landschaften andererseits, wie sie erst der Dauerbeschuss großer Geschosse im Ersten Weltkrieg produzierte; von brüllenden Schlachten bei Tag, die das Trommelfell zum Platzen brachten – und der Totenstille nächtlicher Wachen, von denen Ernst Jünger sagte, sie sei oft schlimmer gewesen als das Kampfgeschehen selbst.

Eine Chance zum Überleben hatte man in den Schützengräben Belgiens und Nordfrankreichs nur, wenn man die Geräusche der verschiedenartigen Geschosse genau auseinanderhalten konnte. Daraus entstand in den Schilderungen eine eigentümlich lyrische Beschreibungsemantik charakteristischer Laute, etwa in Erich Maria Remarques Roman „Im Westen nichts Neues“:

„Das Gewitter der Geschütze verstärkte sich zu einem einzigen dumpfen Dröhnen und zerfällt dann wieder in Gruppeneinschläge. Die trockenen Salven der Maschinengewehre knarren. Über uns ist die Luft gefüllt von unsichtbarem Jagen, Heulen, Pfeifen und Zischen. Es sind kleinere Geschosse; dazwischen orgeln aber auch die großen Kohlenkästen, die ganz schweren Brocken durch die Nacht und landen weit hinter uns. Sie haben einen röhrenden, heiseren, entfernten Ruf, wie Hirsche in der Brunft, und ziehen hoch über dem Geheul und Gepfeife der kleineren Geschosse ihre Bahn.“

Unter der oft extremen Anspannung der Sinne litt die seelische Gesundheit der Soldaten fast noch mehr als unter den physischen Belastungen: Anhalten der Dauermüdigkeit etwa bildete nachts bei der Wache eine oft tödliche Gefahr. Sie wechselte dann aber mit Phasen überheller Wachheit ab, wenn der Kampf begann und wenn etwa bei einem Angriff die Richtung und Art der tödlichen Geschosse nur noch über das Gehör geortet, nicht mehr gesehen werden konnte. Auch in der Heimat hatte schon in den ersten Kriegstagen, wie Stefan Zweig in seinem Tagebuch festhielt, eine ab-

grundtiefe Müdigkeit die Menschen ergriffen: Nachts konnten sie aus Sorge um das Schicksal der ins Feld gezogenen Männer nicht schlafen, tagsüber verdämmerten sie die Stunden in Erwartung großer Ereignisse.

Zur extremen Anspannung der Sinne an der Front trug auch der ohrenbetäubende Lärm der großen Geschütze bei, etwa der „Dickten Berta“, die den Stolz der deutschen Militärführung bildete. Er zerrüttete die Nerven und führte massenhaft zu bleibenden Schäden. Die Zahl der durch sie psychisch Zerrütteten, der als „Kriegsschüttler“ und „Zitterer“ mehr diffamierten als medizinisch diagnostizierten Kriegsoffer, ging bald in die Hunderttausende. Nicht erschossen, sondern nervlich zermüht zu werden galt der militärischen Führung als unehrenhafte Form der Verwundung. Die Ängste, die solche Gefährdungen bei den Betroffenen auslösten, die Unbeherrschbarkeit der Gliedmaßen, die sie hervorriefen, nährten den Verdacht unmännlicher Schwäche und verräterischer Neigung zur Drückebergerei vor dem Kriegsdienst.

Und in der Tat nahm der Kampf zwischen Täuschung und Unterdrückung in der Armee bald extreme Formen an. Unerfahren in der Diagnose und hilflos in der Therapie fingen die Militärärzte die Betroffenen meist in frontnahen Lazaretten auf. Die Behandlung mit Elektroschocks verfolgte hier in der Regel das martialische Ziel, sie müsse für die Patienten jedenfalls abschreckender sein als der Einsatz an der Front. Dorthin wurden die Nervenkranken dann auch meist wieder geschickt, um einen „ehrenhaften“ Tod zu sterben.

Kaum wiederzugeben ist schließlich der Anblick der unmenschlich gebrochenen, zerschossenen und halb verwesten Körper, mit denen die Soldaten auf dem Schlachtfeld oft tagelang in engstem Kontakt leben mussten. Kaum etwas anderes erschütterte mehr das Menschenbild der Soldaten, ihren Glauben und ihre Zuversicht. Der Sinn des menschlichen Lebens, wie viel mehr dann auch der des gegenwärtigen und jedweden Krieges überhaupt wurde davon nachhaltig in Frage gestellt. Auch dies gilt es zu bedenken, wenn wir uns heute an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs erinnern.

V. Die neue Orientierungslosigkeit

Ein dritter Faktor liegt in der eigentümlichen Orientierungslosigkeit, die der Krieg bei den Beteiligten hervorrief. Man kann das gut an den wechselnden Zeithorizonten verdeutlichen: Zu Beginn des Krieges klappte der Zeithorizont im öffentlichen Diskurs auffallend auseinander. Einerseits dachte man in Zeitdimensionen von Jahrhunderten, wenn nicht gar Jahrtausenden, sprach von einer „Menschheitsdämmerung“ und einem „Zeitenherbst“, einem Aufstieg der germanischen Rasse (vergleichbar nur mit dem des römischen Reiches); auf der Linken vom Anbruch des sozialistischen Zukunftsstaats, der großen sozialistischen Revolution usw. Andererseits sollte der Krieg, der all dies bringen würde, doch nur wenige Monate dauern. An Weihnachten sei man wieder zuhause, sagte man; oder treffe sich dann im besetzten Paris.

Im Winter 1914/15 stellte sich dies allerdings bald als Illusion heraus: An die Stelle des schnellen, glücklichen Endes trat nun zunehmend eine eigentümlich zeitlose Form des Abwartens. Viele Soldaten richteten sich in der Existenz des „Kriegers“ ein, der sein Leben am Rand des Todes und der Bürgerlichkeit von Tag zu Tag fristete. Der Krieg konnte für sie noch Jahre dauern, vielleicht sogar in eine ganze Epoche jahrzehntelanger kriegerischer Auseinandersetzungen



Foto: akg-images

Giftgas, gegen das man Soldaten und auch Tiere zu schützen versuchte, war eine der schrecklichen „neuen Dimensionen“ des Krieges.

münden – vielleicht aber auch binnen weniger Tage oder gar Stunden enden, wenn nämlich eine Seite nicht mehr würde durchhalten können. Da kam es dann unter Umständen auf die letzte Viertelstunde an, die über Sieg und Niederlage entschied.

Was Krieg war, stellte sich aus solcher Perspektive ganz neu dar. Nicht mehr ging es um die Verfolgung langfristiger Ziele unter Einsatz kalkulierter Mittel. Dagegen erlebten Kategorien wie „Wille“ und „Entscheidung“, „Zufall“ und „Schicksal“ eine ganz neue Bedeutung. Sie entschieden über Sein und Nichtsein, Zukunft und Existenz. In dem Maße, in dem Erfolg im Krieg nicht mehr als Folge richtiger Planung erschien, entschied Irrtum über alle Existenz überhaupt. Man muss diese Radikalisierung der Sinnkategorien auch heute in Rechnung stellen, wenn wir über den Ersten Weltkrieg sprechen: Den Ausbruch des Krieges als Produkt des Zufalls zu bezeichnen, wie manche dies heute noch und wieder tun, ist daher zynisch geworden, so sehr das komplexe Zusammenspiel der Entscheidungsfaktoren dazu auch einladen mag. Ebenso wenig wie wir heute mit dem atomaren Gau als minimalem Restrisiko leben können, ebenso wenig auch mit dem großen, totalen Krieg als letztem Mittel der Politik.

VI. Der Geschichtsbruch

Der Erste Weltkrieg war kein Zufall, er war eine Katastrophe – und zwar eine unbedingt zu vermeidende Katastrophe. Was ist damit gemeint? Katastrophen

scheinen über die Menschen hereinzubrechen wie Naturereignisse (Vulkanausbrüche, Tsunamis etc.). Das ist der Erste Weltkrieg nicht gewesen: Er war vermeidbar. Mit dem Begriff der „Katastrophe“ bezeichnet man vor allem in der religiösen Tradition seit alters aber auch eine Kehrtwende, eine Neuausrichtung des Denkens der Menschen. Das trifft den vorliegenden Fall schon eher: Der Erste Weltkrieg steht in keiner Tradition, er lässt sich nicht als Schwelle zu einer höheren Stufe der Entwicklung im traditionellen Sinne fortschrittsorientierter Geschichtsphilosophien deuten. Er war weit mehr als eine Epochenschwelle oder historische Zäsur, eher eine Art von „Geschichtsbruch“.

Mit der Bezeichnung als „Geschichtsbruch“ will ich nicht die Tiefe des Einschnitts, die Höhe der Verluste und Schäden, die Nachhaltigkeit des gesellschaftlichen Umbaus betonen, die vom Ersten Weltkrieg ausgingen. Vielmehr geht es um den Umbruch des Denkens und die damit verbundene Uneinholbarkeit dieses Krieges in unser heutiges Geschichtsbild. Man kann das Phänomen des Geschichtsbruchs vielleicht am besten anhand eines einzelnen Lebensschicksals deutlich machen. Rückblickend auf sein Leben schrieb Stefan Zweig 1942 im Vorwort zu seiner autobiographischen Skizze „Die Welt von gestern“: „Wir haben den Katalog aller nur denkbaren Katastrophen durchackert von einem zum andern Ende (und sind noch immer nicht beim letzten Blatt).“ Das Leben sei für ihn seit dem letzten Krieg nichts anderes mehr

als eine Aneinanderreihung von Fragmenten gewesen, so als habe er nicht bloß eine, sondern mehrere, völlig voneinander verschiedene Existenzen gelebt. Die Jungen, denen er seine Erlebnisse aus der Zeit vor 1914 erzähle, wiesen sie mittlerweile als unvorstellbar zurück, statt sie als ihre eigene Vergangenheit anzunehmen: „Und ein geheimer Instinkt in mir gibt ihnen recht: Zwischen unserem Heute, unserem Gestern und Vorgestern sind alle Brücken abgebrochen. Die Welt, in der ich aufgewachsen bin, und die von heute und die zwischen beiden sondern sich immer mehr für mein Gefühl zu völlig verschiedenen Welten.“

Den Ersten Weltkrieg erlebte Zweig tatsächlich als Geschichtsbruch, man kann dies an seinem Tagebuch nachvollziehen. Tagebuch schreiben diente Zweig den ganzen Krieg hindurch als Seismograph für die leisen, aber großen Veränderungen, die es hinter dem lauten Tagesgeschehen zu entdecken galt. Doch gerade, als der Krieg nach nicht endenden Verzögerungen doch noch endete, brach das Tagebuch am 13. November 1918 mit dem Eintrag ab: „Der Waffenstillstand abgeschlossen, Victor Adler gestorben, der Kaiser Karl demissioniert – früher wäre man Kopf gestanden. Jetzt ist man nur müde. Es war schon so viel vorher und es kommt noch so viel nach. Man kann einfach nicht mehr. Und wenigstens ich verbrauche die Hälfte meiner geistigen Kraft in den grauenhaften Visionen dieser kommenden Umstürze, wo der Hass der Klassen, der Stände, riesengroß diese Welt erfüllen wird.“

Für Zweig war die Geschichte im Winter des Kriegsendes stehen geblieben. Die Zeit verlief nicht mehr aus einer vertrauten Vergangenheit in eine absehbare Zukunft hinein. Ihre Kontinuität war aufgebrochen, von der Zukunft erwartete er nur noch unabsehbare Katastrophen. Die Welt, aus der er kam, hatte aufgehört zu existieren. Wie konnte es zu einem solchen Geschichtsbruch kommen?

VII. Geistige Umbrüche

Der Erste Weltkrieg bleibt für uns uneinholbar, weil sich die Grundlagen des Wissens völlig verschoben haben, die zu seiner Beurteilung dienen und gedient haben. Wissensbestände leben von Evidenzen, die sie für die Menschen haben. Wenn diese Evidenz verloren geht, bricht auch das Wissenssystem zusammen. Der Erste Weltkrieg zerbrach tradierte Wissenssysteme auf fast allen Feldern. Denken wir nur an den Zentralbegriff der Geschichtsphilosophie vor dem Ersten Weltkrieg: Geist. Nach dem Krieg wollten viele von ihm nichts mehr wissen. Ein unverdächtigtes Zeugnis hierfür ist Franz Rosenzweig, der bei Friedrich Meinecke 1912 seine Dissertation „Hegel und der Staat“ abschloss, sie wegen des Krieges aber erst 1919 publizieren konnte. Mittlerweile hatte die Arbeit allerdings für ihn, wie er im Vorwort festhielt, fast allen Wert verloren, weil die

für ihn wie für Hegel vor dem Krieg noch zentrale Kategorie des Geistes jetzt alle Evidenz als Analyseinstrument der Geschichte verloren hatte: „Dies Buch wäre heute nimmermehr entstanden ... Ich weiß nicht, wo man heute noch den Mut hernehmen soll, deutsche Geschichte zu schreiben. Damals, als das Buch entstand, war Hoffnung, dass die innere wie äußere atmerversetzende Engigkeit des Bismarckschen Staats sich ausweiten werde zu einem freie Weltluft atmenden Reich. Dies Buch sollte, so weit ein Buch das kann, an seinem kleinen Teil darauf vorbereiten. Der harte und beschränkte Hegelsche Staatsgedanke, der mehr und mehr zum herrschenden des verflossenen Jahrhunderts geworden war und aus dem am 18. Januar 71, wie der Blitz aus dem Gewölk' die weltgeschichtliche Tat (!) sprang – er sollte hier in seinem Werden durch das Leben seines Denkers hindurch gleichsam unter dem Auge des Lesers sich selber zersetzen, um so den Ausblick zu eröffnen auf eine nach innen wie außen geräumigere deutsche Zukunft. Es ist anders gekommen. Ein Trümmerfeld bezeichnet den Ort, wo vormals das Reich stand.“

Der Geist war im 19. Jahrhundert die zentrale Interpretationskategorie der Geschichtswissenschaft geworden. An den falschen Prognosen, zu denen sie verleitete, hatte sich jedoch gezeigt, dass sie nichts taugt. Sozialwissenschaftliche

Verfahren mit ihren neuen Kategorien „Interesse“, „Gruppe“ etc. traten an ihre Stelle. Ähnlich wie der Geschichtswissenschaft erging es der Theologie: Im 19. Jahrhundert war sie davon überzeugt, dass Gott die Welt unmittelbar nach seinen Plänen lenke. Auch die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg hätte diese Überzeugung noch nicht erschüttern müssen, da Gott ja die Deutschen auch hätte bestrafen können wollen. Doch das Ausmaß der Katastrophe stand in keinem denkbar vernünftigen Verhältnis zu diesem Gott unterstellten Willen. Sie legte vielmehr die Abwesenheit Gottes in diesem Krieg nahe. So konnte der Geschichtsverlauf nicht mehr als Demonstration göttlichen Handelns in Anspruch genommen werden: eine ganze theologische Tradition brach zusammen. An die Stelle der liberalen Theologie, die die Geschichte als Heilsgeschichte im Sinne des sukzessiven Aufbaus des Reiches Gottes verstanden hatte, traten existenzialistische Theologien, die Gottes Handeln in der Welt eher im Augenblick, gewissermaßen quer zum Verlauf der Geschichte suchten.

VIII. Ausblick auf das 20. Jahrhundert

Werfen wir abschließend noch einen Blick auf die Folgen des Ersten Weltkriegs für das 20. Jahrhundert: Unbestritten ist die Tatsache, dass der Krieg

neuen politischen Systemen, vor allem dem Kommunismus und dem Faschismus, Vorschub leistete. Viele der am Ende des Weltkriegs utopisch besetzten Sozialmodelle und Ausdrucksinventare wurden in ihnen binnen kurzer Zeit wiederum zerrieben: Die Revolutionen verbrauchten sich in immer neuen Überbietungen an Grausamkeit und Gewalt, sodass auch die ästhetischen Ausdrucksinventare, die sie aktiviert hatten, bald ihren Glanz verloren. Mindestens ebenso stark wie die Fortschritte der Technik erwiesen sich die Schattenseiten des Fortschritts: Kapitalismus, Technokratie, Totalitarismus, schließlich die Genozide des 20. Jahrhunderts. Es besteht daher kein Anlass, den Ersten Weltkrieg als Durchbruch der Moderne zu feiern. Vielmehr steht er für das Erschrecken des Menschen vor sich selbst, seinen Möglichkeiten, seinen zerstörerischen Fähigkeiten. Es gab modernere Kriege, aber keinen, der dieses Erschrecken klarer zum Ausdruck gebracht hat. Gerade seine Janusgesichtigkeit und seine noch teilweise Verwurzelung in der Kriegführung des 19. Jahrhunderts zeigen, wie groß der Umbruch war. Er zerstörte nicht nur politische Systeme und Gesellschaftsformen, sondern auch ganze Wissenssysteme, ja im Kern sogar die Einheit aller Weltentwürfe überhaupt. Hinter die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs können wir daher heute nicht mehr zurück. □

Energiewende – Vision und Realität



Prof. Dr. Wolfgang Mayer, Lehrstuhl für Rohstoff- und Energietechnologie der TU München, bei seinem kurzen Referat zu Beginn der Veranstaltung.



Diskutierten auf dem Podium unter der Leitung von Bettina Gabbe, Redakteurin der Nachrichtenagentur epd: Matthias Altmann, Aufsichtsratsvorsitzender bei „Green City Energy AG“,

Stefan Schelle, Erster Bürgermeister der Gemeinde Oberhaching, Prof. Dr. Josef Neiß, Leiter der Abteilung VI (Energie, Bergbau, Rohstoffe, Umweltfragen) im Bayerischen Staatsministerium

für Wirtschaft, Infrastruktur, Verkehr und Technologie, Professor Wolfgang Mayer und Dr. Kurt Mühlhäuser, ehem. Vorsitzender der Geschäftsführung der Stadtwerke München (v.l.n.r.).

Spätestens mit der Havarie des Atomkraftwerks in Fukushima ist die Energiewende zum politischen Top-Thema aufgestiegen. Im Jahr 2022 sollen – so der eigentlich noch gültige Beschluss – sämtliche Atomkraftwerke in Deutschland abgeschaltet und 2050 80 Prozent des Stroms aus erneuerbaren Energien gewonnen werden. Doch die zunehmend leidenschaftlichen Auseinandersetzungen über das „Wie“ machen die Schwierigkeit der Situation deutlich. Gewichtige Einwände der

EU-Kommission gegen zentrale Punkte des Konzepts, vor allem im Bereich der Förderung der Erneuerbaren Energien, drohen das Projekt zusätzlich zu behindern. Die Katholische Akademie Bayern und die Katholische Erwachsenenbildung Bayern (KEB) haben das brisante Thema „Energiewende“ bereits sehr früh aufgegriffen. Seit 2012 kooperieren die Umweltbeauftragten der bayerischen (Erz-)Diözesen und die KEB Bayern in dem vom Bayerischen Staats-

ministerium für Umwelt und Verbraucherschutz geförderten Projekt „Klimaschutz braucht Bildung“, mit dem versucht werden soll, Wissen z. B. über Fragen der Nachhaltigkeit und der Energiepolitik in der Bevölkerung zu verankern. Im Rahmen dieses Projektes warf die Veranstaltung „Energiewende – Vision und Realität“ am 6. Juli 2013 – getragen von der Akademie, der KEB und den kirchlichen Umweltbeauftragten – den Blick auf die Wirklichkeit der deutschen

Energiewende. Wolfgang Mayer, Professor an der TU München, zeigte sich in seinem Einführungsreferat skeptisch, dass der Zeitplan der Energiewende einzuhalten sei. Im Anschluss an den Vortrag diskutierten Vertreter aus Politik, Wirtschaft und Umweltverbänden Mayers Thesen und gaben eine Einschätzung, wo sie die wichtigsten Herausforderungen sehen.

NS-Raubkunst. Spätschuld, Folgen und Konsequenzen

Im zweiten und abschließenden Teil der Dokumentation unserer Tagung „NS-Raubkunst. Spätschuld, Folgen und Konsequenzen“ vom 22. Februar 2014 veröffentlichen wir im Anschluss nun die beiden Referate der Mitarbeiter des Zentralinstituts für Kunstgeschichte. Darin legen diese beiden ausgewiesenen Experten auf dem Feld

der Provenienzforschung Aufgaben, Methoden und Erfolge ihres Fachgebietes dar, formulieren aber auch klar, welche Desiderate es gibt. In Ausgabe 4/2014 unserer Zeitschrift „zur Debatte“ finden Sie die beiden ersten Beiträge, in denen rechtliche, politische und moralische Aspekte des Themas „Raubkunst“ behandelt wurden.

Aus aktuellem Anlass: Problemfelder der Provenienzforschung

Meike Hopp

Die Medienberichterstattung der letzten Monate zum „Schwabinger Kunstfund“ bzw. zum „Casus Gurlitt“ hat erstmals einer breiten Öffentlichkeit bewusst gemacht, dass es im Bereich der Forschung nach NS-Raubgut an deutschen Museen in den letzten Jahrzehnten große Versäumnisse gegeben hat. Allein die hohe Anzahl an Kunstwerken ungeklärter, teilweise verdächtiger Herkunft, die im März 2012 in der Wohnung von Cornelius Gurlitt, dem Sohn des Kunsthändlers Hildebrand Gurlitt (1895–1956), beschlagnahmt worden war, macht nicht nur Kontinuitäten des NS-Kulturgutraubes sichtbar, sondern auch inhaltliche wie strukturelle Defizite der Provenienzforschung in Deutschland greifbar. Moralisch-ethische und rechtliche Fragestellungen stehen im Widerspruch. Den komplexen Terminus des „gutgläubigen Erwerbs“ gilt es zu hinterfragen ebenso wie das Problem der „Verjährung“ von Eigentumsansprüchen und den daraus resultierenden juristischen Konsequenzen. Über allem schwebt die noch ungeklärte Frage nach der Rechtmäßigkeit einer derart umfassenden Beschlagnahme von Privatvermögen.

Es wäre wohl ein Ding der Unmöglichkeit, im Rahmen eines einzigen Vortrages auf die Gesamtheit dieser seit November letzten Jahres aufgeworfenen Fragen explizit einzugehen und so bitte ich um Verständnis, dass ich mich lediglich auf den Kernbereich, nämlich auf die Forschung an sich konzentrieren kann. Was ich im Rahmen dieses Vortrags leisten kann, ist, einen kleinen Spaziergang durch die Werkstatt der Provenienzforschung zu unternehmen und einen kurzen Einblick in die wissenschaftliche Praxis zu gewähren. Problemfelder in Form von Desideraten und Defiziten gibt es, wie auch in anderen Bereichen



Dr. Meike Hopp, Zentralinstitut für Kunstgeschichte München

der (kunst-)wissenschaftlichen Forschung naturgemäß viele und es wäre sicher ein leichtes Unterfangen von einem Podium aus über selbige zu lamentieren oder gar zu polemisieren – die Debatte, die wir seit November letzten Jahres in den Medien verfolgen, hat uns dies deutlich vor Augen geführt. Ein differenzierter Blick aber, der fällt ungleich schwerer – sei dies nun der differenzierte Einblick in das komplexe Themenfeld Provenienzforschung, mit Errungenschaften ebenso wie mit Tücken und Defiziten, oder aber der differenzierte Ausblick auf konkrete, noch zu planende Schritte und die Weichenstellung für die Zukunft. Differenzierung fällt

manchmal allein deshalb schwer, weil der Blick verstellt oder getrübt ist, insbesondere dort, wo die – meist über befristete Projektmittel finanzierten – Forscher durch unklare Langzeitperspektiven verunsichert, von der unglaublichen Masse an zu bearbeitenden Desideraten überfordert oder von den unterschiedlich motivierten – vor allem merkantilen – Interessen am Thema Provenienzforschung regelrecht erschlagen sind. Ein differenzierter Blick fällt besonders dann schwer, wenn er unsere eigene Verantwortung aufzeigt, für die Vergangenheit, mit deren Erbe wir verantwortungsvoll und sensibel umgehen müssen, für die Gegenwart, die uns unsere Versäumnisse aufzeigt, und für die Zukunft, in der wir uns diesen Versäumnissen und Missständen stellen müssen.

Doch dieser Verantwortung sind sich die in der Provenienzforschung Tätigen in der Regel durchaus bewusst und das nicht erst seit November letzten Jahres: 1998 beteiligten sich 44 Nationen an der Washingtoner Konferenz über Vermögenswerte aus der Zeit des Holocaust mit dem gemeinsamen Versprechen, künftig für „gerechte und faire Lösungen“ zu sorgen. Ein Jahr später wurde von der Bundesregierung die Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz verabschiedet.

Bitte erlauben Sie an dieser Stelle einen persönlichen Exkurs: In etwa zu diesem Zeitpunkt habe ich mich nämlich hier in München auf mein Abitur im Leistungskurs Wirtschafts- und Rechtslehre vorbereitet. Eine dieser Abituraufgaben im Leistungskursfachbereich Rechtslehre erzählte die Geschichte von Herrn Gruber (G), welcher einen Bauernhof erwarb, zu dem auch eine angrenzende Wiese gehörte. Ein Trampelpfad quer über diese Wiese wurde jedoch von den Dorfbewohnern seit jeher als Abkürzung auf ihrem Weg zur Kirche genutzt, was Gruber natürlich missfiel. Er umgab die Wiese deshalb mit Stacheldrahtzaun und brachte ein Schild mit der Aufschrift, Durchgang verboten! an, was wiederum die Dorfbewohner, die natürlich ihren gewohnten Trampelpfad nicht aufgeben wollten, erzürnte. Schließlich durchtrennte ein Jugendlichen aus dem Dorf den Stacheldraht mit einer Zange, riss die hölzernen Zaunpfähle aus der Erde und ließ sie liegen. Als ein Bauarbeiter über den Kirchweg nach Hause ging, fand er die ausgerissenen Zaunpfähle auf der Wiese vor und nahm sie kurzerhand mit. Noch am selben Abend übergab er sie seiner Mutter (M), die die Pfähle als Brennholz im Schuppen einlagerte; sie war nicht weiter argwöhnisch, denn der Bauarbeiter hatte wiederholt Abfallholz von der Arbeit mit nach Hause gebracht. Die Abituraufgabe lautete wie folgt: „Prüfen Sie, ob G gegen M Anspruch auf Herausgabe der Holzpfähle hat!“ Und: „Erläutern Sie, inwieweit die von Ihnen erarbeitete Lösung den Funktionen ‚Rechtssicherheit‘ und ‚Gerechtigkeit‘ entspricht!“

Dass derlei Fälle von „gutgläubigem“ oder „ungutgläubigem“ Erwerb, von eressenen oder verjährten Eigentumsansprüchen, von Recht und Gerechtigkeit mich noch einmal in dieser Intensität beschäftigen würden, hätte ich damals nicht gedacht, zumal ich doch einen vermeintlich ganz anderen Weg einschlagen und mich nach dem Abitur eben nicht im Fach Jura, sondern im Fach Kunstgeschichte eingeschrieben habe. Doch die Realität hat auch die Kunstgeschichte eingeholt, ja inzwischen sogar eine Debatte angefangt, ob die Provenienzforschung nicht künftig auch in der akademischen Lehre fest

verankert werden sollte.

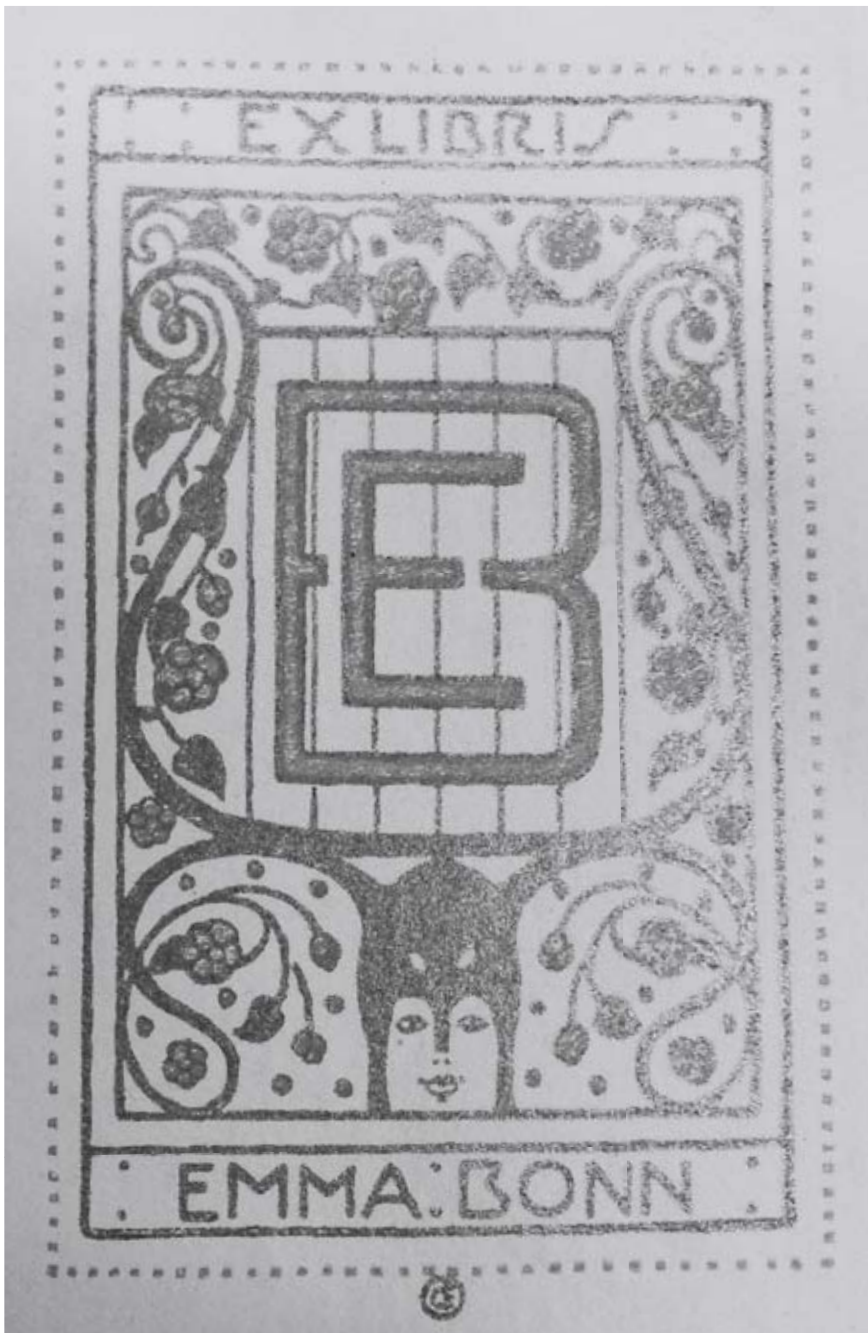
Doch während meines Studiums habe ich lediglich ganz am Rande von der 2001 gegründeten Datenbank *Lostart* der Koordinierungsstelle Magdeburg Wind bekommen und nur am Rande von der Gründung der so genannten Limbach-Kommission 2003 gehört. Auch Seminare zum Themenbereich Kunst- und Kulturgutraub gab es selbstverständlich nicht. Als ich nach dem Studium vom hiesigen Auktionshaus Neumeister beauftragt wurde, zu den Aktivitäten der Vorgängerinstitution, dem Münchener Kunstversteigerungshaus Adolf Weinmüller, während des Nationalsozialismus zu recherchieren, also als ich das erste Mal aktiv mit Provenienzforschung in Berührung kam, sah ich mich dennoch einer kaum mehr zu überblickenden Forschungslandschaft zu den Themenkomplexen Vermögensentzug, „Arisierung“, Kunst- und Kulturgutraub, Kunsthandel im Nationalsozialismus sowie zu den juristischen Implikationen von Raub, Restitution und Wiedergutmachung gegenüber. Neben Monographien, Sammelbänden und Tagungsreihen, die sich mit gattungsspezifischen Problematiken der Provenienzforschung befassen, betrifft dies vor allem Forschungsarbeiten, die sich mit regionalen, nationalen und internationalen Besonderheiten von Kunstraub, von „Verwertung“ und Restitution beschäftigen. Die Zahl der neu hinzukommenden Forschungsliteratur, -berichte oder Datenbanken wächst kontinuierlich an. Lediglich ein Bruchteil der heute verfügbaren Literatur (vgl. www.lostart.de/Webbs/DE/Infocenter/Bibliographie.html) erschien vor 1998 – also vor dem „Washingtoner Abkommen“ –, der Großteil ist indes erst ab 1999/2000, also in den letzten 15 Jahren publiziert worden. Kaum ein anderes Fachgebiet der Kunst- und Kulturwissenschaften ist so schnell und gleichsam effektiv angewachsen, kaum ein Forschungsbereich wird ähnlich flächendeckend betrieben und ist teilweise bereits von den eigenen Erkenntnissen ein-, ja sogar überholt worden.

Hinzu kommt, dass wohl in kaum einem anderen kulturhistorischen Forschungszweig bereits kleinste Details nicht nur Sichtweisen grundlegend verändern und Objekt- oder Sammlungsge-schichten umschreiben, sondern massive Auswirkungen auf Besitz- und Eigentumsverhältnisse haben können. Deshalb unterliegt die Provenienzforschung der Verantwortung, sich ausschließlich auf Fakten zu stützen. Doch je nach Aufwand der Recherche kann es manchmal dauern, bis diese Fakten vorliegen: „Provenienzforschung sei eben oft zu langwierig oder mühsam“, heißt es dann fast schon larmoyant (SZ, 13.03.2013), von Hinhaltetaktiken im Umgang mit den „letzten Kriegsgefangenen“ ist gar unter den schärfsten Kritikern die Rede (vgl. die Rede von Ronald S. Lauder zur Raubkunst, in: FAZ, 30.01.2014).

Doch ist dieser Vorwurf gerechtfertigt angesichts der enormen Entwicklung in den letzten 15 Jahren? Wird dieser Vorwurf Forschern gerecht, die in deutschen Museen, Bibliotheken und Archiven mittels akribischer, kleinteiliger Recherche Bestände überprüfen, Listen über Listen erstellen und Akten über Akten wälzen, auf der Suche nach noch so unscheinbaren Hinweisen?

I. Aller Anfang ist schwer

Provenienzforschung setzt nicht etwa ab dem Zeitpunkt ein, an dem das erste Mal eine konkrete Spur verfolgt wird. Auch nicht dann, wenn das erste Objekt in eine Liste aufgenommen oder die erste Bildrückseite untersucht wird. Provenienzforschung setzt bereits dann ein, wenn Sensibilität für diese Problematik



Aufnahme: J. Falk

Abb. 1: Emil Orlik, EXLIBRIS Emma Bonn, o. J.; Fachbibliothek Kunstwissenschaften der LMU München

geschaffen, wenn Bewusstsein geweckt und ein Umdenken forciert wird. Doch auch wenn noch immer einige öffentliche wie private Institutionen sich von der Eigenverantwortung freisprechen bzw. allenfalls defensiv auf Restitutionsansprüche reagieren, jedoch keineswegs pro-aktiv handeln, sollte man nicht übersehen, welche Vielzahl an Forschungs- oder Projektarbeiten in den letzten Jahren realisiert wurden, wie viele Initiativen, die weit über „Anfänge“ hinausgehen, durch eigenes Engagement – auch aus dem privaten Bereich – unterstützt und getragen werden. Es gibt Institutionen, die sich vehement für effektivere Infrastrukturen, für Vernetzung und Informationsaustausch einsetzen und die – so auch das Zentralinstitut für Kunstgeschichte – Grundlagen erforschen und Datenmaterial für eine effektivere Forschung aufbereiten wollen.

II. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!

Im Wintersemester 2013/14 wurde ein Seminar zur Provenienzforschung am Institut für Kunstgeschichte der Ludwig-Maximilians-Universität angeboten. Um den Studierenden die teilweise komplexen Zusammenhänge und Mechanismen von Verfolgung, Vermögensentzug, Raub und Restitution und deren

Rekonstruktion auch in der Praxis greifbar zu machen, bekam jeder eine Hausaufgabe, die darin bestand, einen Teil der vor 1945 erschienenen Bücher in der Fachbibliothek des Instituts für Kunstgeschichte der LMU auf Vorbesitzervermerke, etwa Stempel, handschriftliche Vermerke oder Exlibris hin zu untersuchen. Alle fraglichen Bücher wurden in einer gemeinsam erarbeiteten Liste erfasst und Besitzvermerke, sofern vorhanden, abfotografiert. In nur einem Semester konnten so über 1.400 Bücher der Fachbibliothek Kunstgeschichte auf so genannte „Provenienz-“ oder „Vorbesitzermerkmale“ hin überprüft werden. Die Ergebnisse werfen nicht nur die Frage auf, wie manche Bücher an das Institut für Kunstgeschichte der LMU kamen, sondern zeigen, wieviel bereits in kürzester Zeit mit wenigsten Mitteln, ausschließlich mit dem Engagement der Studierenden zu bewerkstelligen ist. Das auf diese Weise entdeckte Exlibris der jüdischen Schriftstellerin Emma Bonn (Abb. 1), war vergleichsweise einfach zu kontextualisieren (vgl. <http://www.stolpersteine-kronberg.de/>). Die Schriftstellerin Emma Bonn (1879–1942) arbeitete im Umkreis Thomas Manns und lebte in Feldafing am Starnberger See. 1941 wurde die schwer kranke Emma Bonn nach Theresien-

stadt deportiert, wo sie am 24. Juni 1942 ermordet wurde.

Das Seminar an der LMU wird im Sommersemester 2014 mit einer Übung fortgesetzt, die in eine Ausstellung der Projektergebnisse im Foyer der UB München (von Juli–Oktober 2014) münden wird.

Provenienzforschung ist also – meist – kein Hexenwerk, vielmehr lassen sich oft schon mit einfachen Mitteln Wege von Objekten nachvollziehen oder Einzelschicksale verfolgen. Die scheinbar simple Recherche, die jeder mit ein paar Klicks im Internet nachvollziehen kann – so suggeriert dies auch die Berichterstattung im Fall Gurlitt –, ist das Resultat einer Menge Arbeit, die in den letzten Jahren international auf diesem Gebiet geleistet, jedoch selten gewürdigt wurde.

III. Ein Beispiel aus der Sammlung Gurlitt

Das Anfang der 1920er Jahre entstandene Gemälde „La femme assise“ oder auch „Die sitzende Frau“ von Henri Matisse, das wahrscheinlich aus der Sammlung Paul Rosenbergs beschlagnahmt wurde, dürfte aus den Medien inzwischen hinlänglich bekannt sein (Abb. 2). Paul Rosenberg (1881–1959), Pariser Kunsthändler jüdischer Abstammung, floh nach dem Einmarsch der deutschen Truppen im Juni 1940 von Frankreich über Spanien nach New York. Seine Kunstsammlung musste er in Frankreich zurücklassen. Den größten

Teil der Sammlung hatte er in Warenlagern deponiert oder – vermeintlich sicher – in Banktresoren eingelagert. Doch nach und nach fanden und beschlagnahmten die Mitarbeiter des „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ (benannt nach Alfred Rosenberg dem Gründer des „Kampfbunds für Deutsche Kultur“; im Folgenden kurz: ERR) die Kunstwerke in ihren Verstecken. Im März 1941 spürte schließlich ein Devissenschutzkommando einen Tresor in einer Bank in Libourne bei Bordeaux auf, in dem Paul Rosenberg weitere 162 Werke hinterlegt hatte.

Die dort beschlagnahmten Objekte wurden, wie alle anderen in Frankreich durch den ERR beschlagnahmten Objekte, zunächst nach Paris gebracht und dort im Musée de Jeu de Paume inventarisiert, bevor über deren weitere „Verwertung“ entschieden wurde, z. B. die Übernahme durch das geplante „Führermuseum“ in Linz oder aber den Tausch bzw. Verkauf. Dass wir so genau über die Vorgänge im Jeu de Paume informiert sind, verdanken wir unter anderem Rose Valland (1898–1980), der „Capitaine des Beaux Arts“, die jüngst als Vorlage für die durch Cate Blanchett dargestellte Figur der „Claire Simone“ in George Clooneys Film Monuments Men diente. Ihre detaillierten Aufzeichnungen und mit persönlichen Anmerkungen versehenen Ein- und Ausgangsbücher, die sie unter der deutschen Besatzung heimlich angefertigt hatte, und die Auskunft über die Provenienzen der



Photothek des ZI München

Abb. 2: Henri Matisse, Frau mit Kopftuch in blühter Bluse, o.J.

eingelieferten, aber auch über den Bestimmungsort der abtransportierten Objekte geben, ermöglichten nach 1945 präzise Auskünfte über den Verbleib etlicher vom ERR beschlagnahmter Werke.

Die Datenbank des so genannten ERR-Project (www.errproject.org/jeudepaume/) verzeichnet auch die „Femme assise“ von Matisse, als „Frau mit Kopftuch und Fächer“ unter der Inventar-Nr. 353 mit den Maßen 56 x 46 cm und einem Tausch-Datum, dem 24. Juli 1942. Zum Verbleib wurde auf der Karteikarte nur „H.G.“ angegeben. Dahinter verbirgt sich keineswegs Hildebrand Gurlitt, sondern vielmehr Hermann Göring (1893–1946). Die berechnete Frage, warum dieser ein Interesse an einem Matisse hatte, lässt sich unter anderem anhand des Eintrags zum Gemälde in der Datenbank zur Göring-Sammlung (www.dhm.de/datenbank/goering/) des Deutschen Historischen Museums Berlin (kurz: DHM) beantworten: Tauschen! Göring hatte in Paris mehrfach Objekte, die er erwerben wollte, gegen moderne Werke aus den Beständen des Jeu de Paume eingetauscht, die dann stellvertretend verkauft wurden. Diese Form der „Tauschgeschäfte“ – genau genommen nichts anderes als weitere illegitime Bereicherungen aus den beschlagnahmten Kunstgegenständen des ERR im Jeu de Paume – wurden meist über den Schweizer Kunsthandel abgewickelt. Das Gemälde von Matisse sollte

Eine gründliche Recherche braucht Zeit – dennoch wäre es falsch, Provenienzforschung als „langwierig“ oder „mühsam“ zu verurteilen.

wohl auf diesem Weg von Göring gegen ein Werk der Schule von Fontainebleau eingetauscht werden (Nancy H. Yeide: Beyond the Dreams of Avarice. The Hermann Goering Collection, 2009, S. 461). Der Händler, der von Göring mit dem Verkauf des Matisse beauftragt wurde, war ein gewisser Gustav Rochlitz (189–1972), wie auch aus dem so genannten „Detailed Interrogation Report“ (kurz: DIR) vom 15. August 1945 hervorgeht. In seiner Befragung durch die Alliierten gab Rochlitz an, einige der Gemälde, die er vom ERR übernommen habe, seien auf einem Transport nach Baden-Baden verloren gegangen, darunter auch sieben Werke von Matisse.

Auch hierzu kann man im Internet fündig werden – die National Archives Washington (kurz: NARA) bieten die Reports der Alliierten für einen geringen Preis zum Download an oder man ruft diese über die Datenbank Fold3 – Holocaust Collection (www.fold3.com) ab, auf welche das ZI München inzwischen einen kostenfreien Zugriff anbietet. Ohne viel Zeit oder Geld investiert zu haben, ja sogar ohne ein Archiv, eine Bibliothek oder eine andere Forschungseinrichtung konsultiert zu haben, konnte also inzwischen eine Menge an Informationen zusammengetragen werden. Folgende Fakten sind demnach festzuhalten: Das Gemälde von Matisse wurde vom Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg beschlagnahmt, befand sich im Juli 1942 im Musée de Jeu de Paume in Paris und wurde von dort an Göring übergeben, der es im Rahmen eines Tauschgeschäftes veräußern ließ. Wir wissen des Weiteren, dass mit der Veräußerung wohl Gustav Rochlitz beauftragt wurde und dass dessen Verkäufe wie Verluste im „Detailed Interrogation Report“ dokumentiert sind. Und aus der Litera-

tur erhielten wir den wichtigen Hinweis auf die Provenienz des Gemäldes aus der Sammlung Paul Rosenberg. Doch auch dies wäre niemals so bequem zu recherchieren gewesen, hätten nicht engagierte Forscher, Bibliothekare, Archivare und EDV-Mitarbeiter in den letzten Jahren – als auch die Medien sich in Hinblick auf Provenienzforschung noch im Dornröschenschlaf befanden – all diese Datenbanken erstellt. Dann wäre das, was sich am Beispiel des Matisse demonstrieren ließ, in eine monatelange mühselige und kleinteile Archivrecherche ausgeartet. Wenn also kritisiert wird, dass auf dem Gebiet der Provenienzforschung viel versäumt und zu wenig getan wurde, dann wird schlichtweg negiert, was in den letzten Jahren auf dem Gebiet geleistet wurde!

Die Recherchen wären unmöglich ohne die Kollegen vom ERR-Project, die mit dem NARA in Washington und dem Bundesarchiv Koblenz kooperierten; ohne die Kollegen von den Musées Nationaux Récupération, die u.a. die „Répertoires des Biens Spoliés en France durant la guerre“ 1939-1945 (zwischen 1947 und 1949 vom französischen Bureau central des restitutions angefertigt) digitalisiert und online gestellt haben. Für die Forschung ebenso essentiell sind die transkribierten Karteikarten der sog. Central Art Collecting Points (kurz: CCPs) der Alliierten aus der Datenbank des DHM Berlin (www.dhm.de/datenbank/ccp/) oder aber die wertvollen Hinweise, die wir aus der Recherche in den Such- und Fundmeldungen der Datenbank Lostart der Koordinierungsstelle in Magdeburg (www.lostart.de) gewinnen können. Wie selbstverständlich finden sich die annähernd vollständigen Digitalisate der Kataloge aller Auktionen im deutschsprachigen Raum von 1930 bis 1945 auf den Seiten des German Sales Projekt der UB Heidelberg (<http://artsales.uni-hd.de>) und auszugsweise Objektdaten hieraus wiederum im Provenance Index des Projektpartners, dem Getty Research Center Los Angeles (www.getty.edu/research/tools/provenance/german_sales.html).

Etliche weitere, gleichsam wegweisende (Online-)Projekte könnte man an dieser Stelle aufzählen, von Kunsthandelsdatenbanken bis hin zu digitalen Verzeichnissen von Wiedergutmachungsakten, aber das würde den Rahmen sprengen und ich bitte alle, die nicht explizit genannt worden sind, dies zu entschuldigen. Keineswegs außer Acht lassen sollte man die bereits angesprochene Vielfalt an herausragenden Forschungsarbeiten, auf die wir unser Wissen stützen, etwa die Studie von Katrin Iselt zu Hitlers „Sonderbeauftragten“ für das geplante Museum in Linz, Hermann Voss (1884–1969).

Doch zurück zur „Sitzenden“ von Matisse, deren Weg vom ERR über das Tauschgeschäft Görings mit Rochlitz bis hin zu dem Verlust auf dem Transport nach Baden-Baden inzwischen nachvollziehbar ist. Aber wie kam der – zu einem unbestimmten Zeitpunkt vom Keilrahmen abgelöste – Matisse eigentlich in die Sammlung Gurlitt? Es wird schnell klar: die Ad hoc-Recherche über das Internet hilft plötzlich nicht mehr weiter. Die Online-Recherchen werfen ihrerseits Fragen auf, die sich nicht ohne weiteres beantworten lassen: die Liste der von Rochlitz als „verloren gegangen“ deklarierten Werke weist z.B. nur eine „Frau mit Turban“ aus – eine etwas unbefriedigende Beschreibung der sitzenden Dame von Matisse, die eindeutig ein Kopftuch trägt und auf einer Tauschliste des ERR ganz eindeutig als „Femme avec châle et corsage a fleurs, tenant un[e] éventail“ bezeichnet wurde. Auch finden sich keine weiteren Angaben, z. B. Maße, in Rochlitz Liste, die eine Identifikation des Werkes erleichtern



Abb. 3: Rudolf von Alt, Brunnen auf dem Residenzplatz in Salzburg, 1894, Staatliche Graphische Sammlung München, Inv. Nr. 45621 Z (Widmung:

„Herrn Reichsleiter Martin Bormann zum Julfest 1939 in Dankbarkeit Heinr. Michaelis“)

würden. Reicht die bloße Erwähnung einer „Frau mit Turban“ bereits aus, um das Gemälde gemäß Rochlitz Angaben eindeutig als „verlustrig“ zu identifizieren? Hat nicht Matisse Anfang der 1920er Jahre etliche „Femmes“ oder „Odalischen“ mit Turbanen gemalt? Und vorausgesetzt Rochlitz Angaben sind wahr und der Matisse ging tatsächlich verloren – wann und wo tauchte er dann wieder auf?

Weitere Details machen stutzig: so die Schwarz-Weiß-Aufnahme des Gemäldes in der Photothek des ZI München, die offenbar aus dem Central Collecting Point stammt. Doch weder auf der publizierten Liste der Werke, die vom CCP Wiesbaden an Gurlitt retourniert wurden, taucht der Matisse auf, noch findet sich eine so genannte Property Card zum Gemälde von Matisse in der CCP-Datenbank (www.dhm.de/datenbank/ccp/). Und warum wurde das Bild im Jeu de Paume Paris mit „unbekanntem Besitz“ inventarisiert, wenn doch von Rose Valland genau verzeichnet wurde, aus welchen Sammlungen die vom ERR beschlagnahmten Werke stammten, zumal auch in den Tauschlisten Görings auf die Provenienz „Col. [lection] Rosenberg“ verwiesen wird? Die anfängliche Euphorie über die schnell recherchierten Online-Ergebnisse, weicht dem bohrenden Gefühl, eventuell doch noch nicht alle Möglichkeiten bedacht zu haben. Kann man denn nun noch mit Sicherheit davon ausgehen, dass die oben gelisteten Fakten stimmen?

Die Aufgabe der Provenienzforschung ist, ergebnisoffen zu recherchieren und ausschließlich belastbare Fakten zusammenzutragen, um schließlich einer

juristischen Prüfung standhalten zu können. Indes setzt jede Recherche sensibles Gespür voraus. Auch im Falle des Matisse muss nun aktiv weiter recherchiert werden, in den Archiven vor Ort. Doch wo genau lassen sich Antworten auf die aufgeworfenen Fragen finden? In München? In Koblenz? In Paris? In Libourne? In Zürich? In Washington D. C.? Eine gründliche Recherche braucht Zeit – dennoch wäre es falsch, Provenienzforschung als „langwierig“ oder „mühsam“ zu verurteilen. Sie ist ebenso kleinteilig wie unbedingt notwendig und unterscheidet sich darin kaum von der Beweisführung in jedem anderen juristischen Verfahren bzw. strafrechtlichen Prozess.

Auch wenn Versäumnisse der letzten Jahrzehnte heute klar umrissen werden können und auch wenn berechnete Einwände erhoben werden können, dass die im Rahmen des Vortrags aufgezeigten Projekte, Datenbanken oder Forschungsarbeiten vielfach auf unabhängige Hochschulschriften, Initiativen von Archivaren und Bibliothekaren oder aber auf internationale Kooperationen zurückgehen, während die deutschen Museen nach außen hin nur zögerlich agieren, so sind doch die Fortschritte der Provenienzforschung der letzten Jahre erheblich. Wurden die benannten Projekte zwar nicht von Museen konzipiert, so sind sie immerhin für Museen und bieten das, was die objektbezogene Provenienzforschung an Museen naturgemäß nicht leisten kann, hauseigene Archive und Registraturen unvollständig oder kaum erschlossen sind – nämlich die Aufbereitung und Erforschung von Quellen und die sukzessive Aufklärung von Kontexten und Sachverhalten.

IV. Provenienzforschung an Museen – eine Frage der Transparenz?

Die bedeutet aber keineswegs, dass Museen nicht auch im Bereich der Provenienzforschung Grundlagen erarbeiten können: Über 600 Aquarelle und Zeichnungen des Wiener Aquarellisten Rudolf von Alt (1812–1905) befinden sich heute an der Staatlichen Graphischen Sammlung München. Sie stammen fast geschlossen aus der Sammlung des ehemaligen „Reichsleiters“ und „Stellvertreters des Führers“ Martin Bormann (1900–1945). Die Blätter waren größtenteils im Rahmen der so genannten „Alt-Aktion“ direkt nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 im Auftrag Bormanns über Mittelsmänner in Wien zusammengetragen und dabei auch aus bereits beschlagnahmten Wiener jüdischen Sammlungen herausgekauft worden. Nachdem Bormann 1945 für tot erklärt wurde, verfiel sein Vermögen an den Freistaat Bayern, darunter auch das wertvolle Konvolut an Papierarbeiten des Malers Rudolf von Alt (**Abb. 3**). 1959 wurden die Aquarelle und Zeichnungen von der Treuhandverwaltung für Kulturgut in München an die Graphische Sammlung in München überwiesen.

Die Recherchen zu den Aquarellen versprechen nicht nur neue Erkenntnisse zur „Sammlung Bormann“, die in Zukunft vermehrt in den Fokus der Forschung zum NS-Kunst- und Kulturgutraubes gestellt werden muss. Auch, oder gerade weil die Provenienzforschung es nicht immer vermag, mit einwandfreien Resultaten – gar Restitutionsen – abzuschließen, können bereits dadurch Grundlagen geschaffen werden, dass Desiderate oder „Sackgassen“ eindeutig als solche benannt sind. Aus diesem Grund wird die Graphische Sammlung München die Ergebnisse des Rudolf von Alt-Projekts online publizieren, denn „Sackgassen“ scheinen allorten auf.

Eine Rechnung der Münchner Kunsthandlung Brüschwiler über drei Aquarelle Rudolf von Alts bringt z. B. noch lange keinen Aufschluss über deren Vorbesitzer. Zu Eugen Brüschwiler, seiner Münchner Kunsthandlung und seinen Geschäftsbeziehungen ist kaum etwas bekannt, obwohl auch er Zugriff auf ein eigens eingerichtetes „Sonderkonto“ im besetzten Frankreich hatte. Wo er die Aquarelle erworben hat, bleibt also im Unklaren. Sollte es jedoch Anspruchsberechtigte geben, oder sollte es einem anderen Forscher irgendwann einmal möglich sein, die Provenienzen der drei Blätter näher zu bestimmen, so kann eine erneute Prüfung und Ergänzung des Falles nur dann sinnvoll möglich sein, wenn die Graphische Sammlung Rechercheergebnisse und Detailinformationen kommuniziert und langfristig hinterlegt. Dies erscheint deswegen auch der einzig gangbare Weg, um Mehrarbeit zu vermeiden.

Man sieht deutlich, wo in der Provenienzforschung Desiderate aufscheinen, so ist der Kunsthandel der NS-Zeit mit Ausnahme einiger weniger Akteure bisher kaum untersucht. Daran anschließend stellt sich die Frage nach der Rolle von Banken, Devisenämtern, Versicherungen oder Expeditionen, vor allem auch bei internationalen Transaktionen mit beschlagnahmtem Kunst- und Kulturgut.

Mit dem Begriff „Kontinuität“ könnte man ein weiteres Problemfeld der Provenienzforschung überschreiben, unterhielten doch Kunsthändler – wie auch Hildebrand Gurlitt – meist mehrere Warenlager und Depots, aus denen in der Nachkriegszeit sukzessive immer wieder Kunstwerke in den Handel einfließen. Kontinuitäten betrafen jedoch nicht nur den Handel, sondern auch öffentliche

Einrichtungen und Institutionen und zwar in personeller Hinsicht genauso wie auf der Objektebene.

„Diskretion ist nicht immer gleich Intransparenz“ betonte kürzlich auch Isabel Pfeiffer-Poensgen, Generalsekretärin der Kulturstiftung der Länder, da selbst von Seiten der Anspruchsteller häufig um Diskretion ersucht wird. Dem ist unbedingt zuzustimmen, zumal man sich auch im Fall Gurlitt hin und wieder rücksichtsvolle Diskretion gewünscht hätte. Diskretion muss jedoch dort aufhören, wo Intransparenz anfängt, wo insbesondere auch Staatliche Einrichtungen gefordert sind, ihre eigenen Bestände zu überprüfen. Die Übereignungen und Inventarisierungen (und schließlich sogar Verkäufe) „von ehemaligen Parteivermögen“ durch den Freistaat Bayern in den 1950er und 1960er Jahren machen sonst auch aus diesem nur einen weiteren Profiteur des NS-Kunstraubes.

V. Fazit

Eine sinnvolle Kombination von Grundlagenforschung und objektbezogener Recherche braucht allerdings Richtlinien und Kompetenzen. Deshalb möchte ich nicht allein mit der Benennung inhaltlicher Desiderate schließen, sondern noch einmal auf die in der Einleitung angesprochenen strukturellen Defizite zurückkommen. Kompetenzen brauchen Nachhaltigkeit! Möglicherweise ist diese Forderung durch das in Aussicht gestellte „Deutsche Zentrum Kulturgutverluste“ schon bald obsolet – dennoch: Nachhaltigkeit kann nur dann erreicht werden, wenn die Provenienzforschung in Deutschland nicht (nahezu) ausschließlich über befristete Projektfördermittel gewährleistet wird. Dieser Appell richtet sich keineswegs nur an den Bund, sondern auch an die Länder und an die Kommunen, die verstärkt in die Debatte um die Auffindung von NS-Raubgut in Museen und öffentlichen Einrichtungen einbezogen werden müssen. Förderprojekte brauchen lange Vorlaufzeiten in der Beantragungssowie in der Einstellungsphase, in welcher der tatsächliche Rechercheaufwand zudem noch gar nicht abzusehen ist. Hierunter leiden vor allem die meist personell unterbesetzten kleineren Einrichtungen. Neben festen Stellen benötigen wir für die Zukunft deshalb vor allem „Kompetenzzentren“, die sich unterschiedlichen Schwerpunkten widmen und diese gründlich und nachhaltig aufarbeiten, die Quellenmaterial zugänglich machen und unterstützend – und dies zunehmend auch im Bereich der privaten Sammlungen – oder koordinierend tätig sein können.

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg! Das hat nicht zuletzt der große Forschungsapparat bewiesen, der trotz der angesprochenen Problematiken im Bereich Provenienzforschung in den letzten Jahren bereits aufgebaut werden konnte. Ich bin zuversichtlich, dass mit einer neuen – mit mehr Direktiven und Befugnissen ausgestatteten – Stiftung und einer Verstärkung und Verstetigung der finanziellen Mittel künftig auch ein Vielfaches zu leisten sein wird. Sicherlich wird sich hierdurch auch der Druck auf jene Institutionen erhöhen, die der Provenienzforschung bisher eher ablehnend gegenüber stehen. Wäre ich nun, mitten in dieser hochaktuellen Debatte, erneut mit der Geschichte des Herrn Gruber, seinen Zaunpfählen und der Frage nach „Rechtssicherheit“ und „Gerechtigkeit“ konfrontiert, wüsste ich wahrscheinlich noch immer keine eindeutige Antwort – aber wir haben heute mehr denn je die Möglichkeit, sie zu finden. □

Vermögensentzug / Kunstraub / Raubkunst: Akteure, Objekte und Forschungsgeschichte

Christian Fuhrmeister

I. Wer spricht?

Die Frage ist deshalb so wichtig, weil der Standpunkt des Sprechers, also die institutionelle Zugehörigkeit oder Anbindung sowie der konkrete Arbeitsauftrag von großer, ja von elementarer Bedeutung für das sind, *was* gesagt wird – und gleichfalls dafür, *was nicht* gesagt wird. Ich wage die These, dass es im Bereich der Geisteswissenschaften wenige Bereiche gibt, in denen der konkrete Arbeitskontext so essentiell ist wie im weiten Feld der Provenienzforschung.

Ich spreche jedenfalls erstens als Kunsthistoriker, der sich seit exakt 20 Jahren mit Kunst und Architektur vor, während und nach dem Nationalsozialismus beschäftigt, d.h. seit Beginn meiner materialikonographischen Dissertation im Jahr 1994. Seitdem habe ich mich ebenso mit Fragen der Malerei und der Skulptur wie mit Ausstellungen, Denkmälern und Soldatenfriedhöfen, ebenso mit fach- und disziplingeschichtlichen wie mit medialen oder institutionen- und organisationsgeschichtlichen Aspekten beschäftigt. Zwei Dimensionen haben mich dabei vor allem interessiert: Zum einen die prinzipielle Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Politik, zum anderen die nach der Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie, zwischen Deutschland (sei es die Weimarer Republik, sei es der NS-Staat, sei es die Bundesrepublik) und Europa (seien es souveräne, verbündete oder besetzte Staaten). Ich habe mich dabei stets um ganzheitliche Perspektiven bemüht, also etwa Kunsthistoriker im „Dritten Reich“ *und* im Exil, um Seilschaften *und* Netzwerke, um Brüche *und* Kontinuitäten, um Verlust *und* Gewinn, usw., kurz: um die Bedingungen für Produktion, Distribution und Rezeption von Kunst und Kunstgeschichte im 20. Jahrhundert.

Ich spreche zweitens zu Ihnen als Mitarbeiter eines außeruniversitären Forschungsinstituts, dessen Gründung 1947 unmittelbar mit dem amerikanischen CCP (Central Collecting Point) im ehemaligen Verwaltungsbau der NSDAP zusammenhängt. Das Zentralinstitut für Kunstgeschichte gehört heute mit rund 550.000 Büchern zu den weltweit besten kunstgeschichtlichen Bibliotheken. Die knapp 1 Million Aufnahmen in der Photothek des ZI umfassen Teile des Bildarchivs des Einsatzstabes Reichsleiter Rosenberg und die privaten Fotonachlässe bedeutender Protagonisten des Faches wie Wilhelm Pinder, Ernst Buchner, Alfred Stange und Robert Oertel, Kustos der Dresdner Gemäldegalerie und engster Mitarbeiter von Hans Posse und Hermann Voss bei der Katalogisierung der Werke für den „Sonderauftrag Linz“.

Vor wenigen Wochen hat das Institut als einzige kunsthistorische Einrichtung die „Fold3 – Holocaust Collection“, eine Archivdatenbank, erworben bzw. auf Dauer lizenziert, womit jedem Nutzer im ZI derzeit zwei Millionen einschlägige Dokumente zur Verfügung stehen.

Seit seiner Gründung betreibt das Zentralinstitut Grundlagenforschung in unterschiedlichen Bereichen, darunter auch kommentierte Quelleneditionen. Seit Gründung der Arbeitsstelle für



PD Dr. Christian Fuhrmeister, Zentralinstitut für Kunstgeschichte München

Provenienzforschung in Berlin 2008 bemühen wir uns auch dort Drittmittelprojekte in den Bereichen Digitalisierung, Erschließung und Forschung zu beantragen und zu realisieren. Genannt sei exemplarisch die Datenbank zur Galerie Heinemann, die wir gemeinsam mit dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg realisieren konnten (<http://heinemann.gnm.de/>). Daneben veranstalten wir seit 2010 überregional besuchte Kolloquien, die – weil prinzipiell für jedermann zugänglich – nicht nur Gelegenheit zum Gespräch auf neutralem Boden bieten, sondern auch die Möglichkeit, den Stand oder die Ergebnisse eines auch aus Steuermitteln geförderten Projekts abzufragen (das nächste – fünfte – Kolloquium findet am 30. Juni 2014 statt).

Privileg Grundlagenforschung

Ich spreche zu Ihnen also aus der mehrfach privilegierten Perspektive der Grundlagenforschung – mehrfach privilegiert, weil wir erstens fast immer frei entscheiden können, was wir bearbeiten; weil wir zweitens *prinzipiell ergebnisoffen* recherchieren können, und weil wir drittens, um es salopp zu sagen, nichts zu verlieren haben.

Dass wir nicht *immer* frei entscheiden können, was wir bearbeiten, hat natürlich pragmatische Gründe: Wenn uns beispielsweise die Nachfahren von Maria Almas-Dietrich ihre Geschäftsunterlagen auf unsere Nachfrage *nicht* zur Verfügung stellen, haben wir schlicht Pech gehabt – und ebenso, wenn es uns einmal nicht gelingt, die erforderlichen Drittmittel für ein ambitioniertes Vorhaben einzuwerben. Umso mehr freuen wir uns auf der anderen Seite, um im Bereich der Quellen zur Kunsthandels-geschichte zu bleiben, über die Bereitschaft und das Engagement von Katrin Stoll von Neumeister, mit der wir zwei Pilotprojekte einer Public-Private-Partnership durchführen konnten – das dritte wird gerade realisiert. Warum ist es wichtig, dies so zu betonen?



Ein amerikanischer Offizier im Münchner Central Art Collecting Point vor Kunstwerken aus dem Besitz der

Foto: Zentralinstitut für Kunstgeschichte, Photothek

Familie Rotschild – in der Mitte ein Bild von van Gogh, rechts ein Werk von Velásquez.

Die Perspektive der Grundlagenforschung zu betonen ist deshalb so wichtig, weil sie mittlerweile eher die Ausnahme denn die Regel darstellt. Denn in den vergangenen 10 Jahren – und nicht erst seit Anfang November 2013 – hat sich die Situation der Provenienzforschung sukzessive gewandelt, teilweise zugespitzt. Damit meine ich weniger das stetig gewachsene Interesse der Medien, sondern eher eine gewisse Radikalisierung des Tons, in dem beispielsweise Anwaltskanzleien Auskunft zu diesen oder jenem Sachverhalt begehren.

Provenienzforschung als lukratives Geschäft

Provenienzforschung ist gerade in den letzten Jahren – auch – zu einem Geschäft geworden, eben zum „restitution business“, das sich unter ungeheurem kommerziellen bzw. merkantilen Druck vollzieht: Oftmals bestimmt nicht die moralische Verpflichtung, sondern die zu erzielende Provision Weg und Ergebnis der Einzelfallrecherche respektive der Beweisführung. Der Artikel von Peter Dittmar in der „Welt“ vom 5. Dezember 2013 gehört zu den seltenen

Fällen der Berichterstattung, die diesen Konnex thematisieren, wenn es dort heißt, dass Anwälte „[...] 25 Prozent des gegenwärtigen Verkehrswertes als Entgelt für ihre Vermittlungen erhalten. Über solche Vereinbarungen wie über Geld-Interessen wird normalerweise nicht gesprochen.“

Man muss sich klarmachen, was dies angesichts der seit Jahrzehnten fast ungebrochenen Entwicklung auf dem internationalen Kunstmarkt bedeutet. So kann das Auffinden eines Dokuments, das einen verfolgungsbedingten Vermögensentzug belegt (oder dessen Vermutung widerlegt), zur Folge haben, dass die Recherche einschließlich der auf ihr beruhenden Argumentation einen materiellen Gegenwert von einigen Zehntausend oder sogar mehreren Millionen Euro besitzt. Mit einigen Stunden klassischer Quellenarbeit im Archiv lassen sich Erträge erzielen, die man bisher, das Verhältnis von Arbeitsaufwand und Ergebnis betreffend, ausschließlich in der Welt der Investmentbanker und Fondsmanager verortete. Was dieser Prozess für die Kunstgeschichte bedeutet, ist meines Erachtens bisher nicht reflektiert worden, obwohl es viele Anlässe gibt

(denkt man etwa an die gut honorierten Gutachten von Werner Spies zu den von Wolfgang Beltracchi gefälschten Arbeiten von Max Ernst).

Anders gesagt: Die nicht unumstrittenen Forschungsaufträge der Industrie in den MINT-Fächern haben im Laufe der letzten Jahre, seit der sogenannten „Washingtoner Erklärung“ von 1998, offenbar ein Pendant in unserem Fach erhalten. Es ist dieser Hintergrund, der eine nicht an materielle Interessen geknüpfte Forschung nicht länger als Regelfall erscheinen lässt. Wirklich neu und, soweit ich sehe, tatsächlich eine unmittelbare Folge des „Schwabinger Kunstfonds“ ist der gewachsene außenpolitische Druck.

Noch einmal: Grundlagenforschung

Aus der Perspektive der Grundlagenforschung stellt sich die Problemkonstellation etwas anders dar. Welche Weiterungen, Folgerungen und Konsequenzen Forschungsergebnisse haben oder haben können, ist zunächst von nachgeordneter Bedeutung. Im Zentrum steht die Analyse von Sachverhalten, sine ira et studio und ergebnisoffen. Dies ist nach unserer Überzeugung absolut unver-

zichtbar, ebenso wie Quellenkritik oder Zweifel an den eigenen Erkenntnissen. Schon in der Denkschrift „Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis“ von 1998 empfiehlt die DFG (übrigens in der grundlegenden Empfehlung Nr. 1), „alle Ergebnisse konsequent selbst anzuzweifeln.“

Ich habe einen langen Anlauf für einen kurzen Sprung genommen. Worum es mir geht, ist, das Gefühl zu vermitteln, dass wir uns auf vermintem Gelände bewegen – in einer Konstellation, in der Motive und Intentionen der Akteure oftmals eben nicht offengelegt werden, weil es relativ klare Zielvorgaben gibt.

Demgegenüber sei nochmals die kategorische Andersartigkeit von Grundlagenforschung betont: Konsultieren wir schriftliche oder visuelle Quellen, dann werden zwar selbstverständlich auch Arbeitshypothesen entwickelt sowie Plausibilitäten geprüft und Deutungsoptionen kritisch diskutiert, doch prinzipiell ist der Weg der Forschung frei und gehorcht keinen Vorgaben. Weil diese Freiheit der Wissenschaft zu den höchsten Gütern überhaupt zählt, lohnt es sich, daran festzuhalten, ungeachtet von

Kritik, Vorwürfen und Einschüchterungsversuchen.

II. Vermögensentzug

Bei diesem Überblick zu den Strukturen von Vermögensentzug und Kunstraub sowie Raubkunst gehe ich grosso modo chronologisch vor, schildere also zunächst die Situation im Inland bis 1939, dann die Zeit des Weltkriegs im In- und Ausland, und schließlich die Nachkriegszeit bis heute.

Will man verstehen, wie perfide der nationalsozialistische Staat vorgegangen ist, was die sukzessive systematische Stigmatisierung, Entrechtung, Verfolgung und schließlich Ermordung jener deutschen Bürger betrifft, die aus NS-Sicht als „Juden“ galten, ist ein Blick auf die Verordnungen und Gesetze hilfreich. Denn sie dokumentieren nicht nur das scheinlegale administrative Vorgehen, sie sind zugleich die Schnittstelle von Ideologie und Realität. Weil sie definieren, wie im Alltag zu verfahren war, ist ihre konkrete Bedeutung kaum zu überschätzen.

Vor 1933

In unserem Zusammenhang ist vor allem die Reichsfluchtsteuer relevant, die entgegen der Annahme, es handele sich um eine genuin nationalsozialistische Steuer, von 1931 stammt. Sie wurde eingeführt, um drohende „Kapitalflucht“ ins Ausland einzudämmen; die Reichsfluchtsteuer wurde bei Aufgabe des inländischen Wohnsitzes fällig, sofern das Vermögen 200.000 Reichsmark (RM) überstieg oder das Jahreseinkommen mehr als 20.000 RM betrug. Der Steuersatz wurde auf 25 Prozent festgesetzt. Ohne hier auf Details eingehen zu können, sei festgehalten: Die ursprünglich befristete Reichsfluchtsteuer wurde mehrfach verlängert und dabei zugleich sukzessiv verschärft, etwa durch Herabsetzung der Bemessungsgrenze auf nur noch 50.000 RM. Zwangsläufig stieg so das Steueraufkommen von 1 Million 1932 auf 17 Millionen 1933 bis auf 342 Millionen 1938, wurde also zu einem wichtigen Posten im Staatshaushalt.

1933 bis 1935

Die erste markante Phase in den Jahren 1933 bis 1935 kulminiert in den Nürnberger Gesetzen. Das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ und das „Reichsbürgergesetz“ gaben antisemitischen Exzessen, Boykott- und Erpressungsmaßnahmen rückwirkend eine scheinbar legale Grundlage und bereiteten die weitere schrittweise Drangsalierung und Entrechtung vor. Mit der Unterscheidung von „Ariern“, „Volljuden“ und „Misch-

lingen“ gingen Berufsverbote und erzwungene Geschäftsaufgaben einher. Für den uns hier auch interessierenden Bereich des Kunsthandels bedeuten diese Maßnahmen, „Gesetze“ und Verordnungen zugleich, dass in einer Rundbrief-Aktion im August 1935 jüdische Kunsthändler aufgefordert wurden, ihr Geschäft – inklusive der Lager – innerhalb von vier Wochen aufzulösen, was zwangsläufig einer Verschleuderung des Vermögens gleichkam.

1935 bis 1938

Von besonderer Bedeutung ist das Jahr 1938. In diesem Jahr, so ließe sich sagen, gelingt dem NS-Staat die Realisierung seiner Vorstellungen, d.h. die weitestgehende Ausschaltung und Eliminierung aller bis dato noch verbliebenen „jüdischen Elemente“ im Wirtschafts- und Kulturleben wie im Wissenschaftsbetrieb.

Die „Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden vom 26.4.1938“, verbunden mit einer „Anordnung“ und einer weiteren „Verordnung zur Durchführung der Verordnung“ sind de facto ein Maßnahmenpaket mit durchschlagender Wirkung (vgl. Hans Günther Hockerts und Christiane Kuller, Von der wirtschaftlichen Verdrängung bis zur Existenzvernichtung, in: Verluste. Kulturgutverluste, Provenienzforschung, Restitution. [...], München 2007, S. 21-37). Neben der älteren Literatur sei in diesem Zusammenhang auf die von Julia Voss ko-kuratierte Ausstellung „1938. Kunst. Künstler. Politik“ im Jüdischen Museum Frankfurt/Main (28. November 2013 – 23. Februar 2014; Katalog im Wallstein Verlag, Göttingen) hingewiesen, die die Schlüsselrolle dieses Jahres für den gesamten Kunstbetrieb – für das „Betriebssystem Kunst“ – eindringlich und anschaulich vor Augen führt. Allein die Klassifizierung eines Aufsatzes von 2007 als „alt“ ist im Übrigen ein Indikator für die ungeheure dynamische, besonders seit 2002 intensiv, ja exponentiell gewachsene Forschungssituation, die sich beispielsweise auch in den mittlerweile vier Bänden der Kolloquien der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover abbildet.

1938 ist zudem das Jahr der erfolgreichen Erprobung des „Modell Wien“, d.h. der systematischen Beschlagnahme jüdischen Vermögens in einer generalstabsmäßig geplanten und konzertiert durchgeführten Aktion. Das Vorgehen in Wien – Liquidierung, Arisierung oder Überführung in letztlich staatlichen Besitz – wird in der Folge als Vorbild erachtet, das sowohl im „Altreich“ als auch in weiteren annektierten oder besetzten Ländern Anwendung finden wird (mehr dazu unter anderem bei

Hans Witek und Sophie Lillie oder bei Götz Aly / Susanne Heim: Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, 1991 und weitere Auflagen).

Zugleich gelangt 1938 der Prozess der „Arisierung“ zu einem (vorläufigen) Abschluss, d.h. die Überführung von gewerblichem Vermögen aus „nichtarischer“ in „arische“ Hand, also die gezielte wirtschaftliche Existenzvernichtung der Juden. 1938 deklariert der NS-Staat die *vollständige* Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben als verbindliches Ziel und ersetzt die bisher praktizierte „freiwillige Arisierung“ durch eine Zwangsarisierung unter staatlicher Kontrolle, die bis 1939 zur vollkommenen Enteignung aller deutschen Juden führt. Eine zentrale Rolle in diesem Prozess nimmt in der „Ostmark“ die „Vermögensverkehrsstelle“ ein, die im Mai 1938 im Ministerium für Wirtschaft und Arbeit in Wien angesiedelt wird. Was bedeutet dies konkret?

Es bedeutet Auslieferung, Entehrung und Entwürdigung in jeder Hinsicht, wie das Beispiel des Wiener Kunst- und Antiquitätenhändlers Ignatz Pick zeigt (Wien, Österreichisches Staatsarchiv, AdR 06, VVSt, VA 36839, Ignatz Pick). Die gnadenlose Offenlegung, einschließlich der Schätzung seiner privaten und seiner geschäftlichen Objekte durch amtliche bestellte Sachverständige und Verwalter, geht wegen der Zahlung allfälliger Gebühren und Steuern einher mit einer Verringerung seines Vermögens von geschätzten rund 60.000 auf 18.000 RM. Das überlieferte Verwaltungsschrifttum dokumentiert diese finanzadministrativen Vorgänge – nicht aber die menschlichen Schicksale.

1938 bis 1941

Können Gewalt und Niedertracht dieses Antisemitismus, können Missachtung, Entehrung und Strangulierung, können diese Verbrechen eine Steigerung erfahren?

Ja, beispielsweise in Form der VUGESTA, der Verwertungsstelle für jüdisches Umzugsgut der Gestapo. Es handelt sich um die zentrale Drehscheibe bei der Umverteilung geraubten Privateigentums jüdischer Österreicher während der NS-Herrschaft. Die Vugesta „verwertete“ vom Zeitpunkt ihrer Errichtung im Frühjahr 1940 bis zum Kriegsende das Umzugsgut von 5.000 bis 6.000 und die Wohnungseinrichtungen von mindestens 10.000 geflüchteten oder deportierten jüdischen Familien.

Rekapitulieren wir die Schritte zwischen 1933 und 1941, dann sehen wir im Vermögensbereich eine Entwicklung, die von Meldung und Erfassung konsequent über Kontrolle und Beschlagnahme bis zu Entzug und vollständigem Verlust führt. Doch dieses Bild ist noch nicht vollständig, denn mit der „11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25.11.1941“ wird ein weiterer, an Perfidie nicht zu überbietender Mechanismus in Gang gesetzt. Er sieht vor, dass der Übertritt der Reichsgrenze im Rahmen einer Deportation – als Teil der kurz darauf, im Januar 1942 endgültig beschlossenen „Endlösung der Judenfrage“ – automatisch zum Verlust der Staatsbürgerschaft führt, und dieser Verlust wiederum automatisch zum Verfall des privaten Vermögens an den Staat. An dieser Stelle kann man meines Erachtens nicht umhin, der Kritik von Götz Aly zuzustimmen, dass der Begriff „Massenmord“ unzureichend sei, weil er die auch vorhandene ungeheure ökonomische Dimension vernachlässige, weswegen Aly die Bezeichnung „Massenraubmord“ für passender erachtet.

III. Kunstraub: Raubkunst und Beutekunst

Ging es bisher vor allem um NS-verfolungsbedingt entzogenes Kulturgut (also „NS-Raubkunst“), so kommen wir nun, im zweiten Teil dieses kursorischen Überblicks, zu den kriegsbedingt verbrachten und verlagerten Kulturgütern, der sogenannten „Beutekunst“. Ich weise indes darauf hin, dass diese Klassifikationen keine präzisen Definitionen sind, auch nicht sein können, weil es sich um nachträgliche Versuche handelt, ein Kontinuum, ein breites Spektrum von Fällen zu ordnen. Denn die Überlappungen und Überschneidungen der Kategorien sind offenkundig, denken wir an die ideologisch motivierten Raubzüge des ERR, des Einsatzstabes Reichsleiter Rosenberg, etwa in Frankreich oder in der Sowjetunion (mehr dazu bei Anja Heuß, Der Kunstraub der Nationalsozialisten. Eine Typologie, in: kritische berichte, Heft 2/1995, S. 32-43; dies., Kunst- und Kulturgutraub. Eine vergleichende Studie zur Besatzungspolitik der Nationalsozialisten in Frankreich und der Sowjetunion. Heidelberg 2000).

Was bedeutet der expansionistische Eroberungskrieg des nationalsozialistischen deutschen Reichs für unser Thema? Er bedeutet nicht nur, dass sich die bis September 1939 entwickelten Prämissen, Maßnahmen und Strategien innerhalb von drei Jahren, bis Spätsommer 1942, auf ein Vielfaches des Reiches, ja fast über ganz Europa erstreckten. Es bedeutet auch eine nochmalige

Das SS-Sonderkommando raubte im Osten, aber auch in Frankreich, Jugoslawien und Griechenland.

Radikalisierung, denn im Rahmen und unter den Bedingungen eines weltanschaulich aufgeladenen Vernichtungskrieges spielte in den besetzten Ländern auch die Unterscheidung von privatem und staatlichem oder nationalem Besitz eine zunehmend geringere Rolle. Zusätzlich verkompliziert wird die Situation durch den Umstand, dass wir es mit verschiedenen Akteuren, Instanzen und Organisationen zu tun haben, die zudem miteinander konkurrierten. Spätestens angesichts dieser Vielfalt unterschiedlicher Interessen können wir das Bild eines monolithischen NS-Staates mit klarer top-down-Befehlsstruktur schlicht vergessen. Ich kann hier freilich erneut nur wenige Schlaglichter setzen.

Sonderkommando Künsberg

Das Sonderkommando von SS-Obersturmbannführer Eberhard von Künsberg unterstand formell dem Auswärtigen Amt (vgl. Ulrike Hartung: Raubzüge in der Sowjetunion. Das Sonderkommando Künsberg 1941-1943, Bremen 1997). Ursprünglich bestand der Auftrag in der „Sicherstellung“ von Material in den diplomatischen Vertretungen feindlicher und neutraler Staaten, doch wurde dies bald auf Gegenstände jeder Art, darunter auch Kunst, ausgeweitet. Das SS-Sonderkommando raubte im Osten, aber auch in Frankreich, Jugoslawien und Griechenland.

ERR

Der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg gehört zu den am stärksten genuin weltanschaulich motivierten Rauborganisationen, zugleich zu den am besten organisierten und strukturierten (eine instruktive Schautafel zur geographischen



Neues aus der Akademie

Seit diesem Frühjahr verstärkt Dr. Bernhard Forster (43) das Team der wissenschaftlichen Mitarbeiter der Katholischen Akademie. Nach dem altersbedingten Ausscheiden von Dr. Pierre Scherer, der seit 1975 Mitarbeiter unserer Institution war und unzählige – auch in der „debatte“ dokumentierte – Veranstaltungen organisierte, konnte die Katholische Akademie mit Bernhard Forster einen erfahrenen Mann aus der katholischen Erwachsenenbildung gewinnen. Der in Passau geborene promovierte Diplom-Kulturwirt war vorher Geschäftsführer der KEB Rottal-Inn-Salzach (Altötting) in der Diözese Passau. Er ist seiner Heimatdiözese u.a. auch dadurch weiter verbunden, dass er Gesangssolist der Passauer Dommusik bleibt.

Ausdehnung der Aktivitäten des ERR befindet sich im Katalog der Ausstellung „Raub und Restitution“ des Jüdischen Museums Berlin und des Jüdischen Museums Frankfurt). Berücksichtigt man auch die zahlreichen Detail-Informationen in den Studien von Patricia Grimsted oder auf der Website „Cultural Plunder“ (www.errproject.org) von Marc Masurovsky, so ergibt sich das düstere Bild einer wirklich skrupellosen verbrecherischen Organisation. Ihr gehörten, was bisher wenig bearbeitet wurde, verschiedene deutsche Kunsthistoriker an, die ungeachtet dieses Engagements nach 1945 weiterarbeiteten, als Kuratoren und Direktoren deutscher Museen. Vor 1945 hatten die Fachleute des ERR keinerlei Bedenken, emigrierte jüdische Kunsthistoriker auszurauben, wie im Fall des ehemaligen Münchner Hauptkustos August Liebmann Mayer (siehe Bundesarchiv Koblenz, B 323 / 278, Aktennotiz des ERR vom 14. September 1942).

Ahnenerbe

Das „Ahnenerbe“ ist der Wissenschaftszweig der SS. Als „Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe e. V.“ 1935 gegründet, unterstand sie Reichsführer-SS Heinrich Himmler und

Hermann Göring nimmt eine Zwischenposition ein, weil er beides praktizierte, Raub und Kunst.

Reichsbauernführer Darré. Im Rahmen von archäologischen, historischen und kulturgeschichtlichen Ausgrabungs- und Dokumentationskampagnen kam es vielfach auch zum Raub von Kulturgut.

Dienststelle Mühlmann

Die Dienststelle Mühlmann ist engstens verknüpft mit der Arbeit des österreichischen Kunsthistorikers Kajetan Mühlmann. Von Göring zum „Sonderbeauftragten für den Schutz und die Sicherung von Kunstwerken in den besetzten Ostgebieten“ ernannt, inventarisierte er ab dem 6. Oktober 1939 die im Depot des Nationalmuseums in Warschau und im Schloss Wawel in Krakau gesammelten Kunstwerke und beschlagnahmte zahllose weitere polnische Sammlungen wie die des Grafen Czartoryski. Nach dem Einmarsch in die Niederlande im Mai 1940 etablierte er seine eigene Dienststelle in Den Haag, die insbesondere jüdische Kunstsammlungen beschlagnahmte.

Zentrum und Peripherie von Raubkunst und Beutekunst

Trotz unterschiedlicher Aufträge, Einsatzgebiete, Arbeitsschwerpunkte, Personal- und Infrastruktur bilden diese vier Organisationen – das Sonderkommando Künsberg, der ERR, das Ahnenerbe und die Dienststelle Mühlmann – das Zentrum des nationalsozialistischen Kulturgutraubes. Hier wurde beschlagnahmt und „sichergestellt“. Häufig (aber nicht immer) gekauft – also bezahlt – wurde hingegen vom „Sonderauftrag Linz“, der millionenschweren Kunstbeschaffungsmaschine für das geplante Museum an der Donau. Dies schließt selbstverständlich das Ausnutzen der schlechten Verhandlungsposition von jüdischen Privatsammlern oder der Zwangslage von jüdischen Kunsthändlern in den besetzten Ländern ein, also Lösegelderpressungen oder den Tausch von Kunst gegen Leben, wie die Erlaubnis der Ausreise in die

Schweiz gegen die Überlassung von Werken alter Meister. Hermann Göring nimmt eine Zwischenposition ein, weil er beides praktizierte, Raub und Kauf. Selbstverständlich kann aus dem Umstand, das Geld geflossen ist, nicht auf einen legalen Erwerb geschlossen werden, schon gar nicht im Ausland, aus zwei Gründen: Wegen der Devisenbestimmungen und wegen des Besatzungsstatus selbst, da diese Ausdehnung der deutschen Machtausübung und des deutschen Hoheitsgebietes zwangsläufig mit Maßnahmen der Schikane, Unterwerfung, Erpressung und Ausnutzung einherging (mehr dazu bei Hanns Christian Löhr, Birgit Schwarz, Nancy Yeide, Ilse von zur Mühlen; wichtig auch Kathrin Iselt zu Hermann Voss). Bleibt der Kunstschutz, wobei man natürlich auch diskutieren muss, ob die Wehrmacht selbst nicht ebenfalls als Akteur des Kulturgutraubs berücksichtigt werden müsste – genauso wie, selbstverständlich, der Kunsthandel selbst. Wer die aberwitzigen Gewinnspannen etwa von Almas-Dietrich in den Untertagen von B 323, dem Aktenbestand der Treuhandverwaltung für Kulturgut in Koblenz, gesehen hat – 50 % in wenigen Wochen oder Monaten –, weiß, was ich meine. Der Kunstschutz wurde in allen eroberten und besetzten Gebieten etabliert, in denen eine Militärverwaltung eingerichtet wurde, also in Belgien, Frankreich, Serbien, Griechenland und Italien (ab 1943), nicht aber in den Protektoraten (wie Böhmen und Mähren), nicht in den Reichskommissariaten (wie Niederlande, Ostland, Ukraine, Norwegen), nicht im Reichsgau Wartheland, nicht im Generalgouvernement für die besetzten polnischen Gebiete, nicht in den annektierten Gebieten (wie Sudetenland, Luxemburg oder Lothringen und Elsass). Von besonderer Bedeutung ist der Kunstschutz in Frankreich, den Christina Kott erforscht hat. Aus einem Rechenschaftsbericht des Leiters des Kunstschutz von Sommer 1943 geht hervor, weshalb der Kunstschutz zutiefst ambivalent ist und, gerade auch im Zusammenhang mit den Fragestellungen der Provenienzforschung, weiterer Untersuchung bedarf. Bernhard von Tieschowitz listet in seinem Bericht diese Aufgabenbereiche auf: „I. Aufgaben: [...] Ueberwachung der Bergungsdepots der franz. Museen. Sicherstellung und Ueberwachung des auslaendischen Kunstbesitzes. Vorbereitung der Rueckfuehrung des Deutschland geraubten Kunstgutes. Kontrolle und Steuerung des deutschen Kunsthandels in Frankreich. Propagandistische Auswertung der Kunstschutzarbeit. II. Bisherige Taetigkeit und Ergebnisse: [...] Beratung bei der Metallablieferung (Denkmalentfernungen, Geraetsammlungen, Glockenabgabe etc.) Entfernung der Hassdenkmaeler. Listenmassige Erfassung des Deutschland geraubten Kunstgutes. Vermittlung der Erwerbung von Kunstwerken im Werte von rund 100 Millionen RM fuer deutsche Museen, Staats- und Parteistellen. Passierscheinbearbeitungen. III. Arbeitszuwachs, Ausweitung, neue Aufgaben: Ausuebung des Kunstschutzes in Suedfrankreich seit Januar 1943 (besonders wichtig, weil dadurch die grossen Louvredepots mit Milliardenwerten unter deutsche Kontrolle gekommen sind). [...] Vermehrung der Arbeit zum Schutz der histor. Schloesser und Wohnbauten infolge zunehmender Besatzungsdichte. Desgl. bei der Steuerung des in starkem Aufschwung begriffenen Kunsthandels und bei der Ausfuhr von angekauften Kunstwerken nach Deutschland.“ (Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, R 61087a, Bern-

hard von Tieschowitz, 15. Juni 1943). Tieschowitz’ Vorgänger, Franz Graf Wolff von Metternich, hatte sich Rosenbergs ERR bei dessen Beschlagnahme vermeintlich „herrenloser“ jüdischer Sammlungen entgegengestellt und war deshalb abgesetzt worden. Tieschowitz agierte, wie man sieht, etwas geschmeidiger, was ihm nach 1945 – wie auch Graf Wolff von Metternich – eine Karriere im Diplomatischen Dienst der jungen Bundesrepublik ermöglichte. Zum Kunstschutz in Italien hat das Zentralinstitut für Kunstgeschichte 2010 eine internationale Fachtagung veranstaltet, deren Ergebnisse 2012 unter dem Titel „Kunsthistoriker im Krieg“ vorgelegt wurden. Angesichts dieser institutionen- und organisationsgeschichtlichen Forschungen sei die Notwendigkeit hervorgehoben, neben den übergeordneten Strukturen und Dynamiken stets auch die Spezifika des Einzelfalles zu berücksichtigen, die konkrete Situation an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit mit bestimmten Akteuren, die Handlungs- und Gestaltungsspielräume nutzen, oder auch nicht nutzen. Genau dies, die historische Tiefenanalyse von Entscheidungsverläufen, ist im Übrigen elementarer Bestandteil der eingangs erwähnten Grundlagenforschung. IV. Nach 1945 Die Geschichte endete nicht 1945, und sie wird auch 2014 nicht enden. Im Rahmen dieses kursorischen Überblicks können freilich nur einige Aspekte der Nachkriegszeit Erwähnung finden. Im Kern standen die Siegerstaaten vor der Herausforderung, den unglaublichen Vermögenstransfer und die zahllosen Translozierungen von Kulturgut, von denen sie vor Kriegsende nur eine vage Vorstellung besessen hatten, rückgängig zu machen, d.h. die Kulturgüter an die Vorbesitzer zu restituieren. Für das Verständnis dieses Prozesses grundlegend sind zunächst die vier Besatzungszonen – Britische, Französische, Amerikanische und Russische Zone – und ihre jeweilige Handhabung der Restitutionspolitik. Genauer kann ich hier auf diese Phase der Auffindung der deutschen Depots im Frühjahr und Sommer

Junge Akademie
Mittwoch, 11. Juni 2014
Film im Gespräch/Dreiteiliges Filmseminar (II)
So hab ich das noch nie gesehen: „Gattaca“

Junge Akademie
Dienstag, 24. Juni 2014
Reihe WortReich. Das monatliche interaktive Gespräch in Schloss Suresnes
Jürgen Jung, Chefscout Juniorteam des FC Bayern München

Forum in Zusammenarbeit mit dem Institut für Zeitgeschichte
Mittwoch, 25. Juni 2014
Hitlers Weltanschauung. „Mein Kampf als politische Programmatik“

Abendveranstaltung
Dienstag, 1. Juli 2014
Buddhismus und Christentum – Grundpositionen im Diskurs Karma oder Sünde

1945 und der folgenden Einrichtung der Central Collecting Points in München und Wiesbaden, der Depots in Marburg und Offenbach und des Kulturgutlagers Schloß Celle nicht eingehen. Doch festgehalten sei, ungeachtet meiner Kritik an George Clooneys Film „Monuments Men“ – der Film basiert bekanntlich auf dem Sachbuch von Robert Edsel von 2009, Monuments Men. Allied Heroes, Nazi Thieves and the Greatest Treasure Hunt in History –, ungeachtet der Kritik an dieser Hollywood-Produktion ist rückblickend die historische Leistung der Monuments, Fine Arts & Archives Section (MFAA) der alliierten Truppen unbedingt zu würdigen. Sie haben eine gigantische Aufgabe, nämlich Hunderttausende, ja vermutlich Millionen aus unterschiedlichsten Gründen translozierter Kulturgegenstände, 1. zu finden 2. in Sammelstellen (CCPs) zusammenzuführen 3. wenn möglich kunsthistorisch zu bestimmen 4. wenn möglich die früheren Besitzer zu identifizieren 5. die Objekte an die Herkunftsländer zu überstellen nach menschlichem Ermessen gut, d.h. mit Sachverstand, Engagement und Akribie, gelöst. Angesichts ihrer Verantwortung als Treuhänder, angesichts der quantitativen und qualitativen Dimensionen, kann diese bis 1949 in den CCP München und Wiesbaden durchgeführte Arbeit trotz einiger Fehler und Probleme nicht anders als ein Erfolg bezeichnet werden. Zugleich müssen Widersprüche, Reibungen, Ambivalenzen besser als bisher erforscht werden. Die amerikanische „white list of German art personnel“, d.h. der vorgeblich unbelasteten und daher zuverlässigen deutschen Kunsthistoriker, birgt wesentlich mehr Probleme als bisher bekannt. Es gibt Verwerfungen und Misserfolge, wie der Fall der MFAA-Frau in Österreich, Evelyn Tucker, zeigt, die nach drei Jahren des konsequenten Ausgebremst-Werdens durch bornierte amerikanische Generäle entnervt und frustriert das Handtuch geworfen hat. Fünftes Karl Graf Spreti-Symposium 4. und 5. Juli 2014 **Mythen der Bayerischen Geschichte** Vortrag und Gespräch Montag, 7. Juli 2014 **Peter Kardinal Turkson, Präsident des Päpstlichen Rates für Gerechtigkeit und Frieden** Musiker im Gespräch mit Professor Siegfried Mauser Dienstag, 8. Juli 2014 **Wolfgang Rihm** Junge Akademie Mittwoch, 9. Juli 2014 **Film im Gespräch/Dreiteiliges Filmseminar (III)** **So hab ich das noch nie gesehen: „Am Ende kommen Touristen“**



Foto: Zentralinstitut für Kunstgeschichte, Photothek

Der ehemalige Verwaltungsbau der NSDAP in seiner Funktion als „Central Art Collecting Point Munich“ im Sommer 1945

Die alliierte Restitution von Kunst- und Kulturgut, das von den Nationalsozialisten geraubt, gestohlen, abgepresst und beschlagnahmt worden war, ist selber eindeutig *keine* glatte Erfolgsgeschichte, sondern enthält Fehler und Versäumnisse. So kann etwa die historische Entscheidung, nicht an Privatpersonen zu restituieren, sondern an Staaten, aus der Zeit heraus funktional und pragmatisch begründet werden. Tatsächlich sind aber die Staaten – wie Frankreich und die Niederlande – der Verpflichtung, die Vorbesitzer ausfindig zu machen und die Objekte an ihre Nachkommen zu überstellen, später in ganz unterschiedlichem Maße nachgekommen, was zu Streitfällen führte, die teilweise keiner Lösung zugeführt werden konnten. Doch auch diese bis heute virulenten Probleme ändern nichts am insgesamt positiven Gesamturteil, das der Arbeit der Alliierten attestiert werden muss.

Deutsche Perspektiven auf Kunstraub und Beutekunst

Wie sieht es nach 1945 auf deutscher Seite aus, wer kümmert sich um vergangenes Unrecht, wer sieht Handlungsbedarf?

Charakteristisch für den Umgang der deutschen Kunsthistoriker in Museen, Universitäten und in der Denkmalpflege ist das kollektive Beschweigen der Vergangenheit, der Unrechtshandlungen – und zwar gerade weil es zum Teil eigene Handlungen waren, die tunlichst *nicht* thematisiert werden sollten. Was wir beobachten können, sind Verharmlosung,

Relativierung, Distanzierung, Abgrenzung, Verdrängung und Tabuisierung, sind Selbstviktimisierungsstrategien, auch der Institutionen, sprich der Museen, die sich als Opfer der Aktion „Entartete Kunst“ und als Opfer von Kriegsverlusten sahen, ohne etwa die Gewinne, also die Zuwächse der Sammlungen im Nationalsozialismus, in Rechnung zu stellen. Ein Tagungsband des Museum Ludwig in Köln, herausgegeben von Julia Friedrich und Andreas Prinzipp, hat sich kürzlich Ausstellungswesen und Sammlungspolitik in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg gewidmet und versammelt ein breites Spektrum von Reaktionen und Verhaltensweisen.

Festgehalten sei, dass ein Unrechtsbewusstsein zunächst *nicht* existierte, sondern sich erst langsam und ganz punktuell ausbildete, und zwar durchaus auch aufgrund von Vorwürfen oder Vorhaltungen aus dem Ausland, was freilich in der traditionellen linearen Aufstiegsgeschichtsschreibung der späteren Nachkriegszeit kaum einen Nachhall gefunden hat. Zu berücksichtigen ist, was die 1950er Jahre betrifft, dass individuelle Rückerstattungs- und Wiedergutmachungsverfahren einerseits gesetzliche Regelungen erfuhren, dass aber andererseits vielfach nach einem „Schlussstrich“ gerufen wurde. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung, historisches Unrecht könne in einem bürokratischen, finanziellen oder juristischen Akt bewältigt und sozusagen abgearbeitet bzw. erledigt werden. Diese Annahme steht freilich im Gegensatz zu der Erfahrung, nach der jede Generation geschichtliche Vorgänge und ihre

Deutungen auf den Prüfstand stellt, ja stellen muss. Es wäre vor diesem Hintergrund eine interessante Frage, Parallelen und Unterschiede der 1950er und der 2000er Jahre herauszuarbeiten.

Wo also stehen wir heute? Warten wir ab, sitzen wir aus?

V. 2014 und in Zukunft

„Wo kein Wille ist, ist auch kein Weg.“

„Die Wahrheit kennt keine Konkurrenz.“

„Ich spreche von den letzten Kriegsgefangenen.“

Diese drei Äußerungen aus den letzten Wochen illustrieren mustergültig die Problemkonstellation, in der wir uns befinden. Die Grundfrage lautet: Betrachten wir sowohl die Vergangenheit als auch die Gegenwart eher moralisch, juristisch, wissenschaftlich oder unter kommerziellen Gesichtspunkten?

Die gegenwärtige Lage ist jedenfalls gekennzeichnet durch *Aktionen und Reaktionen*, durch Forderungen nach *Transparenz* und nach mehr *Diskretion*, durch Forderungen nach *Beschleunigung* und Plädoyers für *Ruhe*, weil sonst eine solide Recherche, die drei Jahre dauere, nicht durchgeführt werden könne. Die Situation ist, mit einem Wort, unübersichtlich, in mehrfacher Hinsicht, und zugleich ausgesprochen dynamisch, denkt man an die Pläne zur Gründung eines „Deutschen Zentrums Kulturgutverluste“.

Für die Grundlagenforschung sehe ich aktuell mehr Chancen als Gefahren.

Denn was wir brauchen, sind Daten und Fakten, sind detaillierte Kenntnisse von Strukturen, Netzwerken und Prozessen des Kulturguttransfers. Alles spricht dafür, dass die Bedeutung solcher Informationen weiter steigen wird. Die Quellen, die hierfür erschlossen, ausgewertet und zur Verfügung gestellt werden müssen, dürfen freilich nicht nur für den vergleichsweise engen Fragehorizont der Provenienzforschung aufbereitet werden, sondern sollten auch allen anderen Fragen der gegenwärtigen und der zukünftigen Kunstgeschichte Material bieten können. □

Anmerkung der Redaktion:

Jetzt, nach dem Tod von Cornelius Gurlitt, muss sicher neu darüber diskutiert werden, wie es mit seiner Privatsammlung weitergeht. Doch bleiben die generellen Fragen zum Umgang mit Raubkunst, die die Katholische Akademie Bayern in ihrer Tagung im Februar dieses Jahres aufgriff, weiterhin sehr aktuell. Das trifft im besonderen Maße auf das Thema Provenienzforschung zu, mit dem sich die beiden hier abgedruckten Texte befassen.

Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“

Rainer Maria Rilkes „Duineser Elegien“ waren das Thema der Vorlesung des evangelischen Religionswissenschaftlers Prof. Dr. Michael von Brück am 10. April 2014 in der Katholischen Akademie Bayern. Der Wissenschaftler, der im laufenden Sommersemester als Professor an der Universität München in Ruhestand geht, hielt in der Akademie vor mehr als 450 Zuhörern die erste seiner Abschiedsvorlesungen. Professor von Brück griff mit seinem Referat, in dem er religionswissenschaftliche Zugänge zu Rilkes „Duineser Elegien“ suchte,

ein Thema auf, das auch der Religionsphilosoph und Theologe Romano Guardini schon intensiv untersucht hatte. Michael von Brück ordnete Rilkes Gedichte in den Epochenbruch rund um den Ersten Weltkrieg ein und zog Parallelen zur Bildenden Kunst, etwa der Malerei Kandinskys oder der Bildhauerei Rodins, sowie zur Musik, etwa der Symphonik Mahlers oder der Moderne Strawinskis. Zudem hob Brück die Rolle Rilkes als Mystiker hervor und wies auf die Verwandtschaft zum Buddhismus hin.

Religionswissenschaftliche Zugänge

Michael von Brück

Warum die „Duineser Elegien“ als Abschiedsvorlesung? Ich möchte einen Bogen schlagen. Der Beginn meines Theologiestudiums in Rostock 1968 verzögerte sich durch einen Unfall, der mich für einige Monate ans Bett fesselte. Mein zukünftiger Lehrer, Dr. Peter Heidrich, sandte mir einen Brief ins Krankenhaus mit der 10. Duineser Elegie von Rilke („Wir, Vergeuder der Schmerzen“) und der Interpretation von Romano Guardini. Rilke hatte ich gelesen, Guardini noch nicht. Die Elegien faszinierten und erschreckten mich wegen ihrer existenziellen Radikalität. Die Nähe zum Buddhismus erkannte ich erst viel später. So waren für mich beide, Rilke und Guardini, das intellektuelle Tor zum Eintritt in die akademische Welt. Im Respekt vor dem Lehrer, dem ich so vieles verdanke, und dem großen katholischen Religionsphilosophen, dessen Denken mich nicht unerheblich geprägt hat, möchte ich diese Vorlesung präsentieren.

I. Rilke – „Wie ist er?“

„Hast Du in München wirklich den Dichter Rilke kennengelernt? Wieso? Und wie ist er?“ Das fragt Anna Freud ihren Vater in einem Brief vom 14. September 1913, der sechs Tage zuvor erstmals mit Rilke im Bayerischen Hof in München zusammen getroffen war. Liest man Zeugnisse über ihn neben seinen Briefen, dann seine Gedichte und eben auch die Duineser Elegien – es ergibt ein enigmatisches Bild. Ein Rätsel. Rilke im Spiegel der jeweils anderen. Rilke und Rodin. Rilke und sein Verleger Anton Kippenberg, vor allem aber dessen Frau Katharina. Rilke und Clara Westhoff, seine Ehefrau, von der er die meiste Zeit getrennt lebt, weil er zu viel Nähe im Alltäglichen nicht ertrug. Rilke und die Fürstin Marie von Thurn und Taxis, dann auch Sidonie Nádherný, bis hin zu Baladine Klos-



Prof. Dr. Michael von Brück, Lehrstuhl für Religionswissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München

sowska. Rilke und die Frauen überhaupt, die ihm ja nicht zu nahe treten durften, damit „das Werk“ nicht behindert würde. Rilke, der scheue Einzelgänger, der doch die Gesellschaft aufsuchte und so sein vagabundierendes Dasein führen konnte. Der Unbehauste, dauernd auf der Flucht, auch vor sich selbst? Flucht auch vor dem Zusammenbruch der Kultur, dem Krieg. Flucht vor der Politik, die nichts aus der Katastrophe lernt – er geht bewusst ins Schweizer Wallis, weit weg. Flucht vor allem vor der Mutter bzw. dem Mutterbild, das in seine Seele tiefe Wunden gebrannt hatte („Meine Mutter reißt mich ein“, wird er später dichten). Rilke und Nietzsche. Rilke und der Buddha, ja, auch er. Vor allem aber: Rilke und Lou

Andreas-Salomé. Seine Geliebte. Seine Muse. Seine Seelen-Mutter auch. Eine Epoche ging zu Ende. Die Biografien taumelten. „Die Welt von gestern“, wie sie Stefan Zweig noch einmal beschrieben hatte, war zusammengebrochen. Vor dem Ersten Weltkrieg im Tumult der Skandale, die eine künstlerische Avantgarde vom Zaune brach, um eine ganz neue Epoche des europäischen Geistes einzuläuten, von Picasso und Malewitsch bis zu Schönberg und Strawinsky. Im Weltkrieg durch Flammen verbrannt. Nach 1918 in neuen Hoffnungen (Russland) erstehend, die bald wieder zunichte wurden. Da suchen die Menschen Halt. Sie finden ihn – gerade auch bei Rilke. Er findet eine Sprache jenseits von Metaphysik. Die war zusammengebrochen wie die Welt von gestern. Gott war hinausgebrüllt worden, oder er war auf leisen Sohlen verschwunden. Nichts bot mehr Halt. Rilkes Dichtungen schon. Eine säkularisierte Religion – aber was ist das?

II. Eine Dichtung des Möglichen

Rilkes Sprache geht aus vom Boden des Erlebbaren und schwingt sich auf zu Höhenflügen – und stürzt gelegentlich im Tiefflug ab. Sie zaubert Sinnenwelten, die ästhetisch nacherlebbar sind. Jenseits der verlassenen Religion. In Rilke findet sich Kierkegaard wieder. Aber er will mehr. Schon im Stundenbuch, dann aber in den Elegien und den Sonetten an Orpheus findet Rilke zu einer dichterischen Verdichtung des Undichten. Er komprimiert die Sehnsüchte und Ängste einer Epoche im Angesicht des Lichtstrahls, der ihn immer wieder aufrichtet. Dieser Lichtstrahl ist die in kleinen Details der sinnlichen Erfahrung sich zeigende Vollkommenheit. Nicht in der Welt, auch nicht hinter der Welt. Eher eine Vollkommenheit als Möglichkeit einer neuen Bewusstseinsform. Zum Beispiel eine flüchtige Wahrnehmung, da „die Geige sich an einem geöffneten Fenster hingibt“. Nicht, dass der Geiger einen vollkommenen Ton erzeugen könnte – dies wäre die ästhetische Ausflucht. Sie ist seit dem Ende der Romantik, seit Gustav Mahler, Wedekind, Schnitzler nicht mehr glaubwürdig.

Nein, es ist die Geige, die sich hingibt an etwas, das auch Rilke beschweigt. Namenlos. Das fasziniert ihn auch am Buddha, dieses schweigende Lächeln oder lächelnde Schweigen. Rilke, der selbst kaum lächelt, findet hier die Inspiration. Das macht ihn, wie Romano Guardini schreibt, zum „vielleicht differenziertesten deutschen Dichter der endenden Neuzeit“ (Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins. Eine Interpretation der Duineser Elegien, Kösel 1953, 13). Ein Leben der Abbrüche und Aufbrüche. Wir finden das wieder in den Fetzen der Emotionen, die in den Elegien einander abwechseln. Bald hastig, bald gemächlich ausformuliert. Rhythmus? Immer wieder gebrochen. Wie bei Gustav Mahler.

Rilkes Werk entsteht unter größten Spannungen, innerem Schmerz und Verzicht auf Leben. Es ist nicht nur die Spannung des Künstlers zwischen Leben und Werk, sondern der Zwiespalt zwischen Hingabe an die Geliebte und Hingabe an die Liebeskraft im Dichterwort, der mitten in seiner Liebe selbst klappte, wie er schreibt, denn seine Arbeit ist Liebe. Immer also auch Biographie, vor allem aber Verbindung des individuellen und des kollektiven Gedächtnisses. Hier werden die Möglichkeiten des Menschen zu Sprache. Bilder des alten Ägypten, der christlichen Tradition und der Moderne. Wenn ich Rilkes Dichtung charakterisieren soll in einem Wort, dann ist es dies: Es ist eine Dichtung des Möglichen.

Nicht als Aufruf. Rilke ist nicht Brecht. Nicht als Abgesang. Rilke ist nicht Hölderlin. Als Einladung vielleicht? Nein, nicht einmal das. Rilke will nicht einladen, das ist ihm zu viel. Er will wahrgenommen werden, das ja. Aber man solle ihm ja nicht zu nah kommen. Er entzieht sich. So müssen auch die Deutungen Möglichkeit bleiben. Auch sie entziehen sich. Der Abstand, den die Sterne lehren, das ist eine Metapher, die gerade auch die „Duineser Elegien“ durchzieht wie ein roter Faden.

III. Ein Epochenbruch in Kunst und Religion

Für Rilke ist der Erste Weltkrieg ein Zivilisationsbruch. Dieser zeichnet sich in der Philosophie schon bei Nietzsche ab, in der Kunst bei Mahler und Kandinsky. Schönberg verabschiedet sich von der Tonalität. Die alten Wertesysteme, die Ordnungen und Hierarchien des Schönen galten nicht mehr. Schönes als Ganzheit, als heile Welt oder heilende Hoffnung war nicht mehr darstellbar. Zum Beispiel Mahler: Kaum setzt er an zu einem melodischen Bogen oder einem Klang, der Dissonanzen auflösen will, wird der Fluss unterbrochen und der Schrecken, das Dunkle, die Fratze grätscht hinein. Ich vermute, dass Rilkes Werk eine neue Sehnsucht anspricht nach authentischen Lösungen für das Untergegangene, das Unerfüllte.

Warum vermag die Kunst das Schöne, das Gute, das Ganze nicht mehr darzustellen? Könnte das mit der Krise der Religion zusammenhängen? Das Christentum hatte das Böse integriert und – zumindest im Symbol – auf Hoffnung hin überwunden. Das Kreuz Christi war der Brennpunkt, in dem sich das Leid der Menschheit, die Unerfülltheit und das Schreckliche bündelten. Gott selbst hatte das Böse auf sich genommen, um es aus der Welt zu tragen. Das jedenfalls ist das Ganze, das nicht zur Fادheit herabgesunken ist, wie Hegel in der Vorrede zur Phänomenologie bereits 1806 geschrieben hatte. So konnte im Durchgang durch das Leid die Gloriele erstrahlen, jenseits von Gut und Böse. Die mittelalterliche Kathedrale (von ihr wird in den Elegien mehrfach die Rede sein), der in Stein manifeste Bau des Himmlischen Jerusalem, die Apotheose des Harmonikalen und der Proportion, die Schönheit als Ausgleich aller Widersprüche, sie war in Kreuzform gebaut. In ihr war das Böse gebannt. So auch in der Musik Bachs oder Mozarts, in der Malerei Giotto oder Raffaels, in der Kuppel Michelangelos und in seinem David. Der in menschlicher Gestalt erschienene Gott hatte die Menschheit geadelt und zur Schönheit befreit. Und so weiter. Aber eben: Diese Religion war schal geworden, brüchig, vielen nicht mehr glaubhaft. Die Gebildeten unter ihren Verächtern hatte schon Schleiermacher 1799 zu erreichen versucht. Einhundert Jahre später waren es nicht nur die Gebildeten, die im Zweifel ertranken und nach einem Ufer ruderten, sondern auch die unteren Schichten, vor allem

Die Vorlesungsreihe

Die weiteren Abschiedsvorlesungen finden in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Stadtakademie München bis zum 10. Juli 2014 in der Großen Aula der Universität München, Geschwister-Scholl-Platz 1, statt. Die Vorträge beginnen jeweils donnerstags – die Feiertage ausgenommen – um 18.15 Uhr.



Foto: akg-images

Diese Aufnahme zeigt Rainer Maria Rilke im Jahr 1913, nur ein Jahr, nachdem er seine erste Elegie auf dem Schloss Duino geschrieben hatte.

die Arbeiter. Die wandten sich ab. Das Kreuz wirkte nicht mehr integrierend, sondern abstoßend, ausgrenzend. Der Mythos war gestorben. So hatte das Böse keinen eingetragenen Ort mehr. Es war entfesselt. Das harmonische Ganze konnte nicht mehr sein. Die Kathedralen waren bald durch Kriegsgewalt zerstört. Die Orgeln und Glocken schmolzen dahin im Kriegsfeuer, und der Weihrauch verduftete unter Giftgas. Die Ordnung der Welt löste sich auf, und es war kein Heiland, der sie hätte glaubhaft wieder herstellen können. Der Fortschritt zur Zivilisation, den der Kulturprotestantismus theologisch aufgeladen hatte, konnte nur noch wie Hohn klingen. Karl Barths so genannte Dialektische Theologie gab diesem Bruch wortgewaltigen Ausdruck: Christliche Botschaft und Ansprüche der Kultur, einschließlich der Religionskultur, sollten fortan strikt getrennt werden. Die Integration ins Ganze hatte abgewirtschaftet. Dissonanz ist das, was übrigblieb. Keine Tonalität in der Musik, sondern eine neue Ordnung der zwölf Töne, die aber nicht mehr zur emotionalen Beruhigung einladen konnte. Keine Farb- und Formenkomposition, die die Gegensätze ausglich, keine *coincidentia oppositorum* (Zusammenfall der Widersprüche),

sondern der Widerspruch, die Dissonanz unaufgelöst. Der Kunst war aufgegeben, dies als Wahrheit herauszuschreiben, weil die übrige Kultur, einschließlich der Religion, so vieles verdrängte. Mir scheint, dass diese Konsequenz eine Folge des Schwundes der Bindekraft der Religion des Kreuzes ist.

Rilke urteilt selbst, dass die Elegien eine bestimmte „Norm des Daseins“ aufstellen. Norm in diesem fließenden Gewebe der dichterischen Phantasien, in diesem Ansetzen und Abbrechen und Neubeginnen? Wo das Endliche, der Tod anzunehmen ist? Rilke will das „endgültige freie Jasagen zur Welt“ jenseits der Gegensätze von Glück und Unglück, Leben und Tod. Des Künstlers Maß sei „nicht die Spanne zwischen den Gegensätzen [...] Wer denkt noch, dass die Kunst das Schöne darstelle, das ein Gegenteil habe [...] Sie ist die Leidenschaft zum Ganzen.“ (Das Testament, 23) Wie ist das aufrichtig möglich angesichts der zerrissenen Welt? Wir werden sehen.

Aber es ist noch etwas anderes, das die Musiker, Dichter, Maler, Bildhauer und Tänzer um die Jahrhundertwende und dann bis in die 20er-Jahre des 20. Jahrhunderts hinein bewegt: die Loslösung von konventionellen Begrenzungen.

Alles wird in Frage gestellt und aufgebrochen. War schon der Aufbruch in die bürgerliche Gesellschaft um 1800 eine kulturelle Revolution gewesen, die einen Beethoven ästhetische Grenzen sprengen ließ, weil ein neues Zeitalter anzubrechen schien, so hat sich nun um 1900 Umwälzendes ereignet: Die Technik hatte die Welt beschleunigt und Grenzen eingerissen. Die Gesellschaft war durcheinander gewirbelt worden. Jahrhunderte alte Selbstverständlichkeiten wurden brüchig. Das Leben und seine Normen waren nicht mehr vorgegeben, sondern mussten neu erschaffen und begründet werden. Die Perspektive schwand, indem der Horizont immer weiter in die Ferne rückte. Schnelles Reisen rund um den Globus brachte nicht nur Horizonterweiterung oder Horizontverschmelzung, sondern der Raum selbst schrumpfte. Ebenso wie die Zeit. Dabei wird die Exotik anderer Kulturen zur eigenen Möglichkeit, zum Rückzug von einer als abgelebt empfundenen europäischen Kultur, und zum Reiz der neuen sinnlich entfesselten Rhythmen, wie sie sich in orientalischen Klängen zu verwirklichen schienen. Ob nun die Zeit zum Raum wird, wie in Wagners Parsifal, oder der Raum zur Zeit, wie vielleicht im impressionistischen Auflösungsprozess

der festen Form (bei Debussy wie bei den Pixel-Malern) – Zeit und Raum werden relativ. Einsteins Relativitätstheorie von 1905 ist mehr als eine physikalische Theorie, sie drückt ein Lebensgefühl aus. Grenzen sprengen. Aufbruch im Sinne des Abrisses alter Lebensgebäude und im Sinne des vorwärts stürmenden Dranges zu neuen Lebensgestaltungen. Wenn es je eine Epoche der wilden Grenzüberschreitungen gab, dann waren es die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts in Paris und die 20er-Jahre in Paris und Berlin. Am 29. Mai 1913 wurde Igor Strawinskys Ballett „Le Sacre du Printemps“ („Das Frühlingsopfer“) in Paris uraufgeführt. Die Tumulte bei der Premiere sind Legende. Man spürte Abschied und Aufbruch mit einer Vehemenz, die das Theater erschütterte, mehr noch: Die moderne Musik war geboren worden. In Berlin wurde auf Betreiben Max Reinhardts am 23. Dezember 1920 Arthur Schnitzlers „Der Reigen“ aufgeführt, zehn erotische Dialoge. Das Stück löste einen der größten Theaterskandale des 20. Jahrhunderts aus und zog einen Gerichtsprozess nach sich. Auch hier also Durchbruch durch Grenzen und ganz neue Sichtweisen.

Dem entspricht Picassos Multiperspektivik, Kandinskys Abstraktion, Klees hintergründige Symbolik, Labans Choreutik, die eine neue Geometrie der menschlichen Bewegungsmuster entdeckte. Und eben Rilkes Duineser Elegien. Nicht die Inszenierung des Chaos stand auf dem Programm, sondern die Suche nach tieferen, weiteren, höheren Ordnungen jenseits der christlich-europäisch-bürgerlichen Konvention. Dies sind auch neue Perspektiven auf Raum und Zeit, auf ein „Offenes“ jenseits dieser beschränkten Wahrnehmungsformen, wie sie auch in der Bildenden Kunst und der Musik jener Zeit aufgebrochen werden, etwa im Kubismus und in der atonalen Musik. Multiperspektivik ist die neue ästhetische Möglichkeit.

In diesem Kontext sei ausführlicher auf Wassily Kandinsky (1866–1944) verwiesen, weil an seiner Ästhetik sichtbar werden kann, was Rilke mit seiner Dichtung versprachlicht bzw. „musikalisiert“. Kandinsky steht wie kaum ein anderer Künstler für die Inszenierung der Zeitlichkeit im Vorgang des konstruktiven Malens, und man wird Rilke vor diesem Hintergrund besser verstehen, vor allem in der geistigen Bewegung von außen nach innen, wie beide sagen. Interessant ist, dass Kandinsky 1910 im Vorwort zur ersten Auflage seiner großen Theorieschrift „Über das Geistige in der Kunst“ davon spricht, dass eben jene Gedanken, die er in dieser Schrift entwickelt, „Resultate von Beobachtungen und Gefühls Erfahrungen“ sind, Produkte eines Erfahrungsprozesses also, den er selbst beobachtet. Das innere Erkennen, so Kandinsky weiter, werde durch Literatur, Musik und Kunst vermittelt, und zwar in einem spirituellen Sinn, der sich – so sagt er explizit – von Indien anregen lassen solle. Denn dort würden trans-materielle psychische Phänomene ernst genommen, systematisch entwickelt und studiert. Dort gebe man Raum „dem nicht-materiellen Streben und Suchen der dürstenden Seele“. Kandinsky erläutert dies in einer Bemerkung über die Einheit von Materie und Geist.

Er schreibt: „Es ist hier oft die Rede vom Materiellen und Nichtmateriellen und von den Zwischenzuständen, die „mehr oder weniger“ materiell bezeichnet werden. Ist alles Materie? Ist alles Geist? Können die Unterschiede, die wir zwischen Materie und Geist legen, nicht nur Abstufungen der Materie sein oder nur des Geistes? Der als Produkt des „Geistes“ in positiver Wissenschaft bezeichnete Gedanke ist auch Materie, die aber nicht groben, sondern feinen



Das Schloss von Duino in einer aktuellen Aufnahme. Duino liegt in der norditalienischen Region Friaul-Julisch-Venetien, hoch über der Adria.

Foto: akg-images

Rilke) mit Metaphern der Reinigung, geradezu ersatzreligiös aufgeladen, begrüßten. Zeitweilig jedenfalls. Es wurde „Nacht über Europa“, wie Ernst Piper seine erschütternde Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs benennt. Nicht die ersehnte romantische Nacht der Liebe und Inkubation, wie von Novalis' Hymnen an die Nacht bis zu Nietzsches Mitternachtslied im Zarathustra, sondern die Nacht, in der die Geisteslichter ausgingen und Millionen Menschen ihr Leben verloren. Kein Neuanfang, sondern Ende. Franz Marc, der anfänglich Begeisterte (wie übrigens auch der Maler August Macke), weil er Erneuerung des Erstarrten, Reinigung des Verkommenen erhoffte, sprach vom „europäischen Bürgerkrieg“, einem „Krieg gegen den inneren, unsichtbaren Feind des europäischen Geistes“. 1916 fiel der junge, hochbegabte Maler des Expressionismus an der Front, der mit seinen Freunden im „Blauen Reiter“ das umzusetzen versuchte, was Rilke in den Duineser Elegien begonnen hatte und fortsetzte: eine Verwandlung des Geistes durch neues Sehen, durch eine Innenschau, eine Befreiung von den äußeren Formen und Konventionen. Doch dieser Reiter entpuppte sich im Krieg als apokalyptischer Reiter des millionenfachen Massentodes. Auch die Sprache – sie war erstickt im Propagandagetrommel der Massenmedien und dichterischen Verbiegungen, die den Krieg und den Heldentod als Sinn des Lebens verkündeten. Eine Evangelisierung des Wahnsinns. Befreiung hatte der Geist des 19. Jahrhunderts gewollt, Sklaverei war gekommen. Der Befreite war zum Gefreiten mutiert.

V. Die Duineser Elegien

Das also ist der Raum, in den Rilke seine Elegien hinein dichtet. Rilke hat damit 1912 auf Schloss Duino begonnen, dann wurde die Arbeit fast ganz unterbrochen für zehn Jahre. Die Unrast, der Krieg, Zweifel ließen Rilke nicht zur

Sinnen fühlbar ist. Was die körperliche Hand nicht betasten kann, ist das Geist?“

Indien hat für diese Realitätsebene das Konzept vom subtilen Körper, *sukshmatharira*, entwickelt. Kandinsky kannte nicht die Details, aber er hat, angeregt auch durch die Theosophie, Ahnungen entwickelt. Das Medium der Inszenierung dieser Realität sind bei ihm Farben, Formen, Klänge, auch Farb-

IV. Untergang und Aufbruch – Aufbruch und Zusammenbruch

Man kann diese Entwicklungen religiöns- und geistesgeschichtlich deuten als Emanzipation neuer Formen, Techniken und Darstellungsmöglichkeiten. Man

sollte diese Dynamik aber auch in den Kontext der politischen Zeitgeschichte stellen. Eine Zeit des nationalistischen Furors, der sich vor genau 100 Jahren in der Katastrophe schlechthin entlud, im Ersten Weltkrieg, die viele (auch Literaten und bildende Künstler, einschließlich

Es ist nicht ein Heiliges jenseits der konkreten Form, sondern das Wesen der Form in ihrer Gestaltungskraft.

klänge, aber die Strukturen des Prozesses liegen im Erkennen, und zwar im Erkennen des Zusammenhangs, wo ein Element seine Identität aus dem je anderen gewinnt. Dieser unendliche Bezug (wie Rilke sich ausdrückt) ist, so scheint mir, dem nicht unähnlich, was in den indisch-buddhistischen Traditionen Leerheit genannt wird: Nichts ist aus sich selbst, sondern abhängig von allen anderen Erscheinungen. Wir werden das in den Elegien-Texten aufspüren und erläutern. Es ist nicht ein Heiliges jenseits der konkreten Form, sondern das Wesen der Form in ihrer Gestaltungskraft. Ist es das, was Rilke mit dem „reinen Bezug“ meint? Hat des Buddhas Einsicht oder Kandinskys Intuition von der feinstofflichen Energie in und hinter allem, der Zusammenhang im wechselseitigen Entstehen und Vergehen aller Erscheinungen, bei Rilke ein dichterisches Echo hinterlassen, so dass wir viele seiner Sprach-Bilder neu lesen und betrachten können? Ich möchte dies bejahen und werde die Begründung bei der Interpretation vor allem der 8. Elegie geben.



Foto: Wikipedia

Ludwig Rubelli von Sturmfest – vor allem bekannt durch seine Darstellung der Seeschlacht von Lissa – malte Schloss Duino Ende des 19. Jahrhunderts.

Ruhe kommen. Im Februar 1922 überkommt ihn im Château de Muzot die Inspiration, er vollendet das gesamte Werk in wenigen Tagen, zeitgleich die Sonette an Orpheus. Zweimal, vor der Inspiration von 1912 und dann vor der Fortsetzung und Vollendung 1922, erlebt sich Rilke in niedergeschlagener, hilfloser Einsamkeit. Er fühlt sich unproduktiv „wie etwa ein Gelähmter [...], der nicht einmal mehr die Hand geben kann“ (Brief an Lou Andreas-Salomé vom 10. Januar 1912). Dann kommt plötzlich die Inspiration über ihn, wie ein Sturm. Rilke kannte tiefere spirituelle Erfahrungen, die man oft unter der nicht unumstrittenen Rubrik der „mystischen Erfahrungen“ zusammenfasst, deren herausragende und am besten dokumentierte das „Erlebnis“ von 1912 in Duino ist, niedergeschrieben zuerst 1913, veröffentlicht dann fünfmal, zuerst 1919.

Rilke selbst misst dieser Aufzeichnung größte Bedeutung bei und schreibt, dies sei „die intimste, die ich je aufgeschrieben habe“. Wir werden darauf im Zusammenhang mit der 1. Elegie zurückkommen. Seine Beschreibung des Ereignisses der Dichtung bei der Fortsetzung und Vollendung der Elegien zehn Jahre später im Muzot in einem Brief an Lou Andreas-Salomé (11. Februar 1922) liest sich so: „Alles in ein paar Tagen. Es war ein Orkan, wie auf Duino damals: alles, was in mir Faser, Geweb war, Rahmenwerk, hat gekracht und sich gebogen.“

Was ist das Thema der Elegien? Trotz der Vielschichtigkeit, der subtilen Bezüge und unendlich schillernden Metaphern lässt sich doch ein Tenor herauschälen, der freilich nicht erst in den Duineser Elegien vernehmlich wird, sondern schon im Malte, ja im Stundenbuch angelegt erscheint: Es geht um die Vergeistigung der endlichen Dingwelt, in der sie ihre subtile, endgültige, zeitfreie Gestalt findet.

Um die Bewältigung des Endlichen und des Todes. In dem unendlichen Bezug, so Rilke, in der Überwindung von Denk- und Sprachgrenzen durch eine zunächst imaginierte, dann existenziell eingeübte neue Geisteshaltung des Loslassens ins Offene, wird diese Transformation besungen. Alle Fixierung – sei sie mentaler, psychischer, materieller Art –, jede Gier nach Ego-Perspektive und Besitz soll aufgegeben werden, so dass eine poetisch-visionäre Freiheit entsteht, die das Leid durch Akzeptanz integrieren kann. Eine besitzfreie Liebe, die einen Weltinnenraum ohne Grenzen eröffnet. Man kann dies als Bewältigung des Umbruchs der Epoche lesen. Es ist aber mehr. Es ist auch der Versuch, die Gegensätze zu vereinen, die Freud in der Analyse des Unbewussten aufgezeigt hat, die Gegensätze von Eros und Thanatos, von Sehnsucht nach Liebe und Aggression. Oder der Versuch, das menschliche Potenzial zu beschreiben, das als Aufgabe ansteht – hier spannt sich der Bogen von Nietzsches „Übermensch“ zu Rilkes „Engel“. Als Versuch, die Spaltung von Immanenz und Transzendenz im Augenblick der Rühmung des Gegenwärtigen aufzuheben, denn die Rühmung des Hiesigen, wie sie die Sonette an Orpheus bestimmt, ist hier in den Elegien grundgelegt.

Rilkes gebrochener Sprachrhythmus in den Elegien entspricht diesem Inhalt: Wortgruppen werden auseinander gerissen und ganz ungewöhnlich kombiniert, die Syntax zerbricht. Sprachbilder werden multiperspektivisch ineinander gesetzt, eine Technik, die an kubistische Malerei erinnert. Und das „Wer“ der ersten Elegie, das poetische Ich und das ganz distanziert distanzlose „Wir“ bleiben unbestimmt. Der Engel ist die mysteriöse Figur, die ihr Angesicht verhüllt und zugleich öffnet, herrlich und

schrecklich zugleich. Bestimmt und unbestimmt, und über die Strecke der Elegien hinweg facettenreich vielsagend. Alles das will den Bezug ins „Offene“ ermöglichen. Sprache, die sich selbst aufhebt. Das aber ist der Gestus des Mystikers. Kann Rilke so gedeutet werden?

VI. Die Metapher der Nacht – Neuschöpfung und Unendlichkeit

Das Bild der Nacht ist für Rilke zentral. Die Nacht als Zeit des Windes voller Weltraum (1. und 2. Elegie), die Nacht der Sterne (besonders in der 7. und 10. Elegie), die Gefahren der Nacht (3. Elegie).

Religionsgeschichtlich steht die Nacht als Metapher für das Dunkle menschlicher Existenz, verbunden auch mit dem Geburtsschmerz. Sie kann als Göttin auftreten, wie in Homers Ilias, die auch Zeus, der Gott des Tages, zu respektieren hat. Persephone wird in die Nacht der Unterwelt geschickt, um bis zum Frühlingserwachen in den Tiefen des Hades zu trauern. Die Nacht ist der Beginn des Neuen: In der Heiligen Nacht wird der Erlöser geboren. Im indischen Mythos ist *pralaya*, der Zwischenzustand zwischen einem Weltuntergang und der Entstehung eines neuen Universums, eine dunkle und kalte Nachtzeit, die gleichwohl den Keim des Neuen in sich trägt.

Einer der grundlegenden Texte für die romantische Nacht-Metaphorik im gesamten 19. Jahrhundert sind die „Hymnen an die Nacht“ von Novalis (1800), die wiederum in den Überlieferungen der Mystik und des Pietismus wurzeln. Die Nacht ist der sakrale Raum der Initiation, Sinnbild des Unendlichen und Umfassenden, Zeugen der wie Gebärenden. Rilke ist davon tiefest geprägt.

Seit Kant und über die gesamte Romantik hinweg bis zu Nietzsche kommt der „gestirnte Himmel“ mit seiner unendlichen Tiefe und Weite hinzu. Symbolischer Raum der erhabenen Größe. Dieses Sentiment – eine Verknüpfung aufklärerischen Geistes und frühromantischer Empfindsamkeit – findet sich nicht nur bei Dichtern von Matthias Claudius bis hin zu Rainer Maria Rilke. Es ist auch Inbegriff der allgemeinen Frömmigkeitsgeschichte, die sich sogar in den amtlich bestätigten Gesangbüchern für das Untertanen-Volk niederschlägt. Und an der Rilke trotz allen Abstandes zum Kirchenchristentum erheblichen Anteil hat. Ein ergreifendes Beispiel habe ich gefunden als Nr. 76 des Buches „Christliche Religions-Gesänge für die öffentliche und häusliche Gottesverehrung, gesammelt von dem geistlichen ministerio des Danziger Freistaates“, gedruckt 1810:

1. O Sternennacht! O Silberlicht, das durch die dunklen Wolken bricht! O Bild, von dessen Herrlichkeit, der jene Sterne hingestreut!
2. Ein heilger Schauer überfällt mich, nie empfundene Ahnung schwellt den Busen und mein Auge starrt! Ich fühle Gottes Gegenwart.
3. Ich sehe keine Sterne mehr, nein! Lauter Welten um mich her; Es strebt und forscht der kühne Sinn durch alle diese Welten hin.
4. Ich schweb im grenzenlosen Raum Der Schöpfung; als ein Lichtpunkt kaum erscheint nun unser Erdenball mir in dem großen Schöpfungsaall.
5. Durch Millionen Welten fliehet Voll Staunen jetzt mein Geist, und sieht in jeder, wie in unsrer Welt, von Gott Bewohner aufgestellt.



Der Vortragssaal war mit rund 450 Personen sehr gut gefüllt.

6. Und alle sind, wie wir beglückt, und Gottes Vaterauge blickt auf alle gütig, wie auf uns, und sorgt für alle, wie für uns.
7. Gott! Wie groß erscheinst du hier im Staube? Worte fehlen mir, womit ich dich lobpreisen kann, die Seele betet schweigend an!

Der „heilge Schauer“ und die Ahndung göttlicher Gegenwart im grenzenlosen Raum verbinden sich mit der Heilsgewissheit, dass nicht nur dieser Erdenball, sondern das ganze Univer-

sum mit multiplen Welten, die bewohnt sind, in Gottes gütiger Hand ruhen. Allversöhnung, die sich nicht nur auf diese unsere Welt beschränkt. Relativierung der menschlichen Raumzeit, und gerade dadurch das Gefühl des Erhabenen, das schweigend anzubeten ist. Das Unendliche als fühlbarer Rausch, wie er auch in Schillers „Ode an die Freude“ und bei Beethoven anklingt. Das schwingt bei Rilke nach. □

Der gesamte Zyklus der Vorlesungen erscheint im Frühjahr 2015 als Buch voraussichtlich bei Herder.



Professor Michael von Brück (li.) zusammen mit seinem Bayreuther Kollegen Prof. Dr. Ulrich Berner, der an der dortigen Universität Religionswissenschaft lehrt.